

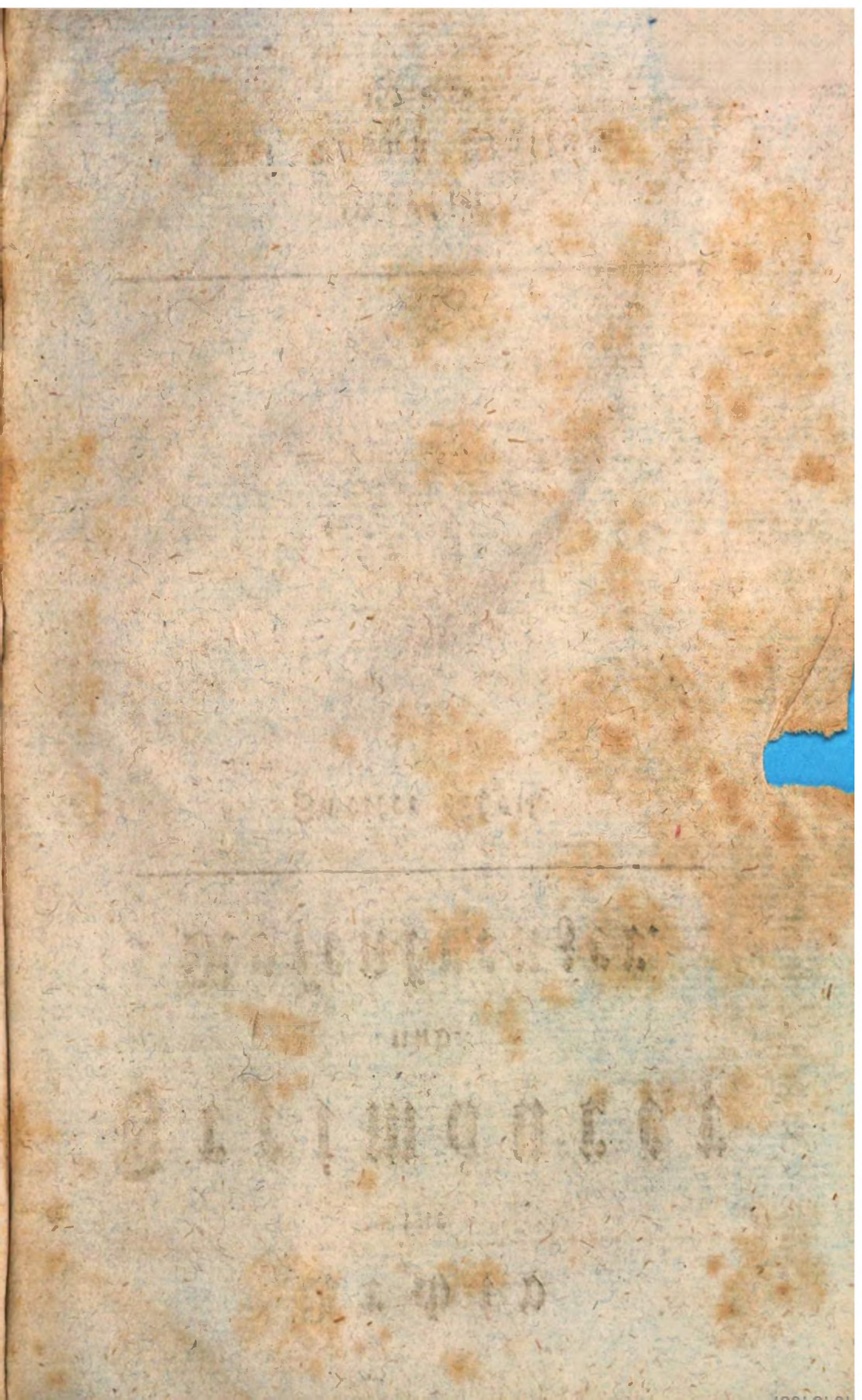
Archiv
für
Freimaurer
und
Rosentkrenzer.

Zweiter Theil.



Berlin
bei August Mylius.

1785.



Vorrede.

Bei diesem zweiten Theile des Archivs ist man nicht von dem in der Vorrede zum ersten angegebenen Plane abgegangen. Er erscheint später, als man gesonnen war, ihn zu liefern. In der Folge wird jede Leipziger Jubilate-Messe ein neuer Theil ausgegeben werden, und man kann um so gewisser diese regelmäßige Fortsetzung versprechen, da die Herausgeber und Mitarbeiter nicht mehr, wie bisher, durch so mancherlei Vorfälle und Widerwärtigkeiten von einer regulären Arbeit abgehalten zu werden fürchten.

Man kann mit Gewißheit versprechen, daß das Interesse des Archivs eher zu als abnehmen wird. Der erweiterte Briefwechsel der Herausgeber, die verschiedenen Auftritte, welche seit einiger Zeit unter den Freimaurern und Rosenkreuzern vorgefallen sind, und noch vorfallen werden, und der freie Gebrauch einer sehr ansehnlichen, und in diesem Fache besonders reichen Bibliothek gründen dieses Versprechen.

Da verschiedene eingelaufene Briefe uns belehren haben, daß das Archiv auch ausserhalb Deutschland Leser und Freunde gefunden hat, und wir bedacht haben, daß ihr Wunsch, eine genauere Anzeige und ein unpartheißches Urtheil über die neuesten Schriften, welche über die Maurerei und dahin einschlagende Gegenstände in so großer Menge erscheinen, zu erhalten, weder den Wünschen, noch dem Interesse anderer, besonders deutscher Leser, zuwider seyn kann, indem kein unpartheißches, kritisches Institut für Freimaurer und Rosenkreuzer-Schriften anderweitig vorhanden ist, und es theils schwer fällt, die vielen

Sachen

Sachen alle zu kaufen, theils auch eine sehr große Nothwendigkeit entsteht, so manchen Schriftsteller dieses Fachs, der sich vor aller Beleuchtung zu sicher hält, und daher glaubt, er könne nur in den Tag hinein schreiben, in seinem wahren Lichte darzustellen; so werden wir in der Folge, wie auch schon dieses mal geschehen ist, nicht nur so bald als möglich eine vollständige Anzeige der neuesten Schriften unsers Fachs, und so zu sagen ein Repertorium derselben liefern, sondern wir werden auch besondern Fleiß auf die Prüfung und Achtung dieser Schriften verwenden. Für die Herausgeber ist diese Vollständigkeit allerdings sehr kostbar, da die Verfasser und Verleger, ihre Bitte, an unsern Herrn Verleger ihre neuen Werke einzusenden, und sich der Zurückgabe derselben in der nächsten Messe versichert zu halten, nicht erfüllt haben. Wir wiederholen zwar jetzt diese Bitte, indessen sehen wir ein, daß wir darauf nicht mit Sicherheit rechnen können, und werden uns daher so wenig darauf verlassen, daß die versprochene Vollständigkeit auch ohne eine solche Unterstützung geieistet werden soll. Eben dieser Vollständigkeit wegen werden wir, zum Besten aller, beson-

ders ausländischer Leser, auch die in andern Journalen vorkommenden Merkwürdigkeiten für uns und sie benutzen.

Einige Monate nachher, da der erste Theil des Archis im Publiko war, ist der damalige Herausgeber mit verschiedenen Briefen und Beiträgen beschenkt worden, von denen wir hier einige erwähnen müssen. Jener ehemalige Herausgeber ist zwar durch die Veränderung seines Wohnorts gezwungen worden, die Direktion der Herausgabe einem seiner Freunde zu übertragen, wie wohl er ein Mitarbeiter geblieben ist, und nicht nur zu diesem Theile verschiedene Artikel geliefert, sondern auch zu den folgenden Beiträge versprochen hat. Von denen an ihn eingelaufenen Aufsätzen sind schon in diesem Theile verschiedene angenommen worden; andere hat man beschlossen, entweder allein, oder mit Zugiehung ihrer Verfasser, wenn sie sich genannt haben, etwas abzuändern, weil sie, mancher Ursachen wegen, Abänderung zu erfordern scheinen.

Von denen Briefen, die an ihn, zum Theil auf eine sonderbare Weise als verwechselten Herausgeber der jetzt verbotenen Freimaurerzeitung, eingelaufen sind, ist es nothwendig, einiger Korrespondenten zu erwähnen.

Einer der ersten, die mit dem vorigen Herausgeber Briefe gewechselt, war Herr E. v. E. zu N. Er wandte sich an den Herrn Verleger, und verlangte von demselben den Namen des Herausgebers zu wissen. Er bezeugte, daß es nicht weibliche Neugierde sey, die ihn zu dieser Bitte triebe; er habe vielmehr andre Absichten, und unter andern versicherte er, eine sehr ansehnliche rosenkreuzerische Bibliothek zu besitzen. Ihm liege es nun daran, den Mann zu kennen, mit dem er zu thun haben wolle, und der Mann habe von der Mittheilung seines Namens, das versichere er heilig, nichts zu befürchten, er wolle ihn treulich verschweigen. Der genannte Herausgeber stand nicht an, sich dem Herrn v. E. zu entdecken, und wie uns dünkt, mit einer Aufrichtigkeit, die ihm Ehre machen sollte. Erst später hin haben wir erfahren, daß Herr v. E. an der Herausgabe verschiedener

neuer rosenkreuzerischer Schriften unmittelbaren Antheil gehabt habe. Hätte das unser Mitarbeiter gewußt, so würde ihn vielleicht die offenbare Verschiedenheit seiner Grundsätze von denen des Herrn v. E. behutsamer gemacht, und seine natürliche Aufrichtigkeit etwas gemäßigt haben. Indessen verhehlte er sich nicht; aber er konnte auch, wie wir wenigstens, und wahrscheinlich jeder Billigdenkende mit uns, gestehen müssen, für diese Aufrichtigkeit von dem Herrn v. E. Dank erwarten, wenn er ihn nach genauerer Kenntniß auch nicht mehr für den Mann, den er suchte, halten mochte. Diese Beleidigung des Wohlstandes können wir nicht unangezeigt lassen, selbst wider Willen des vorigen Herausgebers; und wir gestehen, daß wir durch ein so seltsames Betragen in unsern Aeußerungen behutsamer zu gehen bewogen werden, und nicht leicht ein anderer von unserer Treuherzigkeit einen ähnlichen Mißbrauch machen soll.

Wir finden verschiedene andere Briefe in der uns überlieferten Registratur, deren Verfasser sich sehr wohlthendend darstellen, und von deren Redlich-

lichkeit man die günstigste Meinung hegen muß. Diese Männer haben sich in aller Redlichkeit eines frommen Herzens an den damaligen Herausgeber gewandt, und ihn um Rath gebeten, weil sie voraussetzten, daß er treu und klug genug sey, sie mit gutem Rathe zu unterstützen. Wir sind, sagen sie, mit dem größten Eifer, vom Anfange an, der Maurerei ergeben gewesen; haben ihr 12, 15, 20 Jahre lang als treue Brüder angehangen, und sind alle Grade hindurch geführt worden, mit beständigem Versprechen, daß wir nun zum Lichte gelangen sollten. Und dennoch, was hatte man uns hindurch geführt? „Einen Irrgarten, dessen Ausgang verschlossen ist!“ — „Oft, (sagt der Eine) dachte ich bei mir selbst, sollte denn alles dein redlichstes Streben ohne des vielen Geldes zu gedenken, vergeblich gewesen seyn? Ja, fährt er fort, der Verfasser hat Recht, welcher (Archiv I Theil S. 31.) sagt: Man handelt unrecht, wenn man nicht alle Vergnügungen und Vortheile, die in seinem Wege liegen, mitnimmt; man thut wohl daran, ein Maurer zu werden; aber man thut übel, seine Vollendung zu suchen.“ —

Die meisten dieser redlichen Männer schränkten sich dann auf Geselligkeit und freundschaftlichen Umgang ein. Aber sie fügten bittere Klagen hinzu, daß sie auch diese nicht überall gefunden haben. Sie betreiben, sagen sie, ihre Geschäfte nach ihren besten Einsichten mit Rechtsschaffenheit und Treue, und sie danken, Gott, der ihren Beruf gesegnet hat. Und so endlich zur Sache. Sie kamen in die Bekanntschaft von Männern, die ihnen als rechtschaffen bekannt, und ihres Standes wegen, hochachtungswürdig waren. Man versprach ihnen zur Schadloshaltung für so viel vergebliches Warten, das so sehnlich begehrte Licht. Man wollte sie zu Söhnen der Weißheit machen; indessen betrug man sich mit äußerster Verschwiegenheit gegen sie, beehrte sie bloß mit einigen Aufträgen, und verlangte die Anschaffung gewisser Bücher. Diese waren meist kostbar, und jene Aufträge ebenfalls zeitverderbend. Indessen rückte die Zeit der Aufnahme näher. Noch entstanden bei ihnen Zweifel: daß sie ihre Obern nicht kennen sollten. Und nun verlangten sie Wahrheit, und Rath. Er ist ihnen, jedem nach seinen Verhältnissen, gegeben.

geben worden, wie man nach Pflicht und Kenntniß gekonnt hat. Wir dürfen nicht viel darüber sagen, ohne zu sündigen; aber wie mancher redliche Bruder wird sich hier geschildert finden!

Aus einem benachbarten, seiner maurerischen Geheimnisse wegen sehr berühmten, großen Reiche, lief das Schreiben eines würdigen Bruders ein, welchem in der Folge mehrere gefolgt sind. Auch hiedon ein paar Worte. So sehr wir von dem Briefwechsel dieses würdigen und rechtschaffenen, auch seines Standes wegen schätzbaren Mannes zur Ehre rechnen, so müssen wir doch gerade ihn erwählen, um einen Irrthum, den der vorige Herausgeber nicht voraus sehen konnte, und in welchen man auch in Absicht unserer gerathen möchte, anzuzeigen, in welchen, wie unsere Registratur ausweist, verschiedene Leser, vor allen aber jene würdige Ausländer, verfallen sind. Es war im 1 Theile, die berühmte Fama Fraternitatis, nebst der allgemeinen Reformation der ganzen Welt, welche bekanntlich schon Anfangs der zweiten Dekade des vorigen Säfuli erschienen, und von Valentin Andrea geschrieben sind, in einem für

für unsre Zeiten passenden Deutsch, abgedruckt worden. Dieser Abdruck hat verschiedene Leser nun zu einem doppelten Irrthume verleitet; sie haben die Fama, eines Theils, für das ganz neue Werk einer neuen Brüderschaft gehalten, und geglaubt, daß jetzt zu unsern Zeiten jene Umänderung des ganzen wissenschaftlichen, politischen, und Moralsystems angekündigt, und jeder gelehrte, denkende und redliche Mann zur Theilnahme an einem so heilsamen Vorhaben eingeladen werde; theils haben sie uns, die Verfasser des Archivs für die einladende Gesellschaft gehalten, auch sich überredet, daß wir uns im Besitze des opus magnum befänden, und zu dem Ende gebeten, solches besagte große Werk ihnen doch fördersamst mitzutheilen. Wir haben zwar unsere Korrespondenten wegen ihres Irrthums belehrt, und wie es scheint, in ihrer guten Meinung von uns dadurch nicht verloren, welches ihnen zur Ehre gereicht, und uns lieb ist. Vorzüglich aber finden wir uns genöthigt anzuzeigen, daß wir uns nirgend für Rosenkreuzer ausgegeben haben, daß man aber, wie uns dünkt, mit Nutzen auch für diesen Orden arbeiten kann, ohne in seinen Geheimnissen ein-
ge-

geweiht zu seyn. Was wir von denjenigen, das in ihren Kraisen vorgehen sol, angeführt haben, ist in der Rezension der bittern Schrift eines abtrünnig gewordenen Ordensgliedes geschehen. Wir selber würden uns, auch in seinem Falle, eine solche unrühmliche Rache nicht erlaubt haben, und müssen es ihm überlassen, ob er in seinem Gewissen darüber gerechtfertigt sey. Die Leser aber belieben zwischen denjenigen, was in den Rezensionen wir, und was die Verfasser der rezensirten Schriften, sagen, ja den so nöthigen Unterschied zu machen, weil eben daher, daß sie ihn nicht gemacht haben, so verschiedene Vorstellungen von uns, die ungegründet sind, bei ihnen erzeugt worden.

So bereit und willig wir übrigens sind, jedermann, der sich mit Vertrauen zu uns wendet, zu rathen und zu dienen: so müssen wir doch bitten, uns mit dem Briefporto zu verschonen, im Fall ein solcher Briefwechsel für uns weiter keine Vortheile mit sich führet, und die Korrespondenten bloß zu ihrem Besten schreiben. Gern tragen wir es, wenn uns nützliche Beiträge und

Nach-

Nachrichten gegeben werden. Aber man wird nicht fordern, daß Privatleute, die nicht reich sind, einen für sie unnützen Briefwechsel mit vielen Kosten führen sollen, wenn wir gleich zur Unterhaltung des Briefwechsels selber, so bereit als willig sind.

Die Herausgeber.

Inhalt.

I n h a l t.

	Seite
I. Circulare der Provinziallogen zu Frankfurt und Wehlar.	1.
II. Ueber eklektische Philosophie, und eklektische Freimaurerei.	12.
III. Allgemeine Betrachtungen über einige philosophische Wörter.	33.
IV. Naudé's Schutzschrift für alle große Männer, die der Magie bezüchtigt worden.	125.
V. Alphabetisches Verzeichniß derer Namen, welche der Stein der Weisen in den Schriften der hermetischen Künstler führet; von M. D. L. P.	202.
VI. Angeschuldigte Gaunerei, unter geweihtem Vorwande.	213
	VII.

Inhalt.

	Seite.
VII. Pythagoras.	222
VIII. D. Jakob Price zu London.	227
IX. Erwiesene Wahrscheinlichkeit, daß auf dem Salomonischen Tempel Blitzableiter angebracht gewesen.	300
X. Gedichte aus den Papieren eines Freimaurers von der heiligen Rose.	211.
XI. Raisonement über die Mittel, wodurch Privatpersonen und Gesellschaften sich öffentliche Achtung erwerben.	320.
XII. Rezensionen.	337.
XIII. Vergleichung des Stammes Levi der Juden, nach Mose Einrichtung, mit dem vormaligen Priesterstande der Egyptier.	414.

I.

Ehrwürdige, liebe und werthe Brüder!

Wer nur einigermaßen in der Maurerei bewandert ist, und über die drei symbolischen Grade derselben mit Aufmerksamkeit nachgedacht hat, wird ohne Zweifel eingestehen, daß Freiheit und Gleichheit die Grundlinie unseres ehrwürdigen Ordens ausmachen. Diese sind der Fels, worauf vormals die ehrwürdigen Stifter jenes der Menschheit so ruhmvolle Gebäude errichteten, und dieses Fundament sollte für die Festigkeit desselben in der spätesten Zukunft Bürgen sein. Weisheit, Stärke und Schönheit dienten zu Grundpfeilern: Menschenliebe, Eintracht und Freundschaft waren der Kitt, der es verbinden sollte. Auf solche Weise hat sich dieses herrliche Denkmal mehrere Jahrhunderte hindurch unerschütterlich in dem größten Glanze erhalten.

Je offener und erwiesener diese Wahrheiten sind, je mehr muß ein jeder Bruder, der an dem Schicksal unseres Ehrwürdigen Ordens Antheil nimmt, bei dem Anblick des traurigen Zustandes, worin derselbe sich fast

in allen Ländern Europens befindet, gerührt werden. Ein jeder, der die ersten Gesetzbücher mit Aufmerksamkeit gelesen, und den Geist unseres Königlichem Ordens studiert hat, der noch ausserdem die in seinem Innern vorgefallene verschiedene Begebenheiten, und die verschiedene Schriften, welche öffentlich, und fast sämmtlich bei Gelegenheit eben dieser Vorfälle erschienen sind, mit unpartheiischem Auge betrachtet, wird darin, wenn er, vermöge einer ruhigen Vernunft, einer gesunden Philosophie, der Kenntniß der Geschichte und des gegenwärtigen Zustandes der Sozietät in Europa, alles dieses vergleicht und wohl erwägt, eben denselben Kontrast finden als zwischen dem Tempel Salomons und dem Thurme zu Babel. Bei dem ersten Eintritt in den Orden wird des neu aufgenommenen Bruders Einbildungskraft durch die reizende Vorstellung erhöht, daß er nun, da ihn die reinste Freundschaft und eine wahrhaftig brüderliche Zärtlichkeit mit dem besten, rechtschaffensten und tugendhaftesten Theile der Menschen verbunden, auf dem Pfade der Tugend, der Wahrheit und der Weisheit wandeln werde. Was erblickt er aber, wenn die Binde von seinen Augen fällt? Sekten, welche in Betref ihrer vorgesezten Zwecke sowol als ihrer Lehren unter einander verschieden sind, und welche, obgleich im Schoosse der Eintracht erzeugt, Herzen, die ein brüderliches Band verknüpfte, auf solche grausame Weise trennen, daß sie sich unter einander von Grund ihrer Seelen hassen und verfolgen müssen. Selbst zu einer Zeit, da Philosophie und Duldung den Gegnern

des

des Ordens das Schwerdt endlich aus den Händen gewunden, steigt der Geist der Zwietracht und der Verfolgung mitten unter den Brüdern hervor, und ist, da der Orden von äussern Unruhen befreiet ist, wird unser Tempel durch innere Spaltungen zerrüttet werden. Mit denselben haben sich Despotismus, Haß, Stolz, Habsucht, Fanatismus, Durst nach Unterscheidungszeichen in das Heiligthum der Eintracht eingeschlichen, und drohen dem ganzen Gebäude den völligen Einsturz.

Alle diese Unglücksfälle haben unsern Ehrwürdigen Orden nur getroffen, seitdem man angefangen hat, seine Grundlinie zu untergraben: das ist, die Freiheit und die Gleichheit. Und welchen Angriffen von aussen ist er nicht ausgesetzt, wenn man fortfährt, jene Grundgesetze zu verletzen! Muß man nicht befürchten, daß die Regierungen endlich aufhören werden mit gleichgültigen Augen anzusehen, wie ein ansehnlicher Theil ihrer Unterthanen durch die Maurerei sich verbinde, fremde Fürsten und Partikuliers für ihre Obern zu erkennen, und Summen unter sich einsammeln, um sie fremden Logen zu übersenden? besonders wenn die Regierungen die Gegenstände, womit sich einige dieser Logen beschäftigen, in Erfahrung bringen sollten; welches bei dem sich allgemein verbreitenden Geräusch von den so genannten hohen Graden der Maurerei, ihnen nicht mehr lange verborgen bleiben kann.

Lassen Sie uns demnach, Ehrwürdige, liebe und werthe Brüder, mit Klugheit zu Werke gehen, und

weise Maasregeln ergreifen, der uns drohenden Gefahr, so lange es noch Zeit ist, vorzubeugen. Lassen Sie uns in Absicht aller jener Systeme, wovon bis izt kein einziges erwiesen ist, durch Verwerfung alles dessen, was das Mißtrauen der Regierung gegen uns erwecken könnte, eine weise Neutralität vor den Augen der Maurerischen und profanen Welt beobachten. Eine jede Loge mag für sich insbesondere die höhern Grade, welche sie annimmt, und in die allgemeine Verbindung keinen Einfluß haben, verantworten. Vor allen Dingen, ehrwürdige, liebe und werthe Brüder, lassen Sie uns die wahre Maurerei auf jenem einfachen und wahrhaften Fuß, so wie sie vor der Entstehung aller dieser Systeme war, wiederherstellen. Lassen Sie uns alles Urtheilens über ihren Werth, Wahrheit oder Zuverlässigkeit uns gänzlich enthalten. Da nach unserer Meinung die Duldung die erste Pflicht unseres Ordens ist, so wollen wir hier bloß historisch anzeigen, daß durch die Einführung der nemlichen höhern Grade die Spaltungen und Streitigkeiten, wodurch der Glanz des Ordens so sehr verdunkelt worden, darin entstanden sind. Wir leiten daraus um so mehr den gewissen Grundsatz, daß in einer Assoziation, wie die unsrige, nichts als Freiheit und innige Ueberzeugung regieren müsse, und daß die Vernunft sich nicht beherrschen lasse. Endlich lassen Sie uns jene berühmten Männer des Alterthums, die eklektischen Weltweisen nachahmen, welche ohne irgend ein System insbesondere anzunehmen, aus allen

das

das beste und erwiesenste auswählten. Auf solche Weise wird inkünftige die eklektische Maurerei gewiß die beste sein.

Wir hoffen also allen werthen und tugendhaften Brüdern einen vorzüglichen Dienst zu leisten, wenn wir ihnen zu der Wiederherstellung der edlen und ursprünglichen Simplizität in dem Orden den Weg bahnen; wenn wir ihnen seine wahren Grundsätze, zu welchen man sie auf das stärkste verpflichten würde, wieder ins Gedächtniß zurückbringen. Zu diesem Endzwecke haben sich die unterzeichneten Logen, mit vielen in und ausserhalb Teutschland befindlichen Logen assoziiert, um der Maurerei die Würde, das Ansehen, und die Reinigkeit, ihr vormaliges Erbtheil, wiederzugeben; die erloschene brüderliche Einigkeit durch das Band der allergeauuesten Freundschaft wieder anzufachen; und alle sich nur darin etwa entgegenstellende Hindernisse mit vereinten Kräften aus dem Wege zu räumen. Diese Logen haben sich assoziiert, eine eklektische Maurerei zu formiren, und zwar unter folgenden Bedingungen:

1) Alle diese durch das einzige Band der Freundschaft aneinander geknüpft Logen nehmen das alte Ritual der drei symbolischen Grade, und die dazu gehdrigen Teppiche wieder an.

2) Eine jede Loge behält demohngeachtet alle Freiheit, in ihrem Innern so viel mehrere Grade, und von welcher Beschaffenheit sie wollen, anzunehmen, sofern sie solche nur nicht zu einer allge-

meinen Sache der Assoziation macht, und um derselben willen die Gleichförmigkeit der drei maurerischen Grade nicht verändert, so wie es bisher in vielen Systemen der Maurerei geschehen ist. Eine jede Loge wird überdem verbunden sein, dafür in ihrem eigenen und besondern Namen, welchen es eigentlich angehen wird, zu haften.

3) Keine der also assoziirten Logen ist von der andern abhängig. Alle sind gleich, und keine hat das Recht, der andern Regeln vorzuschreiben. Die Namen Schottische und Große Logen hören also gänzlich auf, obgleich laut Art. 2. jede Loge die Freiheit hat, in ihrem Innern Schottische oder andere hohe Grade beizubehalten. Denn es kommt nur allein auf die assoziirten Logen an, ob einige unter ihnen, jedoch ohne den mindesten Einfluß auf die allgemeine Vereinigung, nach eignem Gutbefinden eine Abhängigkeit anerkennen und darnach ihre Einrichtungen treffen wollen, in so weit es, ohne sich dem Regenten verdächtig zu machen, geschehen kann. Desgleichen haben die Brüder Meister jeder Loge das Recht, ihre Meister vom Stuhl und ihre Vorsteher nach ihrem Gefallen zu erwählen, diese aber die andern Beamten der Loge. Sie können sie auf eine bestimmte Frist oder auf Lebenszeit wählen, so wie es die Umstände des Orts, welche sie hiebei einzig und allein zu Rathe ziehen mögen, erfordern.

- 4) Ingleichen hat jede Loge ihre eigene Oekonomie, wovon sie Niemand, als sich selbst oder ihren Beamten, Rechenschaft zu geben schuldig ist. Alle Geldbeiträge einer Loge an die andere, hören schlechterdings zwischen den assoziirten Logen auf; auch sollen sie niemals, unter was für Vorwand es auch sein möchte, wieder statt haben, ausgenommen, wenn einige unter ihnen, welche nicht befürchten dürfen, die Aufmerksamkeit der Regierungen dadurch zu erregen, aus völlig freiem Willen und einmüthig sich dazu verstehen wollen; eine Einrichtung, woran die Assoziation selber aber niemals den geringsten Antheil nehmen wird.
- 5) So wie diese Logen auf keine Weise eine von der andern abhängig sind, so sind sie solches noch weniger von irgend einem Obern, in Absicht der drei Grade der Assoziation, ohne die Einwilligung ihres Regenten.
- 6) Da aber die Assoziation der benannten Logen durch ein allgemeines Bündniß befestiget werden muß, so wird dieses Bündniß in einem harmonischen und freundschaftlichen Briefwechsel bestehen, vermittelt welches man sich alle Vorfälle, die auf den Orden Beziehung haben, mittheilen wird. Dieses zu bewürken muß man nothwendig einige Logen auswählen, welche die Direktion dieses Briefwechsels führen, und gleichsam der Mittelpunkt sind, worin sich alles vereiniget.

- 7) In dieser Absicht und auf Verlangen mehrerer dieser Assoziation beigetretenen Logen, haben sich die Provinzial-Logen, zu Frankfurt am Main, und die Loge Joseph zum Reichsadler in Wezlar, vereinigt die gemeinschaftliche Direktion zu übernehmen, dergestalt, daß jede Loge nach Belieben an eine von diesen Logen wird schreiben, und dasjenige übersenden können, was sie, auf diese Assoziation sich beziehendes, zu melden haben wird, worin
- 8) Man für jezo alle Logen, welche dazu werden beitreten wollen, ohne Rücksicht auf ihre Konstitution aufnehmen wird. Man hält es aber nöthig, für das Zukünftige festzusetzen, daß jede neue Loge, welche der gegenwärtigen Assoziation beitreten will, durch eine der assoziirten Logen konstituiert sei, und man erbietet sich nach Beschaffenheit der Umstände die Konstitutions-Patente ohnentgeltlich zu bewilligen.
- 9) Alle in den assoziirten Logen aufgenommene Brüder, oder derselben Mitglieder werden zugelassen werden, sobald sie ein nach einer allgemein angenommenen Vorschrift gefertigtes Certificat vorzeigen, und das Paßwort geben, worüber man sich vergleichen wird. Man wird sie mit wahrer brüderlicher Freundschaft empfangen, und sie können bei vorfallender Gelegenheit sich alles nur möglichen Beistandes versichert halten.
- 10) Ferner ist es einem jeden Bruder, der die drei Grade in unserer eklektischen Assoziation erhalten hat, erlaubt, sich in andern Systemen aufnehmen zu

zu lassen, ohne daß er die Freiheit unsrer Logen zu besuchen, verliert, wofern er keine Logensache daraus macht, weder andere Brüder zu seiner Partei verführt, noch die Ordnung der drei Grade stört, welche die Grundlinie unserer Assoziation formiren.

11) Alle Brüder von den Systemen, welche auf gleiche Weise gegen die unsrigen verfahren, haben freien Zutritt zu den assoziirten Logen der drei Grade. Wenn aber in Zukunft ein System aus Unduldsamkeit und Verfolgungsgeist die Idee fassen sollte, uns die Thüren ihrer Logen zu verschließen, so kann jede der unsrigen eigenmächtig entscheiden, ob sie das Wiedervergeltungsrecht gegen Brüder eines so intoleranten Systems ausüben, oder nichts desto weniger fortfahren will, die hier angezeigten Duldsungsprinzipien in Absicht ihrer zu befolgen und ihnen beständig den Zutritt zu ihren Arbeiten zu erlauben.

12) Obgleich die assoziirten Logen von keinem Obern abhängen sollen, so wird es doch nicht minder erlaubt sein, daß eine oder mehrere derselben sich einen Beschützer erwählen mögen, jedoch unter den Bedingungen, daß er ihnen weder Befehle ertheilen, noch sich einiger Direktion in Logenangelegenheiten anmassen könne, ingleichen daß dieses sie nicht abhalte, den etwa in der Folge von den assoziirten Logen durch Mehrheit der Stimmen erwählten General-Protector anzuerkennen, welches aber unter den

nemlichen Bedingungen, und ohne ihm einige Gewalt zu ertheilen, geschehen würde.

Indessen will man nicht hierdurch irgend einer Loge die Freiheit, einen solchen Beschützer zu verwerfen, rauben, wenn sie ihn ihren dermahligen Umständen nicht für zuträglich halten sollte.

14) Die vereinigte eklektische Maurerei wird den Rahmen: zur Wiederherstellung der königlichen Kunst der uralten freien Maurerei assoziirte Logen, führen.

15) Auf diese Bedingungen melden sich alle Logen von jedem System, sowol als diejenigen, welche sich erst ansetzen wollen, um in unsere Assoziation aufgenommen zu werden. Wenn aber über kurz oder lang die assoziirten Logen mit freiwilliger Zusammenstimmung sich noch fester verknüpfen und eine uneingeschränkte Einrichtung veranstalten wollten, die dem Zweck ihrer Assoziation besser entspräche, so werden sie Freiheit haben es ins Werk zu richten, und alsdann

15) Wird es von den assoziirten Logen abhängen, welcher von ihnen sie die Direktion anvertrauen wollen.

Dies ist es, sehr werthe Brüder, was wir am schicklichsten geachtet haben, nicht nur eine Gesellschaft, die zu allen Zeiten, und jetzt mehr als jemals, der unterdrückten Menschheit und der verfolgten Tugend zu einer Freistätte bestimmt war, wieder herzustellen, sondern auch die gekränkten Rechte der Weisheit in das Herz der Menschen dadurch wieder zurückzurufen, daß aller Partheigeist, aller Zwang, alle Abhängigkeit und alle Habsucht aus ihrem Innern verbannt werde. Wir versprechen

sprechen Ihnen eine ansehnliche Anzahl mit uns assoziirter Logen, nebst einem ehrwürdigen Zirkel standhafter und rechtschaffener Männer, welche von brennendem Eifer für die Sache der Tugend und der Wahrheit besetzt werden. Wir werden mit Vergnügen die Logen aufnehmen, welche an der gegenwärtigen freundschaftlichen Assoziation zur Wiederherstellung der uralten und wahren freien Maurerei werden Theil nehmen wollen, und wir sind bereit, mit ihnen aufrichtig an dem erhabenen Gebäude unseres Ordens zu arbeiten. Zu dem Ende bitten wir sie gegen Ende des Monats August dieses Jahres sich gegen uns zu erklären, um uns alsdann in den Stand zu setzen, das Verzeichniß der assoziirten Logen anzufertigen und es an die Glieder der Assoziation zu übersenden.

Der grosse Baumeister des Weltalls verbreite seine Segnungen über die Lauterkeit unserer Absichten, und begünstige sie mit dem glücklichsten Ausgange, den wir sehnlich wünschen und erwarten.

Frankfurt den 18ten März
1783.

In Namen der Ehrwürdigen
Provinzial-Loge

Simon Friederich
Küstner jun.
Provinzial-Sekretär.

Weglar den 21sten März
1783.

In Namen der Ehrwürdigen
Provinzial-Loge

Christian Wilhelm
Kottberg,
Provinzial-Sekretär.

II.

Ueber eklektische Philosophie, und eklektische
Freimaurerei.

Man hat von der eklektischen Philosophie Gelegenheit genommen, einem besondern Inbegriff aus allen Systemen vereinigter Freimaurerlogen, den Namen eklektische Freimaurerei beizulegen. Ich habe mehr als Einen Grund, die zwischen beiden herrschende Aehnlichkeit genau zu untersuchen.

Man nannte eklektische Philosophen gewisse, zu den Zeiten der römischen Kaiser, im dritten und einigen folgenden Jahrhunderten christlicher Zeitrechnung lehrende Lehrer, deren Hauptgrundsatz war, eigentlich keine Partei oder Sekte auszumachen, sondern aus allen damals bekannten Lehrgebäuden menschlicher Meinungen von Gott, dem Menschen und der Welt, selbst das Christenthum nicht ausgenommen, dem man aber auch nur menschlichen Werth beilegte, das Sicherste und Beste auszuwählen, und aus dem grossen Magazin von Sätzen, die damals gäng und gebe waren, ein wohlgeordnetes, aber nur kleines Kabinet zu errichten.

Es scheint, als wenn eine solche Art, über Ding und Ursache zu vernünfteln, sich sehr empfehle, und der sektirischen weit vorzuziehen sei, da man nur sucht, gewisse schon vorhin klar gewordene Sätze nach allen Kräften in das hellste Licht der Ueberzeugung zu bringen. In jenem Falle bedarf man eines überaus gesun-

den

den Verstandes, einer überaus reifen Beurtheilungskraft. Man ist nicht sowohl gemeint, neue Wahrheiten zu erfinden, als sich von dem relativen Werthe der bereits umlaufenden Meinungen zu überzeugen, zu erfahren, wie viel daran sei, und nur mittelst derer, die man nach der strengsten unpartheiischen Prüfung für gewiß erkannt hat, wiederum neue fruchtbringende Wahrheiten zu erzeugen. Bei einer jeden andern Lehrart hingegen ist der Eifer für seine Sekte oder System zu lebhaft, man geräth in Sklaverei, und begiebt sich, zwar freiwillig, aber nicht verdienstlich, seiner Freiheit im Denken.

Allein man bemerke auch, daß das Wesen der Eklektik von dem der Synkretistik sehr verschieden ist. Nicht um Eintracht und Friede unter dem streitbegierigen Heere der sich also nennenden Philosophen zu stiften, und die himmelweit abweichenden Meinungen dieser entrüsteten Rechthaber zu vereinigen, wählt der Eklektiker Wahrheiten und Sätze aus; das thut der Synkretist, in der vorgeblichen Hofnung, aller Fehde ein Ende zu machen, und ein liebeiches Band harmonischer Gesinnungen zu knüpfen. Auch das ist nicht die Meinung der Stifter der eklektischen Philosophie, daß man ohne Unterschied aus allen Lehrgebäuden etwas aushebt, gleichviel was? ohne davon überzeugt zu sein. Ein wahrer Eklektiker nimmt nichts an, als von dessen Gewisheit strenge Prüfung ihn versichert hat.

Der Name, eklektische Philosophie, entstand erst zu den Zeiten des Potamo, allein diese Philosophie selber war ungleich älter. Hätten Pythagoras, Sokrates, Plato, Aristoteles, Zeno, und selbst Epikur, nicht eklektisch philosophiret, so müßten sie slavisch bei den Sätzen ihrer Lehrer stehen geblieben, und keinen Schritt weiter in der Erkenntniß und Beurtheilung der Wahrheit fortgeschritten sein. Allein auch das ist gewiß, daß die Anhänger dieser Männer, aus Partheilichkeit für dieselben, meistens da stehen blieben, wo jene standen, wozu oftmals die Methode des Lehrers selbst beitrug, wie beim Pythagoras, der von seinen Jüngern beinah blinden Glauben und unbedingten Gehorsam forderte. Eine Lehrweise, die für die Wahrheit unmöglich vortheilhaft sein kann.

Man muß daher dem gedachten Alexandriner Potamo die Ehre lassen, Stifter und Erfinder der eklektischen Philosophie zu sein. Man sagt, daß der Skeptizismus und Epikuräismus, die zu des Potamo Zeiten so sehr in Schwange gingen, dem Potamo Anlaß zu dieser neuen Philosophie gegeben. Denn beide, die Zweifler und die Epikuräer, konnten freilich ihren Zweifeln keinen empfehlenden Anstrich geben, als indem sie die widersprechenden Gedanken der Philosophen zusammen hielten, und nun die Unverständigen überredeten, daß auch diejenigen Weisen, die mit noch so grosser Gewißheit prahleten, in der That eben so wenig Gewisses und Wahrhafterwiesenes hätten. Hiemi-

der

der war kein besseres Mittel, als die Lehren der Alten genau einzusehen, die Grundsätze, worin sie übereinstimmten, aufzusuchen, das Deutliche dem Dunkeln vorzuziehen, und also zu beweisen, wo eine Gewißheit Statt habe, und wie man das Wahrscheinliche von dem Ungewissen unterscheiden müsse. Den Plato und Aristoteles hielt man damals für die angesehensten Philosophen. Daher verfuhr Ammon Sakkas besonders mit ihnen auf diese Weise.

Allein einen ganz besondern Antheil an der Erfindung der eklektischen Philosophie hatten demnächst die Christen. Ich werde das sogleich auseinander setzen, und zeigen, daß, wiewohl Christenthum und Mysterien sehr wohl nebeneinander bestehen konnten, dennoch beide sich einander aufs äußerste verfolgten, nach und nach aber einiges aus dem innersten Size der Geheimnisse, der Welt entdeckt, und von den Inhabern der Mysterien vorzüglich die Eklektiker zu Verbreitung einiger ägyptischen Lehrsätze gebraucht wurden. Daher standen diese Eklektiker auch im Rufe vorzüglicher Einsichten in die Theurgie, und wunderthätiger Kräfte.

Die Epikuräer suchten aus den Fabeln der Dichter und selbst aus philosophischen Schriften alles zusammen, was sie nur darin ungereimtes von den Göttern auffinden konnten, und wandten es zum Beweise ihrer atheistischen Grundsätze an. Ihnen zeigten aber die Eklektiker, daß man diese Gedichte nicht buchstäblich annehmen könne, sondern darin einen geheimen mystischen Sinn zu suchen habe; man findet dergleichen my-
stische

stische Auslegungen häufig in Proklus Kommentar über die platonischen Schriften, beim Porphyrius, Jamblichus und andern.

Alles, was wir bisher von der eklektischen Philosophie gesagt haben, gereicht ihren Stiftern und Anhängern zu besondrer Ehre. Allein wir werden sie izt von einer noch merkwürdigern Seite, als Gegner der Verfolgten und verfolgenden Christen, und als Günstlinge des Demiurg kennen lernen.

Die Christen selber trugen mittelbar und unmittelbar zur Hervorbringung der eklektischen Philosophie bei. Dies scheint widersprechend zu sein, da der Haß zwischen beiden Partheien bekant ist; allein ausserdem, daß verschiedene christliche Lehrer, zum Beispiel Origenes, diese Philosophie studirt, und viele Sätze derselben in ihr christliches System (denn die ursprüngliche Reinigkeit der Lehre Christi erhielt sich nur eine sehr kurze Zeit) aufgenommen hatten, und man also sah, daß sich christliche und eklektische Denkungsart in Hauptstücken wohl mit einander vertrage; schadete wieder auf der andern Seite die unbeschreibliche Grausamkeit, mit welcher die eklektischen Philosophen und deren Freunde von den morgenländischen Christen, so bald sie vom Druck zur Gewalt gekommen waren, dem Ansehen des Christenthums bei verständigen Leuten gar sehr. Ein solches Opfer geistlicher Barbarei ward ein berühmtes Fraucnzimmer, welches die eklektische Philosophie auf einem öffentlichen, ihm übertragenen Lehrstuhle lehrte.

Allein

Allein die Gewalt der Christen ward immer mächtiger, mit ihr nahm auch ihr Verfolgungsgeist zu. Es entstand eine herrschende Kirche, und wer denen in derselben, oft auf die seltsamste Weise, hervorgegangen, aber gebilligten Lehrsätzen, seinen Glauben oder Beifall versagte, den sah man als einen Rebellen und Staatsverbrecher im Reiche Christi an, und behandelte ihn, wie Verbrecher der beleidigten Majestät behandelt zu werden pflegen.

Man hat vorgegeben, daß zwischen dem fünften und siebenten Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung, ein neues System entstanden, indem nemlich die Inhaber des alten Systems der Mysterien der Macht der Ueberzeugung nachgaben, und dasselbe nach dem Vortrage Christi reinigten, von manchen Auswüchsen befreieten, und einige Lehren von Wichtigkeit, die ursprünglich in den Geheimnissen fremd waren, aufnahmen. Dessenlich ist von einer solchen Vereinigung nichts bekannt geworden. Daraus würde im Grunde auch nichts liegen, denn man sieht ein, daß bei der nunmehrigen Uebermacht der Christen, hier nicht leicht dergleichen wichtige Unternehmungen vor den Augen der Welt vollzogen werden konnten. Hätten sich daher diejenigen neuern rosenkreuzerischen Geschichtschreiber, welche solches behaupten, in andern Stücken als glaubwürdig gezeigt, so könnte man ihnen den Glauben, den jeder ehrliche Mann bei Dingen, die nur Er gesehen hat, und wobei keine andere Zeugen zugegen waren, fordert, nicht versagen. Selbst wenn seine Erzählung zweifelhafte, unbegreifliche, unwahr-

scheinliche Dinge enthielte, würde die Möglichkeit übrig bleiben, und daß man von dem Glauben an die Möglichkeit, zur Ueberzeugung von der Wirklichkeit übergehe, verlangt ein redlicher Geschichtserzähler, der als Augenzeuge spricht, nicht minder mit völligem Rechte. Nur dann, wenn die Dinge widersprechend sind, und ihr Ungrund, ihre unmögliche Koexistenz dargethan werden kann, sind wir berechtigt, unsern Beifall zurück zu halten.

In wie weit das eine oder das andere bei den neuen Rosenkreuzern der Fall sei, läßt sich hier nicht ausmitteln. Das aber ist notorisch, daß sich die Inhaber der Mysterien, und die Eklettiker, beide zurückzogen, wodurch freilich ihre Ausbreitung, allein nicht ihre Fortpflanzung gehindert ward. Sie besaßen erhebliche Geheimnisse, das ist nicht minder wahr; sowohl in der Theologie als in der Physik. Ihre Naturlehre und Theologie scheinen aber so miteinander verwebt gewesen zu sein, daß wer ihnen jene nahm, auch diese mit entzog. Deutlichere Erklärungen darüber zu geben verbietet, ausser andern Betrachtungen, schon die Dunkelheit der Sache selber.

Dennoch blicken in den Schriften aller Jahrhunderte von Zeit zu Zeit ächteklettische Sätze hervor, es sei nun, daß die Quelle, woraus die Eklettiker sie geschöpft, diesen Schriftstellern zugänglich war; oder daß ihre praktische Brauchbarkeit in der Moral ihnen zur Empfehlung dienete; oder was es sonst sein mag. Diese Schriftsteller gehören nicht immer zu verfolgten und

verworfenen Sekten, sondern oftmals zur orthodoxen Kirche. Was wohl daraus folgen mag?

Allein die orthodoxe Kirche selbst nahm mit allgemeiner Billigung, und mit Verdamnung gegenseitigen Glaubens wahrhaft platonische, oder neu platonische, oder eklektische, oder den Mysterien eigene Sätze an, wozu ihr vermuthlich die Gnostiker hülfreiche Hand geleistet haben. Zum Beispiele und Beweise diene die Lehre von der Dreiheit, woraus die Dreieinigkeit oder Dreifaltigkeit des göttlichen Wesens, wie die orthodoxe Kirche sie behauptet, sicher entstanden ist.

Zwar haben die Gottesgelehrten sehr dafür gefochten, daß die Dreifaltigkeit zu den unbegreiflichen Geheimnissen des Christenthums gehöre, daß sie unmittelbar von Gott geoffenbart, und zu andern Nationen nicht anders als durch Erzählung gekommen sei. Allein womit begründen sie diese Behauptung? Alle die griechischen und römischen Philosophen, welche in der Dreiheit nicht minder ein grosses Geheimniß suchten, hatten aus den Mysterien geschöpft, deren Lehren ungleich älter waren, als die erst gar spät orthodox gemachte Dreifaltigkeit des Einigen Gottes. Es ist ein altphilosophischer Grundsatz, daß die Dreiheit überall in der Natur erkannt werden könne; Laktanz erklärt daher die Dreifaltigkeit durch das Beispiel erhitzten Eisens, wo wir in Einem Wesen drei Haupteigenschaften, nemlich Feuer, Schein und Hize entdecken. Basilus will sich mit den drei Grundfarben des Regenbogens helfen. Allein diese Gleichnisse haben, wie alle ihre Genossen, zu viel

Schwächen, und würden freilich ohnehin nur erläutern, nicht beweisen.

Pythagoras hielt viel von den Zahlen, und legte gewissen Zahlen, besonders aber der Dreierheit, vorzügliche Kräfte bei. Plato ging noch weiter. In seinem Schreiben an Dionysius, worin er von der göttlichen Natur handelt, nimmt er dreierlei vorstehende oder herrschende Wesen, und eben so viel Klassen, nach der von ihm zur Eintheilung aller Dinge gewählten Ordnung an, deren jeder ein solches Wesen zur Oberherrschaft von ihm vorgesetzt wird. Er sagt dann: „Alles ist um des Königs über Alles willen, alle Dinge sind um seinetwillen da, dieser König ist die Ursache alles Schönen in der Welt; eben so ist um des Königs der zweiten Klasse willen, die zweite, und wegen des der dritten, diese dritte Klasse vorhanden“. Die Ausleger des Plato sagen darüber, der hier genannte erste König sei der Vater, aus welchem alles geflossen; der zweite stelle die Macht, und der dritte den Geist vor, den die Platoniker doch den Weltgeist nannten. Proklus sagt in seinem Commentar über des Plato Timäus, daß auch Numerius drei solche Könige oder Götter angenommen; den ersten nenne er Vater, den zweiten Schöpfer, den dritten das Werkstück; weshalb es also, seiner Meinung nach, zweierlei Werkmeister gebe, nemlich ein erster und ein zweiter Gott. Plotin schrieb ein besonderes Buch: „von den drei herrschenden Substanzen“, worinn er zuerst den obersten Gott, hernach den Geist, und zuletzt die Welttheile nennet; eben so lehrten Porphyrius und andre Neuplatoniker.

toniker. Sie nehmen insgesamt Einen Gott, Einen Geist, und Eine Weltseele an, da denn der Geist, wie sie lehrten, von Gott, und von dem Geiste die Weltseele erzeugt worden sei. Man behauptet, daß sie unter den ersten dieser Substanzen den obersten Gott und ersten Herrn aller Dinge, unter der zweiten die intellektuelle, und unter der dritten die physische Welt verstanden hätten. So wenigstens sagt Thomasius, und dann wäre es im Grunde dieselbe Sache, die wir nur mit andern, uns besser verständlichen Worten bezeichnen. Allein Thomasius hat sich vielleicht geirrt; vielmehr scheint die Auslegung des Eugenius Philaletha (Heinrich Bingham), und anderer Rosenkreuzer fassender, und den morgenländischen Lehrweisen gleichförmiger zu sein. Daß durch diese Auslegungsart die Schöpfungstheorie verständlicher werde, und ein sehr helles Licht gewinne, kann kein unbefangener und verständiger Leser in Abrede sein. Möchten diese Schriftstelle nur nicht so slavisch an der hebräischen Ursprache der mosaischen Geschichte hangen, und lieber, von diesen Fesseln frei, und dem Lichte ihrer Philosophie erleuchtet, vernünfteln, ohne dergleichen allzuheuchlerische Rücksichten zu nehmen.

Nach dieser Ausschweifung kehren wir vor der Hand wieder zu der Platonischen Hypothese zurück. Ihre erste Substanz nannten sie im eigentlichsten und eingeschränktesten Sinne, das Gute, Einige und Erste; die andre den Geist, den Werkmeister, das Ding, das Schöne, das Wort, die Weisheit, die Idee; die dritte endlich die Weisheit, das Wort des Geistes, das zweite Wort,

den Saamen des Wortes, die Liebe, den Willen, die Macht.

Es ist freilich wahr, daß sich die Platoniker un-
gemein dunkel erklärt haben. Das meiste dieser Sätze
ist aus dem Plotinus genommen, aber es ist auch be-
kannt, daß schon Longin und Porphyrius sich über sei-
ne dunkle Art sich auszudrücken bittere Klagen geführt
haben. Daher fand, nach Plotins Tode, Porphyrius
in Rom so grossen Beifall, weil er sich viel verständli-
cher und faßlicher ausdrückte. Nicht minder wahr ist,
daß Plato's Anhänger unter sich selber nicht einig sind,
und sehr verschiedene Meinungen über das Wesen, die
Verrichtungen und selbst die Benennungen der drei Sub-
stanzen äussern. Allein in der Grundlehre von der Drei-
heit sind sie doch einig. Nur ist es befremdend, daß
man so wenig Kenntniß von dem eigentlichen Ursprunge
dieser Dreiheit zu haben scheint. Wenn man die Din-
ge, welche vorhanden sind, ansieht, so bringt ihre sicht-
bare Zufälligkeit uns nothwendig auf den Gedanken an
eine nicht zufällige, mithin selbstständige Ursache derselben.
Wie aber diese Ursache beschaffen sei, und wie sie ge-
würkt habe, ist weit begreiflicher anzugeben, wenn man
dazu in Absicht des Sichtbaren auch sinnliche Vorstellun-
gen gebraucht, als wenn man sie durch geistige Wür-
kungen erklärt. Es würkt nichts unmittelbar auf einen
entfernten Gegenstand, so lehrt die Erfahrung; kann
also auch die Grundursache der Dinge, bei Erschaffung
dieser Dinge, anders als mittelbar gewürkt haben? Da-
her die Koexistenz der Nacht oder des Chaos mit dem
ersten

ersten Könige, und dessen erste Wirkungen als Ausflüsse in das Chaos. Diese ersten Ausflüsse charakterisirt, geben die Begriffe von Geist und Weltseele. Diese beiden Unterbegriffe als wesentlich dem Haupt, oder Urbegriffe angenommen, erhalten wir die erste Vorstellung von der Dreiheit, wenn man will, von der Dreifaltigkeit. Und diese Lehre war doch gewiß früher in den Mysterien, ja sie war den Neuplatonikern eher eigen als der christlichen Lehre. Aus welcher Quelle sie sich also zuerst ergoß, bedarf keiner Frage mehr.

Wenn man wachmals diese Dreiheit mißverstand, und in körperlichen, oder lieber, in physischen Untersuchungen alle Eigenschaften auf Drei zurückzubringen suchte, so ging man zu weit. Daher denn die Luft, der Aether, und der Geist, in der physischen Welt; der Leib, die Seele, der Geist, im Menschen; die dreifache Bewegung, vom Umkreise zum Mittelpunkte, von diesem zu jenem, und die Bewegung um das Centrum herum; daher die drei mathematischen Beschaffenheiten, und die drei Verschiedenheiten der Größe in Linie, Fläche und Körper. Die aber insgesamt nichts mit der eklektischen Lehre zu thun haben.

Die eklektische Philosophie ist also gewiß ein sehr wichtiges Denkmal des menschlichen Verstandes, und schon in dieser Rücksicht jedem forschenden Maurer interessant. Sie wird es aber noch mehr durch den starken Antheil, den sie an den Mysterien nahm.

Einer der ersten Schriftsteller in der Freimaurerei hat die Verschiedenheiten, die unter den Mysterien herrsch-

ten, angemerkt. Was zu Rom Mystik genannt ward, war mit dem, was man in Aegypten also benannte, nicht einerlei. Es konnte wohl kein grosses Geheimniß sein, was man sich für eine mässige Geldsumme erkaufen konnte; dennoch hatte man in Rom so viel Achtung für diese Geheimnisse, daß Apulejus Nothwendigkeiten versetzte und verkaufte, um die bei der Aufnahme zu erlegende Summe herauszubringen. Die Beschaffenheit und den Werth der Griechischen Mystereien gegen die Aegyptischen kann man aus der Antwort abnehmen, die ein ägyptischer Priester einem Griechen gab: Ihr Griechen, sagte er, bleibt doch immer Kinder.

Indessen kennen wir die ägyptischen Mystereien doch nur aus der zweiten und dritten Hand. In Hieroglyphen verhüllt, die wir nicht verstehen, und in den Pyramiden nur wenigen Auserwählten, vielleicht gar nur solchen, die zur Familie der Priester gehörten, auf die geheimste Weise anvertraut, sind sie ziemlich ganz der menschlichen Neugierde verborgen geblieben. Das meiste lernt man noch, was Vortrag und Lehrart betrifft, aus den Einrichtungen des Pythagoras, allein auch deren innerste Verfassung ist eigentlich nicht verrathen worden. Plato trug in seinem Systeme darin vor, was er wußte; allein zu geschweigen, daß er auch nicht der redseligste Mann war, so kann man nicht wohl unterscheiden, was aus den Mystereien herkommt, oder von Plato's sonderbarer Einbildungskraft angegeben ist.

Nach Bruckern nahmen jene Priester eine Weltseele zur höchsten Gottheit, und Sonne, Mond und Sterne, ingleis

ingleichen die Theile der Welt, zu untergeordneten Gott-
heiten an. Diese Gottheiten waren ewig, und erschle-
nen den Menschen zuweilen in angenommenen Gestalten.
Sie glaubten, daß aus Menschen zuweilen Halbgötter
werden könnten, die man verehren dürfe, und Götzen
und Götzentempel waren erlaubt. Es gab zwei Gat-
tungen von Geistern, gute und böse; die Häupter von
jenen waren Isis und Osiris, das Oberhaupt von die-
sen war Typhon. Sie vermeinten im Besiz einer Ma-
gie zu sein, vermöge welcher man diese Geister zu seinen
Diensten zwingen könne, auch Opfer hielten sie dazu fä-
hig. Die Seele des Menschen hielten sie für unsterb-
lich, sie wandere nach dem Tode von einem Organ zum
andern, bis sie wieder zu ihrer Urquelle zurückkomme.
Nach dem Tode aber erwarte die Seele Belohnung
oder Bestrafung.

Diese Sätze sind zum Theil richtig angegeben, zum Theil
aber auch verstellt; indessen darf man nur bei ihnen stehen
bleiben, um die Aehnlichkeit der eklektischen Vorträge
mit ihnen zu finden. Hier wie dort beruhet alles auf
dem grossen Grundsatz des Ausflusses und Zurückflusses.
Selbst die Entstehung des eklektischen Systems, wel-
ches zu Alexandria seinen Ursprung nahm, ist ein neuer
Grund, daß die Eklektiker aus den Mysterien ihre
vornehmsten und wichtigsten Sätze in der Theologie,
Naturlehre und Moral geschöpft haben. Sie nahmen
an, der erste Urgrund aller Dinge sei das Wesen aller
Wesen, welches mehr als ein Wesen sei. Dieses er-
habene Urwesen enthalte die Wesenheit und Wirklichkeit

aller Dinge in sich; aus ihm entspringe das göttliche und geistige Intellektualwesen, und aus diesem die Seele der Gottheit. Diese drei Hauptquellen vereinigen sich in der Gottheit zu einer Art von Dreieinigkeit, deren Mittelpunkt eine unendliche Lichtquelle sei. In dem göttlichen Intellektualwesen sei Eins und vieles enthalten; dieses Viele, oder diese vielen mit jenem Einen gemeinschaftlich enthaltenen Stücke sein die wesentlichen Ideen aller Dinge, welche in ihm wirklich sind; daher könne man es, ohnerachtet es einfach sei, doch als zusammengesetzt ansehen. Das ganze All besteht demnach aus Theilen der Gottheit; der Inbegriff aller Theile macht daher die Gottheit aus, und folglich ist Gott Alles. Jene Ideen, oder Urbilder der wirklichen Dinge in der Welt, sind aber von dem göttlichen Verstande nicht abgesondert, sondern sie gehen nur in die Vielheit, wann sie den materiellen Dingen eingedrückt werden, und dies geschiehet innerlich *). In dem Geisterhimmel giebt es zweierlei Gottheiten, von größerm, und von geringerm Verstande. Jenes sind die Ideen, dieses der zur Beschaulichkeit gelangte Verstand. Es giebt zweierlei Weltseelen, eine in der Welt, und eine über die Welt. Diese letztere fließet aus Gott, wie die Seelen aus ihr fließen, und durch sie ist Alles ein vereintes Ganze. Die Welt war immer beseelt, und die

*) Man sehe, was Eugenius Phlalaetha im Diskurs vom Menschen, Rosenkreuzerisches, diesem aber völlig ähnliches, sagt.

die Materie nie ohne Form. In leblosen Dingen liegt die Weltseele dennoch nicht todt da, sondern sie hat auch hier ihre Wirkung. Die Erfahrung lehrt ja, daß alles seinen Zirkel umläuft. Die menschliche Seele ist eben so beschaffen, wie die obere Weltseele. Sie kann auf gewisse Art getheilt werden, denn ein Theil geht aufs Irdische, der andre aufs Himmlische. Allein die Empfindungen der Seele geschehen bloß im Körper, und den Menschen selber macht eigentlich die Seele aus. Die Seele nun ist göttlichen Ursprungs; ihre Fehler und Mängel können daher nicht aus ihrem Wesen entspringen, sie müssen von aussen kommen. Die Seelen kommen in die Körper, wie sie ihre Reihe oder Ordnung trifft; das Göttliche bleibt im Himmel, und wirkt nur durch die Seele in den Körper. Wenn die Seelen aus dem Sitz der Gottheit in einen Körper hinabsteigen, so werden sie verschlimmert, je nachdem die Gegenden, welche sie berühren, beschaffen sind. Die obere Seele kann nicht sündigen, es sündigt nur die untere. Sie wird aber durch die Sinnen gebessert, und muß durch die Wiedervereinigung sich wieder zu ihrer vorigen Kraft und Quelle erheben. Gott kann nicht begriffen, aber wohl als gegenwärtig empfunden werden. Wer das erfahren will, muß alle Formen der Seele ablegen, und von aussen in seinen Mittelpunkt zurückkehren, so daß er sich seiner selbst nicht mehr bewußt ist. Und so kann er Gott sehen, ja er kann selbst ein Gott werden. Um zu diesem wesentlichen Anschauen Gottes zu gelangen, muß die Seele ihren Körper verlassen;

lassen;

lassen; aber man darf nicht durch gewaltthätig gegen sich gerichtete Hand solches befördern. Die Seele wird nach dem Tode das, was während der Vereinigung mit dem Körper die Oberhand in ihr hatte. Wer also wie ein Thier gelebt hat, wird auch nach dem Tode zum Thiere.

Es wäre zu weitläufig, wenn wir die eklektischen Lehren in der Moral, Geogenie und Naturlehre hier ebenfalls anzeigen wollten. Allein dieses Geschäft sei uns noch vorbehalten; eine solche mit möglichster Treue und Unpartheilichkeit angestellte Bemühung, verglichen mit demjenigen, was die frühern Gnostiker und spätern Rosenkreuzer darüber lehren, wird den Werth dieser historischen Untersuchungen zeigen, und die nicht ganz laut gesagten, aber doch Winkweise angegebenen Muthmaassungen des Herrn Nikolai, wo nicht über Tempelherrn, doch über Rosenkreuzer u. s. f. in ihr gehöriges Licht stellen. Dies beiläufig.

Ich glaube nunmehr, diejenigen Maurer, denen es an Zeit, Lust, Gelegenheit, Hülfsmitteln gebricht, um die Eklektiker zu beurtheilen, in den Stand gesetzt zu haben, sich eine richtige und deutliche Vorstellung von dieser merkwürdigen theosophischen Sekte zu machen, und ihnen zugleich, wie ich mir schmeichle, manchen Anlaß zu Nebenvorstellungen gegeben zu haben, die sich hier nicht, und öffentlich vielleicht nirgends, weiter entwickeln lassen. Sie decke die Nacht! Wir hingegen wenden uns nun zur eklektischen Maurerei, nachdem wir die eklektische Philosophie kennen.

Die Veranlassung zu diesem Plane gab der Umstand, daß der Ritter Jogel, vormaliger Großmeister der Logen im Oberrhein, vor einiger Zeit verstarb. Dieser war bekanntlich in dem Vertrage, welchen die grosse Loge zu London, mit der grossen Landesloge von Deutschland zu Berlin, schloß, wornach die letztere von der erstern in der angenommenen Benennung anerkannt wurde, und welchen der König von Preussen durch das ertheilte Protektorium, wenigstens für die Preussischen Staaten, bekräftigt und autorisirt hat, von der Aufsicht und Gerichtsbarkeit der Berliner Landesloge ausgenommen, und obgleich in dem gedachten Vertrage verschiedne Großmeisterpatente vernichtet und aufgehoben wurden, so ward doch das Seinige für seine Lebenszeit von London aus bestätigt. Nach seinem Tode hätte also die Aufsicht über die sämtlichen Logen im Oberrhein, der grossen Landesloge von Deutschland zufallen müssen; allein die Provinzialloge zu Frankfurt am Main, glaubte gute Ursachen zu haben, dieser grossen Loge weiter nichts als Freundschaft anzutragen, die Art von Subordination aber aufs kräftigste von sich abzulehnen. Da es hierüber verschiedene Streitigkeiten setzte, die große Loge zu London aber, bei welcher man um die Bestätigung des neuerwählten Provinzialgroßmeisters von Frankfurt aus angesucht hatte, in Gemäßheit ihres Vertrags mit der grossen Loge zu Berlin, die Bestätigung versagen mußte: so nahm die Provinzialloge zu Frankfurt am Main, mit der Loge zum Reichsadler zu Wezlar, die Abrede, sich gar keinem Joche

Loche zu unterwerfen, ein republikanisches System annehmen, und zur Verbindung mit diesem Systeme, die Deutschen Logen einzuladen. Dieses ist durch den unter der ersten Nummer mitgetheilten Aufsatz, den man in französischer und deutscher Sprache verbreitet hat, geschehen; und da in unsern Gegenden nur zwei höchstens drei französische, aber gar keine deutsche Exemplare bekannt geworden; so haben wir ihn in einer deutschen treuen Uebersetzung den Lesern des Archivs vorgelegt. Es hat derselbe die Folge gehabt, daß mehrere Logen anderer Systeme, und dem Verlaute nach, selbst eine Braunschweigische, der Rheinischen Assoziation zugetreten sind.

Da diese Assoziation sich von verschiedenen andern Logenverbindungen, ja von allen, die man bis izt kennt, sehr merklich unterscheidet: so werden die Leser es uns Dank wissen, wenn wir sie darauf aufmerksam machen. Wir können uns dabei nicht auf die Moralität des ersten Schritts, welchen die Frankfurter Loge gethan hat, einlassen. Eines Theils scheint sie nicht ganz recht zu haben, eine Unabhängigkeit zu behaupten, da sie doch das Ansehen der grossen Loge zu London anerkennt, welches sie dadurch bewiesen, indem sie um die Bestätigung ihres neuen Großmeisters bei derselben angehalten hat. Auf der andern Seite hat sie auch rechtlichen Schein für sich, weil die Freimaurerlogen doch nicht Sklavinnen irgend einer grossen Loge sind, und diejenige grosse Loge, deren Ansehen man sich unterwirft, nicht nach Gutdünken mit ihnen schalten und walten, und unter die Zinsbarkeit einer andern grossen Loge, gegen welche man politische und mora-

moralische Gründe haben kann, versehen darf. Ein Fürst kann seine Domänengüter veräußern, aber ein Corps, dessen Gewalt bloß auf freiwillig anerkanntem Ansehen beruhet, kann sonach es nicht verargen, wenn man, auf ein so willkürliches Verschenten ihres Ansehens, in seine ersten und ursprünglichen Rechte wieder eintritt. Wir aber, die schlechterdings nicht entscheiden, sondern wie weiland die Akademiker, unparteiisch Gründe und Gegengründe auffuchen, erzählen bloß, was geschehen ist, ohne Rückhalt einiger uns dabei bekannten Wahrheit oder Thatsache.

Das erste, wodurch sich diese neue freimaurerische Assoziation, von Systemen und andern Vereinigungen unterscheidet, ist der gewählte Name eklektische Freimaurerei. Dieser Name ist allerdings sehr passend, und der Maurerei sowohl, als dieser Art von Vereinigung mehrerer Logen, sehr angemessen. So wie die Eklektiker andre philosophische Systeme auf eine duldsame Weise zu vereinigen suchten: so kann in diese eklektische Freimaurerei jede Loge, welche konstituiert ist, Zutritt finden. Ja, da Konstitution in vielem Betracht nur Nebensache ist, und manche Loge aus unzureichenden Ursachen in der Matrikel ihres Systems getilgt worden, manche vielleicht erst im Keime oder Aufblühen ist: so erboten sich die Logen zu Frankfurt a. M. und zu Wezlar zu dergleichen Konstitutionen, und sind so gar geneigt, sie unentgeltlich zu ertheilen.

Ein dritter Charakter ist die allgemeine Duldung, mit welcher die Logen aller Systeme eingeladen worden.

Ohne

Ohne Rücksicht auf den wissenschaftlichen Theil der meisten Systeme, verlangt man bloß einen Bund allgemeiner Freundschaft und Dienstgefälligkeit, der im Großen und im Kleinen alle Handlungen der Menschenliebe befördert, und das Unheil, welches die Spaltungen dem Orden zugezogen, zu vermindern sucht.

Die zu diesem Endzwecke gewählten Mittel sind wohl erfunden, und entsprechen ihrer Absicht. Allein der Hauptcharakter bleibt dieser: Den Orden der Freimaurer, der zu einer sehr nachtheiligen Unterjochung, nicht unter das Haupt wirklicher Obern des Ordens, sondern unter die weltliche Macht einiger Vornehmen herabgesunken ist, zu einem freien Gesellschaftskörper umzubilden; und, wenn gleich die eingeführten Systeme, über welche man zum Theil in vielem Betrachte sehr bittere Klagen führen könnte, fast überall ein gewisses despotisches Ansehen in den Orden gebracht, und die Logen an Unterwerfung gewöhnt haben: so wird doch der republikanische Geist bei einzelnen Gliedern wieder erweckt, und die Aufmerksamkeit auf die Rechte eines Bruders im Orden, erregt.

Dieser Geist der Freiheit ist auch in der That, vor der Hand wenigstens, dem Orden und der Menschheit nützlicher, als eine strenge Kenntniß der auch schätzbaren wissenschaftlichen Maurerei, welche freilich durch die Assoziation etwas zurückbleiben wird.

III.

Allgemeine Betrachtungen über einige philosophische Wörter.

I. Magie.

Der Ursprung des Wortes Magie ist zweifelhaft. Man hat Abstammungen aus dem Griechischen und Hebräischen erdonnen; allein diejenigen, die es aus dem Persischen ableiten, scheinen wohl das mehrste Recht zu haben. Seine Bedeutung ist doppelte, es wird in gutem und in bösem Sinne genommen, sowohl in der heiligen Schrift, als auch bei Profantribenten. Man liest in den heiligen Büchern, daß Weisen oder Magi nach Betlehem gekommen, um den neugebohrnen König der jüdischen Nation anzubeten. Vom Simon hingegen heißt es in der Erzählung der Begebenheiten der Apostel, daß er zu Samaria viele Leute mit seiner Zauberei, Magie wird sie hier genannt, bezaubert habe. In der philosophischen Geschichte geschieht der persischen Magier Erwähnung. Die Magier waren nemlich angesehenene Priester, die ein sehr strenges Leben führten, besonders was Keuschheit und Mäßigkeit betrifft. Ihr Hauptgeschäft war Studium der Natur, dem sie, nach der Gewohnheit des Alterthums, auf eine geheime Weise oblagen, und weil sie mit ihren Entdeckungen, z. B. einer Sonnenfinsterniß, die sie vorher sagten, u. d. gl. vielleicht einige Charlatanerie trieben; so gab man ihnen Schuld, daß sie den Teufel bei ihren Arbeiten zu

Hülfe nähmen. Dies Vorurtheil im Gemütthe des Pöbels einmal festgesetzt, verursachte, daß nachmals ihre besten Bemühungen schief angesehen und beurtheilet wurden, weil man schloß, hier wirke der Teufel, und wo dieser leidige Geist im Spiele sei, da könne es auch keine andere, als nachtheilige, schädliche und gefährliche Operationen geben. So kamen diese unschuldigen und gelehrten Leute in einen bösen Ruf, und der Name Magie selbst mußte sehr bald daran Antheil nehmen, wozu her es denn kam, daß Magie, Zauberei, Hexerei und schwarze Kunst, gleichbedeutend gebraucht wurden.

Eben so bedeutete Fur anfänglich einen Knecht, und Latro einen Wegweiser; erst nach und nach, da so viele Knechte mochten gestohlen, und so viele Wegweiser den armen Reisenden ermordet haben, kam in die Stelle des Knechtes die Bedeutung Dieb, und der vormalige Führer unbekannter Fremdlinge ward zum Strassenräuber, welches so allgemein ward, daß die ursprüngliche Bedeutung beider Wörter in der römischen Sprache verloren ging. Dem Worte Magie ging es fast, aber doch nicht ganz so übel; denn durch den schlimmen Sinn desselben ist die unschuldige Bedeutung nicht aufgehoben worden. Vielmehr versteht man darunter im wahren philosophischen Verstande: eine Erkenntniß geheimer und verborgener Dinge, vermöge welcher man verschiedene seltsame und ungewöhnliche Erscheinungen in der physischen Welt hervorbringt, die dem Anscheine nach über die natürlichen Kräfte gehen, allein wirklich noch im Umkreise derselben gelegen sind.

Tho=

Thomafius *) bemerkt, daß von den alten Schriftstel-
 lern zwar eine jede Wiſſenſchaft, als Theologie, Onto-
 logie, ja ſogar Rechtskunde, zu dem Namen *Magie*
 gezogen worden, daß man aber doch immer den Be-
 griff von Verborgenheit und Geheimniß damit verbun-
 den habe. So ward alſo eine jede Erkenntniß *Magie*
 genannt, deren Urſachen nicht nur an und für ſich dem
 Unwiſſenden verborgen waren, ſondern welche auch oft
 mit Fleiß verborgen gehalten wurden, um den gemeinen
 Haufen, (daß *vulgus profanum*, welches *Soraz* ſo
 haßt,) in ſeiner Unwiſſenheit zu erhalten, damit er die
 angeſehenen Wirkungen einer übermenſchlichen Kraft
 zuſchreiben müſſe. So machte der Gebrauch des Pfer-
 deſ zum Aufſitzen, daß die unglüklichen Einwohner des
 ſüdlichen Amerika die Spanier für geflügelte, und der
 Donner des Geſchüzes, daß ſie ſie für die erhabenſten und
 mächtigſten Gottheiten anſahen. Eben ſo trug man
 ſich im ſechzehnten Jahrhunderte mit der Sage, zu
 Krakow in Pohlen, und Salamanka in Spanien
 werde die Zauberei öffentlich gelehrt, weil beide Univer-
 ſitäten Lehrſtühle der Naturlehre bekommen hatten.
 Johann Faust, Profeſſor zu Erfurt, beſaß eine dar-
 mals noch unbekante Zauberklaterne. Als er nun einſt
 den Sommer mit ſo vieler Lebhaftigkeit und Umſtändlich-
 keit erklärte, daß ſeine Zuhörer meinten, er thue ja,
 als ob er ſie ſelber geſehen habe, verſicherte Faust, ſie
 ſollten ſie auch zu ſehen bekommen, wenn ſie Luſt trü-
 gen.

*) S. Thomas, de Crimine Magiæ ſ. VIII.

gen. Er ladete sie also auf den Abend zu sich ein, und zeigte ihnen zum erstenmale die Wunder der Zaubervlaterne; allein die Schrecken der Nacht, die lebhafteste Bewegung der Bilder an der Wand, und das ganze Ansehn von Hexerei, welches so unwissenden und abergläubischen Leuten auffallen mußte, hatte die Wirkung, daß sie ihren Lehrer als einen Schwarzkünstler verschrien, und der arme Faust, dessen Familie wegen der zum Nachtheil der klösterlichen Abschreiber von einem Vorfahren entdeckten Buchdruckerei ohnehin bei den Mönchen nicht in gutem Geruche stand, ihren Verfolgungen zu entgehen, bei Nacht und Nebel aus Erfurt entweichen mußte.

Die im weitesten Verstande genommene Magie ist auf unterschiedliche Art eingetheilet worden. Allein es ist zu bemerken, daß man dabei entweder auf die Sache selber, oder auf die bei den Alten dabei gewöhnlich gewesenen Gebräuche und Ritualien siehet. In der ersten Absicht haben einige Schriftsteller die Magie, in die natürliche, übernatürliche, und außernatürliche eingetheilet, wiewohl andere die letzte Art auch zur zweiten rechnen. Durch die erste, oder die natürliche Magie versteht man die von Gott unmittelbar herrührende Erkenntniß derjenigen Dinge, welche wirklich über die gewöhnlichen, ordentlichen und regelmässigen Wirkungen der Natur gehen, als die Prophezeiungen und Wunder, deren Erzählung in der heiligen Schrift enthalten ist. Indessen will die Theologie diese Bedeutung der übernatürlichen Magie nicht annehmen, so wie die mehrsten Philo-

Philosophen die Existenz einer solchen Magie vielleicht ganz abläugnen möchten.

Anderer Schriftsteller theilen die Magie anders ein. Delrio *) setzt den Ursprung der Magie dabei zum Grunde, und danach theilet er sie in die natürliche, künstliche und teuflische. Dieser Eintheilung gedenkt Thomafius **), und auch Martius ***) hat sie beibehalten. Hannemann aber †) theilet sie ein in die wahre und in die teuflische; jene wieder in die wahrsagende, und wirkende; diese in die zauberische, verblendende und abergläubische.

Wenn man auf die eingeführten Gewohnheiten und Gebräuche siehet, so entsteht dadurch der Begriff einer natürlichen, und einer zeremonialischen Magie; eine Eintheilung, die manche festgesetzt, und jeden Zweig wieder zerstückt haben.

Um die mancherlei Gattungen der Magie, von denen wir hier noch einzeln zu reden gedenken, desto besser zu übersehen, mag folgende genauere Klassifikation vorgehen. Die Magie nemlich ist, wie die Schriftsteller sagen:

I. Natürlich, und dann

I. Schlechterdings natürlich, hier aber wieder

a) wahrsagend,

3

b) wirk-

*) Disquiss. mag. Lib. I. Cap. II.

**) De Crimine Magiæ §. 9.

***) Von der Magia naturali. Cap. I §. 5.

†) Nov. litterar. mar. Balt. 1699. Mens. Sept. p. 98.

- b) wirkend, welche letztere ihres Zwecks halber
 aa) zugelassen; und dann
 α) zur Neugierde dient (curiosa) oder
 β) nothwendig ist. Oder die wirkende ist
 bb) verboten.

2. Die künstlich natürliche.

II. Die zeremonialische, teuflische, die Theurgie,
 die Zauberei, wovon hier nicht gehandelt wer-
 den kann.

Da man nunmehr übersehen kann, zu welcher Klasse
 oder Ordnung jede der zu berührenden Gattungen der
 Magie gehören, so wollen wir, ohne weiter darauf zu-
 rückzuzeigen, eine jede einzeln behandeln.

Die natürliche Magie besteht in einer gewissen
 Geschicklichkeit, Fertigkeit, mittelst natürlicher aber un-
 bekannter Kräfte und Ursachen, seltene ungewöhnliche
 und auffallende Wirkungen hervorzubringen. So ist
 die Idee eines Luftschiffes alt; der grosse Mathematiker
 Sturm hielt es nicht nur für möglich, sondern für leicht
 ausführbar. Allein wenn die Luftschifferei nun noch bloß
 Grille des Pöbels, und Montgolfier geheimnißvoller
 mit seiner Anwendung der brennbaren Luft gewesen wäre,
 so würde es allen Anschein eines Wunders gehabt haben,
 wenn Leute durch ihn in die Luft geschickt, und unbes-
 chädigt wieder herab gekommen wären, ohne daß es ein
 Wunderwerk war. Wunder selber (wenn man nicht
 das schon Wunder nennt, was Gott täglich in der Natur
 thut; und vorausgesetzt, daß die in der heiligen Schrift
 erzählten Begebenheiten verifizierte Thatsachen sind)
 kann

kann nur Gott verrichten, der die Gesetze der Natur, die nur Er gab, auch allein aufheben kann.

Schlechterdinges natürlich ist die Magie, wenn jene seltsamen Wirkungen bloß durch die natürlichen und verborgenen Kräfte der Natur erfolgen; z. B. wenn ein Naturforscher die Kraft der Luft, welche sich aus Vitrioldhl, Eisenfeile und Wasser, vermischt, kenne, so kann er damit Wirkungen hervorbringen, die den Unkundigen in die größte Verwunderung setzen, und ihm unbegreiflich sind.

Bei der natürlich wahr sagenden Magie kommt es auf den Punkt an: ob die menschliche Seele eine natürliche Fähigkeit habe, künftige und verborgene Dinge vorher zu wissen? Daß die Seele ahnet, ist ausgemacht. Ich kannte einen Mann, dem es zwei Tage vorher träumete, wenn er den Blutsturz aus der Lunge bekam. Wer die Kraft der dunkeln Vorstellungen kennt, erklärt diese Träumerei leicht. Der Blutsturz entstand bei diesem Kranken allemal sodann, wenn für seine schwachen Lungengefäße eine zu starke Blutmenge wieder vorhanden war. Die schwere Bewegung dieses vielen Blutes durch die schwachen Lungen gieng jedem Blutsturze einige Tage voran, dies hatte er oft bemerkt. Fand sich also die Empfindung dieser schweren Bewegung im Schlaf, so erhielt die Seele die Vorstellung davon; und nun entstand, durch die Kombination der Vorstellungen, und nach dem der Seele in vielen Handlungen, vorzüglich aber beim Traum, eigenen Gesetze, daß die zweite Vorstellung: „er werde den Blutsturz bekommen“, die ehemals immer zugleich

mit vorhanden war, auch erwachte, ohnerachtet erst die Empfindung der Schwere der Brust da war. Der gedachte Kranke vereitelte auch nachmals diese weissagende Eigenschaft seiner Seele, indem er den Traum für eine Warnung, für ein Zeichen annahm, daß es wieder Zeit zum Blutlassen sei, wodurch er dem Ausbruche des bedroheten Blutsturzes zuvor kam.

Ob die Seele noch eine andere Art von Ahnung besitze, weiß ich nicht. In ihrer Natur, die wir ja nicht übersehen, ist uns nichts bekannt, so die Möglichkeit widerlege. Neuerliche Beispiele hat Moriz im Magazin der Erfahrungsseelenkunde *) angegeben, gegen deren Glaubwürdigkeit kein Einwand statt findet. Ueberhaupt liegt in der Natur, auch unserer Seele, vieles, das wir izt vielleicht für ungereimt, oder unmöglich halten müssen, und doch die Zukunft als vorhanden, entdecken wird.

Die natürlich wirkende Magie besteht darin, daß man durch die geheimen und verborgenen Kräfte der Natur seltsame aber reelle Wirkungen, welche in die Sinne fallen, hervorbringt. Von dieser Magie reden Funk, Zalle und Wiegleb; ihre bekannten Schriften von der natürlichen Magie geben davon viele Beispiele. Unter den ältern Schriftstellern sagt Buddeus **) von dieser Magie: sie bestehe in einer Kenntniß solcher Natureigenschaften, die nicht allen bekannt sind, welche sich aber wirklich bei den natürlichen Dingen befinden, und die
man

*) S. das erste Stück.

**) V. Elementa philosoph. theoret. p. V. Cap. V.

man durch Verknüpfung, Trennung und andere Weisen mehr, dergestalt richten und bestimmen kann; daß daraus höchst wunderbare und entseßliche Wirkungen entstehen.

Die kuriose Magie dient bloß zur Belustigung. Allein in den Schriften, die von derselben handeln, werden soviel abergläubische und ungegründete Dinge erzählt, daß man nicht viel Belustigung daran finden kann; die Wahrnehmung der abgeschmacktesten Ausschweifungen des Verstandes kann wohl nur einem Menschenfeinde zur Belustigung dienen. Da erzählt Lange *): wer Honig esse, solle sich in Acht nehmen, daß er kein Brod esse, weil aus dieser Vermischung Regenwürmer entstünden. Bloch, Göze u. a. haben freilich erwiesen, daß der neuere Satz: „alles entsteht aus Eiern“ falsch sei, und daß sich in den thierischen Körpern organisirtes Gewürm entwicke. Allein sie haben auch dargethan, daß das in Thieren sich aufhaltende Gewürm nicht ausser ihnen lebt. Aus Speisen aber entsteht nie ein Wurm; sie können bloß von der Art sein, daß sie die leichtere Entwicklung des Wurms, um nicht Wurmsaamen zu sagen, befördern. Baldinger hat im neuen Magazin für Ärzte (3. Band) einen Auszug aus der Streitschrift des Prof. Beireis zu Helmstädt gegeben, worin versichert wird, er habe den Spulwurm und den Bandwurm in Brunnenwasser und in Sümpfen gefunden, und die neue Blochische, Müllersche, Gözische Theorie,

*) Miscellan. Medica Tit. 23. S. 58.

rie, anderer zu geschweigen, umgestossen werden soll. Man sieht aber leicht, daß Baldinger diesen Auszug nur dem Helmstädtischen Naturforscher zum Spott, mittheilet. — Was hat man nicht zur Magie gerechnet, oder für Wirkungen derselben ausgegeben? Schott *) erzählt, daß eine zwischen zwei Schüsseln und in Mist vergrabene Ente, am dritten Tage in eine Kröte verwandelt worden. Ein anderer versichert, daß, wenn man einem jungen Ochsen die Nasenlöcher und das Maul verstopfe, und ihn mit einem Knüttel todtschlage, ein Bienenschwarm daraus entstehe. Aus dem Mark eines Menschenknochen, und aus den Haaren eines in der Rosenzeit gehenden Frauenzimmers, entstehen, wenn sie in Mist vergraben worden, Schlangen. Auch die Hervorbringung gewisser Gestalten ist hieher gezogen worden. Einige Scheidekünstler machten sich, wie Morhoff **) erzählt, anheischig, sie wollten die Gewächse aus ihrer verbrannten Asche wieder hervorbringen.

Die nothwendige Magie hat den Nutzen der Menschen zum Zweck. Dahin gehören alle magische Kuren, die unschädlichen Liebestränke, und die Zubereitung der wahren, auf gute Zwecke gerichteten, und sympathetischen Wunschelruthe. Zu den magischen Kuren pflegen die Schriftsteller gar artige Mittel anzuführen, da giebt's besondere Worte, Charaktere, da wird bald die

*) Physic. curios. L. XII. Cap. II.

**) Polyhist. litterar. Tom. II. Lib. II. Part. II. Cap. 27. §. 5.

die Transplantation, bald die bloße einfache Anwendung des Mittels angerathen. Wahr muß es wohl sein, denn selbst Borellus *) erzählt, daß ein Baurenkopf, der voll Würmer gewesen, nachdem man viele Mittel vergeblich versucht gehabt, endlich durch besondere Worte, die er beim Abbrechen gewisser Blätter aussprechen mußten, geheilt worden. Er gedenket eines vornehmen Officiers, welcher einen unheilbaren Blutfluß hatte, und der dennoch von demselben befreiet ward, nachdem er gewisse Zauberworte, die ein Freund auf Papier geschrieben, in einer Rosiene verschluckt hatte. Er sah den Sohn eines Freundes, der an der Schwindsucht ohne Hoffnung lag, und dem kein Mittel der hippokratischen Kunst anschlagen wollte; und doch mit Worten geheilet ward. Er setzt hinzu: „ich weiß freilich nicht, soll ich den Worten, oder dem guten Glauben daran und der Einbildung die erfolgte Genesung zuschreiben? Genug, daß er genesen ist“. Ueber die Erklärung der Art, wie die Genesung erfolge, sind die Schriftsteller getheilt. Einige legen dem Worte selbst eine treibende Kraft bei. Andere die von der Gewißheit solcher Kuren bei sich aufs vollkommenste überzeugt waren, setzten einen Vertrag mit dem Teufel, oder eine feste Einbildung so wohl des Heilenden, als des Kranken, voraus, und sprechen also den Worten die Kraft ab, als Vallois **) und Martius ***),

welcher

*) *Observationes physico-medicae*, Cent. I, Obs. XIX. *ibid.* Obs. 94. *ibid.* Cent. III. 664. 67.

**) S. dessen *Philosophia sacra*.

***) *Magia naturalis*, Cap. III. §. 3.

welcher letztere mit dem Sellmont die Kraft der Worte mehr bewundern, als anwenden will.

Es machen viele Schriftsteller ein grosses Wesen aus Charakteren, und ihrer magischen Kraft Krankheiten zu heilen. Andere lachen darüber: Marsilius Ficinus *) meint, wenn in den Charaktern einige Kraft stecke, so wäre es der Materie, nicht der Gestalt zuzuschreiben; allein das meiste komme auf die Einbildungskraft des Kranken an. Der englische Mönch Roger Bako hielt dafür, ein Arzt könne die Charaktere sehr nützlich gebrauchen: nicht, weil sie für sich einige Kraft besässen, und Wirkungen hervorbrächten, sondern damit die Arznei desto andächtiger und begieriger von den Kranken gebraucht werde **).

Die Transplantation ist eine Kunst, mittelst welcher ein Naturforscher die Krankheit durch zulässige Mittel aus dem Menschen andersthin verpflanzt, damit die Gesundheit dadurch wieder zurückkehren möge.

Von der blossen Anwendung giebt es zwei Arten: Erstlich das Auflegen, wenn ein Arzneimittel, welches in seiner Menge und Bezeichnung mit dem Endzweck überein kommt, mit dem Magnet vermischt, oder in ihn gelegt wird, wie beim Gebrauche des sympathetischen Pulvers; oder wenn magnetische Auswürfe unter ein Arzneimittel genommen werden. Zweitens die eigentlich so genannte Anwendung, wenn man auf den schmerzhaften Theil des Körpers solche Mittel legt, die eine eigne Wirkung

*) De vita cœlitus comparanda, Lib. III.

**.) Pasche de inventis novantiquis Cap. VI. §. 23.

lung haben, und aus allen drei Reichen genommen werden können.

Die verbotene natürliche Magie führet darum diesen Namen, weil sie zu vieler Menschen Schaden gereicht. Z. B. wenn man in einem Hause alle noch in den Eiern verschlossene junge Küchlein tödtet, die Pferde lahm macht, einem Manne den Nestel knüpft oder ihn der Mannheit beraubet, und dergleichen mehr, womit sich der Aberglaube getragen hat, und zum Theil noch trägt. Es kommt dabei, wenn man die Sache mit dem ernsthaftesten Gesichte untersucht, auf die Frage an: aus welchen Gründen oder Ursachen diese Wirkungen herzuleiten sein, und welche Bewandniß die Wirkung selber habe? Der vorhin erwähnte Martius ist der Meinung, daß diese Ursachen so ziemlich aus angenommenen Körperchen oder Grundtheilchen könnten erklärt werden, und bringt daher sieben Gründe bei, diese Erklärungsart zu unterstützen:

- a) Weil alles voller Licht sei.
- b) Daß das apprallende Licht die Atomen mit sich fortführe.
- c) Daß die atmosphärische Luft voll Atomen sei.
- d) Daß die natürlichen Körper bis ins unendliche getheilt werden.
- e) Daß die Atomen in der Luft, wider die gemeinen Gesetze der Bewegung, angezogen werden.
- f) Daß diese Anziehung der Stäubchen durch andere ihnen gleiche Stäubchen geschehe; und
- g) daß dasjenige, was mit den Stäubchen verbunden ist, zugleich mit angezogen werde.

Hier-

Hieraus setzt er im Verfolge fest, daß die kleine Körperchen (von welchen das Epikurische System den Nahmen Korpuskularphilosophie erhalten hat) Sonnenstäubchen, Atomen, aus Geist und Materie bestehen, und daraus der Grund der ganzen Magie herzuleiten sei. Daß also, wenn die Geister, welche überall eine sehr geschwinde Bewegung verursachten, durch die Kunst auf ein gewisses Ziel hingerichtet würden, so könnten sie das selbst ihre Kraft zeigen, und erstaunliche Wirkungen hervorbringen. Er empfiehlt deshalb des berühmten Thomasius Abhandlung vom Wesen des Geistes, wiewohl er bekennet, daß es noch viele zu dieser natürlichen Magie gehörige Wirkungen gebe, von denen man keine so offenkundige Ursache anzugeben im Stande sei, sondern vielleicht dabei auf die besondern eigenen Kräfte der natürlichen Körper sehen müsse; es werde aber viel Einsicht erfordert, solche zu erkennen.

Rüdiger *) nimmt, wenn er auf die Magie, in der unten angemerkten Schrift, kommt, dieses Wort in einem etwas engerm Verstande. Er sagt, sie sei eine Geschicklichkeit, sich der Seele, die er von dem Geiste unterscheidet, also zu bedienen, daß sie wunderbare Wirkungen hervorbringe; dieser Begriff beruhet nemlich auf seinen Grundsätzen vom Geiste.

Die künstlich natürliche Magie besteht darin, daß man nach mathematischen Grundsätzen die natürlichen Dinge so richten kann, daß daraus ebenfalls wunderbare Wirkungen

*) Physica divina Lib. I. Cap. IV. §. 85.

gen entstehen. Man nennt sie auch schlechtweg die künstliche oder mathematische Magie. So war es eine Zeitlang ein grosses Kunstwunder, daß Archimedes und Lorenz von Florenz Himmelskugeln machten, die eben die Bewegungen und den Lauf hatten, wie die Astronomie ihrer Zeit sie an den himmlischen Körpern beobachtet hatte. Des Drebbelius ähnliches Kunstwerk nennen die Schriftsteller eine gläserne Kugel, worinn sich das ganze Werk der Schöpfung gezeigt habe. Architas von Tarent besaß eine fliegende Taube von Holz; worin wohl eine magische Kraft muß gestekt haben, denn er war ja Pythagoräer. Der berühmte Bischoff Albert hatte einen hölzernen Kopf, welcher reden konnte, den aber Thomas von Aquina im heiligen Eifer zerbrach, weil er ihn auch für ein Werk der Zauberei des Albrecht hielt. Als im Jahr 1643 die Schwedische Königin Christina zur Annahme der römischen Religion nach Rom kam, hatte Kircher, ein Jesuit, zu ihrem Empfange ein Bild gemacht, welches nicht allein die Königin begrüßte, sondern auch auf ihre Fragen Antwort ertheilte. Es giebt mehr Beispiele solcher redenden Bilder, und noch in unsern Tagen sind Betrüger damit umher gezogen. Was würde, in einem abergläubischen Zeitalter, nicht von der Schachmaschine des Herrn von Kempele, von den Gewitterableitern, von den Kräften des Magnets, von den wunderbaren Erscheinungen, welche ein Kenner der Elektrizität bewirken kann, geurtheilt worden sein?

Die zeremonialische Magie, die von manchen schlechtweg auch die teuflische genannt wird, besteht in
gewis-

gewissen Gebräuchen und Ritualien, mittelst welcher man in den Umgang der Geister soll gelangen können. Sind dies die guten Geister, deren Umgang man sucht, so heißt die Kunst, welche dahin bringt, Theurgie; wollte man sich aber mit den bösen Geistern oder Teufeln in ein Verständniß einlassen, und bediente man sich ihrer zur Erhaltung seiner Endzwecke, so ergiebt man sich, nach dem eingeführten Ausdrucke, der unseeligen schwarzen Magie. Es ist weltbekannt, daß es auch noch heut zu Tage, in unsern mit dem blendenden Nahmen Aufklärung so erhobenen Zeiten, Männer von Talenten aus allen Ständen, Bülkern und Bekenntnissen giebt, die in allem Ernste Tag und Nacht dem Studio der Theurgie obliegen, und mancher Betrüger, der die Gutherzigkeit dieser leichtgläubigen Männer gebrauchen will, dadurch sein Glück machen kann, und wohl manches Mahl gerichtet hat. Der Haß der katholischen Kirche gegen alles, was den Nahmen Magie führet, ist in allen Zeiten sehr groß gewesen. Anfangs, weil eine philosophische Sekte, die den Christen zuwider war, mit magischen Studien, vielleicht aus nicht ganz lautern Absichten, groß that. Nachmals, weil man die Kezer im Verdachte der Zauberei hatte, und einen Zauberer (Magus) oder einen Kezer für einerlei hielt. Diese Gleichsinnigkeit, welche man beiden so verschiedenen Wörtern gab, hatte die unglückliche Folge, daß eine Menge unschuldiger Menschen des Verdachtes der Magie und Kezerei halber eingezogen, und durch die Folter zum Geständnisse eigener Verbrechen, und zur Angabe seiner Mitschuldigen gezwungen ward. Diese

Unschul-

Unschuldigen wurden dann auf die in der Angst und Marter erpreßte Aussage unsinnig gewordener Leute auch in Verhaft genommen, auf gleiche Weise behandelt, und endlich, nach Urthel und Recht, elend verbrannt. Wen schaudert nicht, wenn er liest, daß zwischen 1627 und 1629 in Zeit von zwanzig Monaten, 29 Branderektionen im Würzburgischen gehalten, und im Durchschnitte in jedem Brande 5 Personen verbrannt worden; und nach einer zu Bamberg 1659 mit Genehmigung des Bischoffs und ganzen Domkapitels gedruckten Nachricht, zu Bamberg 600, und zu Würzburg 900 Personen eben die jämmerliche Art das Leben verloren haben?

Uebrigens dünkt mich, sollte man billig einen Unterschied zwischen Magie und magischen Schriften machen. Man weiß nun, was man alles aus der armen Magie gemacht hat; und soll selbst Kabbala und Theurgie hieher gezogen werden, so wird es immer doch nur der Mann ohne Aufklärung und zureichende Erkenntniß sein, der Magie — sei es auch im würdigsten Sinne des Wortes — treiben kann. Allein das Lesen der magischen Schriften wird jedem Litterator Nutzen und Vergnügen gewähren. Sie sind die Ablage alles dessen, was das Alterthum von Geogenie und Theologie, und von der Grundwissenschaft verstand, und in der Naturlehre kannte. Es ist angenehm zu bemerken, welchen Gang der menschliche Verstand im Bemerken, Erklären und Beurtheilen so viel Jahrhunderte hindurch gegangen ist; aber es ist sicher auch nützlich, und um so nützlicher, den oft sehr tief verborgenen Sinn der magischen Schriften zu enträths-

seln, da von den Aegyptern bis zum Anfange des vorigen Jahrhunderts, entweder Eigennuz, oder Kenntniß des Weltzustandes, die Weisesten bewogen hat, ihre Meinungen, Erfindungen, Versuche und Entdeckungen nur demjenigen mitzutheilen, dessen Fleiß und Redlichkeit in Entzifferung der Räthsel, worin sie sie versteckt hatten, ihnen für seine Würdigkeit Bürgschaft leisteten. Zu entscheiden, wie viel oder wie wenig Nutzen uns die Bekanntschaft mit ihren Kenntnissen und auch Râsonnements, besonders den Gründen, die sie auf die letztern gebracht hatten, gewähren würde, wer im Gebiete der Künste und Wissenschaften die weitesten Fortschritte gemacht, wir oder die Alten? ist nur der Mann im Stande, der die magischen Schriften mit Ernst studiert hat, und alle neuen Erfindungen kennt. Die zum Theil verlohren gegangene Kenntnisse des Archimedes sind bekannt. Raymundus Lullus wiegt viele unsrer metaphysischen Naturforscher weit auf; am Tempel zu Jerusalem waren Gewitterableiter: ist das nicht Beweis von den grossen Kenntnissen der Alten?

Endlich noch Eine Bemerkung: Die Freimaurerei hat mit der Magie nichts zu schaffen.

II. Theurgie.

Das Wort Theurgie ist griechischen Ursprungs. Jamblichus in seiner Schrift von den Geheimnissen sagt, die Theurgie sei die Kunst, durch gewisse Verrichtungen Götter und Geister zu gewinnen, und nennt die Theurgen daher Künstler. Julian nannte sie die telestische
und

und mystagogische Philosophie, Porphyrius die praktische Theosophie, und andre nannten sie auch Theoptosie, oder die Kunst Götter zu sehen. Andrer Benennungen zu geschweigen.

An sich ist die Theurgie ein Zweig der Ceremonialmagie, welche auf gewissen eingeführten, willkürlich angenommenen und durch Ueberlieferung fortgepflanzten Gebräuchen beruhet, und mehrentheils in Goetie und eigentliche Theurgie eingetheilt wird, wovon diese mit den guten, jene aber mit den bösen Geistern zu schaffen hat; diese Eintheilung führen Jamblichus, Porphyrius, und andre Neuplatoniker an. Die Sache selber ist aber nicht neu. Sie war schon den Alten bekannt, und ward gemeinhin unter dem allgemeinen Nahmen Magie mit begriffen. Suidas unterscheidet Poetie und Pharmazie von einander, als Gattungen der Goetie oder schwarzen Kunst; indessen kann die Pharmazie nicht füglich zur Ceremonial-Magie gerechnet werden. Auch ist zu bemerken, daß bei dieser Pharmazie nicht von Arzeneien, sondern, nach der eigentlichen Bedeutung des Stammwortes, von Giften die Rede ist.

Es kommt also, wie wir nun festsetzen, bei der eigentlichen Theurgie auf Gemninschaft mit guten Geistern an. Sie ist daher eine angebliche Kunst, sich durch gewisse Ceremonien mit denselben bekannt zu machen, und sie zu seinem Vortheile zu gewinnen, um vermittelst ihrer besondere Wirkungen hervorzubringen. Darum nennt sie auch Augustin, nach dem Sinne des Porphyrius, die Kunst Engel und Götter zu gewinnen, womit

Pererius übereinstimmt, welcher, bei Gelegenheit ihrer, sagt: sie bestehe in gewissen Opfern und heiligen Gebräuchen, um durch eine erworbene Reinigkeit seiner Seele und seines Leibes die guten und für das Beste der Menschen wohlgesonnenen Engel anzurufen, daß sie durch sichtbare Erscheinungen, oder durch mittelbare Einflüsse den Menschen beistehen, die verborgensten Dinge ihren sie beschwörenden Freunden offenbaren, die künftigen Begebenheiten und Schicksale im Voraus anzeigen, und Wunderthaten verrichten.

Zur Entstehung der Theurgie gab die Magie der Chaldäer und Perser, und die Philosophie der Griechen Gelegenheit. Den Chaldäern war das Studium derselben besonders wichtig, und Kenner chaldäischer Gelehrsamkeit, wie Stanley, theilen daher ihre ganze Erkenntniß in Theologie, Naturlehre, Sternkunde und Theurgie. Unter den Persern lagen die Magi der Theurgie ob, und Laertius giebt diesen persischen Philosophen das Zeugniß, daß sie nur die erlaubte und wahre Theurgie, keinesweges aber die verbotene Goetie oder schwarze Kunst, oder teuflische Magie getrieben haben.

Die Aegypter besonders rühmten sich im Besitze grosser Geheimnisse zu sein, sowohl in der Lehre von Gott, von den göttlichen Ideen, den Schutzgeistern, den Engeln, der Welt, und deren Wesen; als in den Gebräuchen und Ceremonien, Gott zu versöhnen, die Schutzgeister zu gewinnen, und die bösen Geister von sich entfernt zu halten, und ihre versuchten Wirkungen

gen

gen zu vernichten. Man giebt den Hermes Trimegistus für ihren Urheber aus; von welchem Orpheus aus Thrazien, vieles gelernt, und nachmals die theurgischen Verrichtungen auch bei den Griechen bekannt gemacht hat, unter denen sie nachmals fast Liebhaberei ward.

Wenn man den Pythagoras, wie doch geschehen muß, zu den Griechen rechnet, so findet er hier wegen seiner Lehrsätze vorzüglich Platz. Nach denselben ist der Geist des Menschen unsterblich, allein er befindet sich in den Banden seines Leibes, und hier gleichsam in der Gefangenschaft; die genaue Verbindung mit demselben habe ihn verunreiniget, und man müsse trachten, ihn wieder zu reinigen und aus seiner Gefangenschaft zu befreien; dann könne man hoffen, Gott näher zu treten, und selbst zu einem Gotte zu werden. Denn dies sind die Lehrsätze, auf welche man, in seinem goldnen Gedichte, von der Verehrung der Götter, Helden und Dämonen, von den Reinigungen der Seelen, und von ihrer Vereinigung mit den Göttern trifft.

Ein eifriger Nachfolger des Pythagoras war Plato. Zwar so ämsig, als nachmals einige seiner Schüler, trieb er die theurgischen Verrichtungen nicht; indessen hat er doch durch seine Sätze von dem göttlichen Wesen der Seelen, von den verschiedenen Gattungen der Geister und Dämonen, von den Reinigungen der Seele, und von der Vereinigung derselben

mit Gott, zur Empfehlung der Theurgie in Griechenland beigetragen.

Unter seinen Nachfolgern sind Plotinus, Jamblichus und Porphyrius vorzüglich als Freunde der Theurgie berühmt. Auch den trefflichen, mit dem Beinamen der Abtrünnige von unduldsamen Christen bezeichnete Kaiser Julian, gehört als ein eklektischer Weltweiser, zu den Freunden der Theurgie. Ob Jamblichus sein wirklich persönlicher Lehrer war, oder ob er nur dessen Schriften studiert habe, ist zwar noch streitig; allein aus Julians hinterlassenen Aufsätzen, besonders aus der Rede ad regem solem et matrem deorum, welche mit vielen magischen und zur geheimen Theurgie der Eklektiker gehörigen Dingen angefüllt sind, erhellet seine Liebe zur Theurgie sehr deutlich.

Von dem Fleisse des Proklus in der theurgischen Wissenschaft geben nicht nur seine eigenen Schriften hinlängliche Beweise, sondern es wird auch vom Marinus in dem Leben des Proklus, bestätigt. Man könnte noch eine sehr grosse Menge grosser Namen nennen, welche alle als Freunde der Theurgie bekannt sind, es sei aber an diesen Proben genug; aus welchen erhellet, daß die theurgische Wissenschaft in der That nicht so ungereimte Dinge enthalten haben müsse, da die klügsten Köpfe, die sonst nicht für den Aberglauben gestimmt scheinen, sich nicht entsehen haben, diese Kunst wenigstens wissenschaftlich zu studieren.

Die Theurgie, wo nicht als Kunst, doch als Wissenschaft betrachtet, ist nie so hoch gestiegen, als im vier-

ten

ten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung. Selbst das Frauenzimmer beschäftigte sich gern mit ihr; man nennt eine Sospatra, Asklepigenia, Aedisia, welches zum Theil Gattinnen sehr braver Männer waren, als Liebhaberinnen der Theurgie.

Zu der That sind die Ursachen auch leicht anzugeben, warum diese Wissenschaft in jener Zeit so viel Freunde fand. Die christliche Religion breitete sich immer weiter aus; mit ihrer Ausbreitung nahm das Ansehen der Priester ab, und der Glaube an Orakel und Opfer ward lächerlich, da die dabei vorkommenden Betrügereien in das verhaßte Licht gesetzt wurden. Man hätte erwarten sollen, daß die allgemeine Aufklärung des menschlichen Verstandes dabei hätte gewinnen müssen. Allein nichts weniger: Anstatt der Orakelsprüche traten angebliche Wunderthaten, welche Christus nicht nur, sondern auch viele seiner Anhänger verrichtet haben sollten, in die Stelle; und nach der Natur des Menschen, und vorzüglich nach dem Charakter der Priesterschaft aller Zeiten und Völker, ist es kein Wunder, daß die eingebornen Priester nicht so ruhig zusahen, wenn man ihren Betrug zeigte, um einen andern in dessen Platz zu setzen. Man suchte also die Nationaltheologie zu reinigen und empfehlender einzukleiden; und um der Sache den besten Ausschlag zu geben, so begünstigte man gern gewisse Männer, die alle Eigenschaften hatten, dem Publikum ebenfalls als Wunderthäter dargestellt zu werden. Diese Eigenschaften mußten dieselben sein, womit sich Nationen noch in unserm Jahrhundert haben hintergehen lassen: wenn

man nur will, und zu seinem Vortheile es nöthig hat, auch mit andern zweckmäßigen Mitteln einigermaßen seine Sache befördern kann, so wird man immer Leute finden, die entweder das Publikum wissentlich betrügen, oder die man selber so weit täuscht, daß sie nicht als Betrüger, sondern als Betrogene, jedoch mit gleichem Erfolge, das selbe hintergehen.

Die jüdische Kabbala kann zu einem andern Grunde der Theurgie gedient haben. Wahrscheinlich ist sie aus der Pythagorischen und Platonischen Philosophie unter den Juden entstanden. Sie ist doppelter Art; die eine beschäftigt sich mit Worten, die andere mit Sachen. In jener wird von den zehn Sefhiroth, von den Kabbalistischen vier Welten, den zwei und dreißig Wegen zur Weisheit, und den funfzig Pforten der Klugheit gehandelt. Diese, als die praktische Kabbala, lehret, wie man mittelst der Worte der heiligen Schrift Geister beschwören, Feuerbrünste auslöschen, Heimlichkeiten entdecken, Wunden heilen, und sich festmachen kann.

Die mystische Theologie trug ferner auch zur Bildung der Theurgie bei. Sie redete von unmittelbaren Erleuchtungen und Offenbarungen, von der besondern Gemeinschaft mit Gott, und hatte ihren Ursprung aus denselben Quellen beinah, als die Kabbala der Juden: die in der mystischen Theologie so empfohlene Reinigung der Seelen, ihre Zernichtung, die angenommenen drei Klassen und Ordnungen von Geistern, das Avancement der Seelen durch die verschiedenen Geisterordnungen, die mögliche Vergötterung des Menschen, die Ver-

einig

einigung und der Umgang mit Gott, sind vielleicht inbegriffen, wie einige meinen, nicht im eigentlichen Sinne, sondern in metaphorischem Verstande zu nehmen; allein das schliesst nicht aus, daß nicht andere sollten treu beim wörtlichen Sinne stehn geblieben, und durch alle Grade dieser Enthusiasterei fortgeschritten sein, um endlich ihrer Seele noch während des Aufenthaltes im Leibe das grosse Vergnügen zu gewähren, mit Gott, oder Göttern und Geistern umzugehen.

Franz George Venetus giebt davon in seiner Schrift von der Harmonie der Welt mehrere Aufklärung; nur Schade, daß sie so selten ist.

Allein man denke darum nicht, daß mystische Theologie und Theurgie einerlei sei. Sie sind vielmehr sehr, und besonders dadurch verschieden, daß bei der letztern die Hauptabsicht auf Gemeinschaft mit den Geistern, bei der ersten aber auf die wesentliche Vereinigung mit Gott gehet; daß jene mehr mit äusserlichen Ceremonien, diese hingegen mehr mit dem Innern der Seele beschäftigt ist.

Es hat in den neuern Zeiten viele berühmte Männer gegeben, die sich mit der theurgischen Wissenschaft beschäftigt haben. Dahin gehört der bekannte Arzt Peter von Abano, eben so sehr durch seinen schändlichen Geiz, indem er sich zu keinem Kranken über Land unter funfzig Gulden — nach damaliger Zeit viel Geld — verdingen ließ, als durch die drei in der Note *)

D 5

genann-

*) Elucidarium necromanticum. Ferner: Liber exper-

genannten magischen Schriften bekannt. — Dem Mar-
filius Ficinus hat man auch eine Stelle unter den
neuern Theurgen angewiesen; weil er als ein grosser
Verehrer der Platonischen Philosophie, auch besonders
zu zeigen bemüht war, wie man dahin kommen könnte,
Geister zu sehen.

Zu Ende des funfzehnten und Anfange des sech-
zehnten Jahrhunderts nahm der sonst berühmte Abt
von Trithem auch dergleichen Dinge vor, wenn er
nicht nur in seiner Schrift *) von der Gewalt der sie-
ben Geister, sondern auch in seiner Steganographie,
viel Wesens von den Klassen, Nahmen, Berrichtungen,
und kunstmässigen Beschwörungen der Geister macht.

Ihm gleichzeitig lebte der berühmte Kornelius
Agrippa von Nettesheim, dessen Werk von der ver-
borgenen Philosophie, wovon die Auflagen auch nach
gerade selten geworden sind, ein Auszug aus Por-
phyrius, Jamblichus, Proklus, Psellus, Ficinus, Al-
berts, Neuchlins und andern Schriften sein soll. Er
stand in dem Rufe, ein grosser Meister der theurgis-
chen Kunst zu sein; wogegen ihn Gabriel Naudé in
diesem oder dem folgenden Theile des Archivs verthei-
digen wird. So viel ist ohnehin gewiß, daß man das
angebliche vierte Buch jener geheimen Philosophie mit
Unrecht

perimentorum mirabilium de annulis secundum
28 mansiones lunæ. Endlich das Heptameron, S.
elementa magica.

*) Commentar. ad libr. Procli 4. ennead. 3.

Unrecht dem Agrippa zuschreibt, und solches lange nach seinem Tode, wie Walch versichert, von einem bösen Menschen aufgesetzt worden, nach dem Zeugnisse des glaubwürdigen Westphälingers Weiher. Dennoch ist der arme Agrippa von vielen Leuten für einen Zauberer gehalten worden, nicht nur der gedachten Schrift halber, sondern auch wegen eines Hundes, wovon die bloße Erzählung aber schon recht märchenhaft klinget. Das beste Zeugniß giebt sich Agrippa selber in der späterhin erst aufgesetzten Schrift über die Vanität aller Wissenschaften, einem Buche, welches noch izt alle Beherzigung verdient, und sich gar nicht unangenehm lesen läßt. Hier sagt Agrippa nun im 47sten Kapitel: „ich habe, da ich noch ein Jüngling war, drei Bücher von ziemlich kropulentem Ansehen über Magie und Magika geschrieben. Ich habe sie damals von der geheimen Philosophie handelnd, benannt; allein ich widerrufe durch diese meine Palinodie gegenwärtig, da ich klüger geworden und zu reifern Jahren gelangt bin, öffentlich alles das, was ich damals in überkluger vorwitziger Jugend darüber gesagt habe, und nehme alle die darinn enthaltenen häufigen-Irthümer feierlich zurück. Leider hab ich ehemals mit diesen Vanitäten viele Zeit verschwendet, und gegenwärtig wenigstens doch diesen Nutzen davon, daß ich andere von diesem schädlichen Gegenstande abrathen kann.“

Man setzt ihm an die Seite den berühmten und berühmtesten Theophrastus Bombastus Paracelsus von Hohen-

Hohenheim, dem ich einmal eine eigene Abhandlung zugebracht habe, den Valentin Weigel, dessen Leben Schröck beschrieben hat; einen Mathematiker, Johann Dee, der sich in der Theurgie zu weit gewagt haben soll; endlich sogar den Verfasser des Grafen von Gavalis, den Abbé Villars, der wohl nicht vermuthet, der Ehre eines Theurgen gewürdigt zu werden. Morhoff gedenkt eines Franzosen, Johann Belott, welcher sich einen Meister der göttlichen und himmlischen Wissenschaften nannte, und eine Chiromantie und Physiognomie schrieb, worin er verschiedene magische Vorschriften einmischte, und die Kunst, sich bei den Dämonen beliebt zu machen, zu zeigen versprach. Eben dieser Schriftsteller führt auch noch einen Franz Joseph Borry an, von welchem eine italienische Schrift, unter dem Nahmen der Schlüssel zum Borrischen Kabinette vorhanden ist, worin vieles von den Geistes, dem Schutze, den sie gewähren, ihrer Anrufung, ihrem Umgange erwähnt wird. Auch den Michael Psellus rechnet man hieher, wegen dreier Schriften, die von theurgischen Dingen handeln.

Aus den neuesten Zeiten können wir keine Schriften anführen; desto mehr aber läßt sich von angeblichen Theurgen und enthusiastischen Freunden der Kunst sagen, und da ich in der Folge von einigen derselben reden muß, so werde ich dort die gewählten Mittel und den Zweck, die Geister zu gewinnen, anzeigen.

III. Alchymie.

Woher das Wort Chemie oder Chymie seinen Ursprung genommen habe, ob von Noa's Sohne Cham, oder woher sonst? ist unser's Ortes nicht zu untersuchen. Das Wort Chymie bedeutet die Kunst, die Bestandtheile der Körper zu entdecken, und durch Vermischung wieder andere zusammen zu setzen. Mit dem arabischen Artikel Al versehen, heißt es die Scheidekunst; das wäre die eigentliche Bedeutung des Wort's nach der Wortforschung. Allein man hat in andern Sprachen den Sinn des arabischen Wort's Alchymie dahin eingeschränkt, daß es nun für die Kunst: die Metalle zu verwandeln, sie zu ihrer Reife zu bringen, den Stein der Weisen zu bereiten, oder mit einem Worte, Gold zu machen, genommen wird.

Die alten Griechen und Araber gaben ihren Unterricht von der Kunst die Metalle zu bearbeiten, in Charaktern, Allegorien und Bildern. Diese Art des Unterrichts stammte ursprünglich von den Aegyptern her, die sich in Schriften der Hieroglyphen bedienten, und es ist erwiesen, daß sie auch über Chymie schrieben. Diocletian ließ die ägyptischen Handschriften aufsuchen und verbrennen; ein kleiner Rest blieb noch in der Bibliothek zu Alexandria übrig, welche bekanntlich von den Sarazenen vernichtet ward. *) Von den wenigen, die noch
unter

*) S. Suidae Lexicon, bei den Worten Chemia und Diocletianus. Paulus Diaconus in vita Diocletiani.

Anmerkung. S. vorzüglich: des berühmten Mohsen vortrefliche „Beiträge zur Geschichte der Wissenschafts-

unter den Nahmen des Hermes, des ägyptischen Hostanes, der Königin Kleopatra und ihres Lehrers des Dioskorus, Oberpriesters des Serapis, u. s. w. gefunden worden, ist man ziemlich gewiß, daß sie untergeschoben sind. Von den griechischen Alchymisten, welche den Aegyptern in der hieroglyphischen Schreibart nachahmten, sind noch einige übrig, an deren Richtigkeit man nicht zweifeln kann. Die Araber fingen an, noch räthselhafter zu schreiben. Im Grunde waren sie mittelmässige Scheidekünstler, und in ihren Prozessen zu weitläufig. „Die Reinigung der Materie, sagt Möhsen, das Schmelzen der rohen Erze, das Herausziehen der edlen Metalle aus unbedeutenden Steinen, die Zubereitung der zur Metallurgie nöthigen aufßenden scharfen Geister, und des nachmals so genannten Alkafest, die Färbung und Zusammenschmelzung verschiedener Metalle, die Verwandlung der geringeren Metalle in bessere, die größtentheils darin bestand, daß sie das Gold und Silber herauszubringen und von den schlechten abzusondern wußten; waren Geheimnisse, welche diejenigen, die ihren Nutzen davon hatten, zu verbergen suchten.“

Darin bestand wohl eigentlich ihre Alchymie, und man sieht die Ursache, warum sie die Hauptsache nicht nur, sondern auch die Nebenarbeiten theils in ägyptischer und griechischer, theils in ihrer eigen erfundenen Bildersprache lehrten.

Eigent-

schaften in der Mark Brandenburg, Berlin, 1783. und hier den 2ten Abschnitt des Lebens Leonhard Thurneissers, der hier benutzt worden.

Eigentlich aber sollte Alchymie die oben angegebene Kunst Gold zu machen sein. Allein die Athanasia der Aegypter, eine Arznei der Isis, die unsterblich machte, oder doch das Leben vermehrte; und die Panazee der Griechen, die alle Krankheiten heilte, brachte die Scheidekünstler auf die Möglichkeit eines Elixirs, welches alle Krankheiten heilen, und eines andern, welches die unedlern Metalle in Gold verwandeln sollte. Beides nannte man den Stein der Weisen, aber man war verschiedener Meinung, wie man den Stein zu verfertigen habe, und ob Eins beide Wirkungen thun könne.

Indessen ist über den Werth dieser Kunst auf beiden Seiten viel gestritten worden. Einige haben sie sehr hoch gehalten und geglaubt, man könne Gold machen, und ein allgemeines Lebenselixir finden. Andere haben die ganze Kunst verworfen, die Alchymisten für Betrüger ausgegeben, und beide haben ihre Sache mit Gründen zu unterstützen gesucht, von denen wir bloß diejenigen anführen, die aus der Erfahrung hergenommen sind, indem man ein weitläufiges Register glücklicher Alchymisten aufführt. Es ist bekannt, daß der D. Price in London sich vor kurzer Zeit an die Spitze der Goldmacher stellte, und Gold machen zu können versicherte; allein es ist auch eben so bekannt, daß dieser berühmte Mann sich einige Zeit darnach in seinem Laboratorio mit Kirschlorbeerwasser vergiftet hat.

Man setzt den Ursprung der alchymischen Kunst in die entferntesten Zeiten hinauf, und legt sie, wo nicht den Ervätern vor der Sündfluth, doch dem Hermes Tris-

megistus bei, auf dessen Smaradgtafel sich die Alchymisten gründen. Von diesem Hermes ward sie nach Aegypten verpflanzt, und man behauptet, daß diese Kunst in diesem Lande in der größten Blüthe gestanden. Vorzüglich behauptete solches Olaus Borrichius, ein Däne *), in einer Schrift von dem Ursprunge und Fortgange der Chemie; allein nicht nur der berühmte Helmstädtische Polihistor, Hermann Conring, sondern auch Jakob Tollius **) und Michael Meyer ***), setzte sich ihm entgegen; auch Morhoff †) vertheidigte die großen Kenntnisse der Aegypter in der Hermetischen Kunst. Allein der meiste Theil der alten Schiften ist verlohren gegangen; dies beweiset freilich nichts, denn es kann immer noch sein, daß die Araber, als die nächsten Nachbarn der Aegypter, noch etwas von ihren Schriften erhalten, und zum Grunde ihrer eigenen Lehren gelegt haben, wie die Vertheidiger des Alterthums der Kunst anführen. Von der eigentlichen Chymie ist dieses auch höchst wahrscheinlich gegründet, daß man aber Grund habe, die Anwendung auf die Kunst des Goldmachens zu verbitten, ist vorhin schon in etwas gezeigt worden.

Die Araber bemächtigten sich nachmals eines beträchtlichen Theiles von Spanien, und so kam diese
 grosse

*) De origine & progressu chymiae.

**) Fortuita, in quibus praeter critica non nulla tota fabularis historia ad Chimiā pertinere asseritur. 685.

***) Arcana arcanissima. Sehr rar.

†) De transmutatione metallorum Sect. I. a. p. 279.

grosse Kunst zu den Europäern. Hier machten sich dann mehrere berühmt; als Albertus der Grosse, welcher ein Buch von der Alchymie, dann eine Konkordanz der Philosophen über den Stein der Weisen, und ausser andern Werken auch das berühmte Compositum de compositis schrieb. Arnold von Villa Nova, schrieb nicht nur das Licht aller Lichte, ferner den Spiegel der Alchymie, endlich den Schatz aller Schätze, oder Rosengarten der Philosophen; sondern er verwandelte wirklich in Gegenwart vieler Kardinale Erz in wahres Gold, wenigstens wie Johann Andrea berichtet, dessen Zeugniß Guido Pancirollus und Borrichius billigen. Raymundus Lullus schrieb nicht nur: allgemeine Praxis des grossen Werks, ferner den Schlüssel, die Theorie und Praktik, und den Hauptinbegriff der Verwandlungskunst der Metalle; sondern er machte auch Gold, welches Pasche und Buddeus aus gleichzeitigen Schriftstellern erweisen wollen. Johann de Rupescissa schrieb ein Buch von der wahren Verfertigung des Steins der Weisen, eine Untersuchung der Quintessenz aller Dinge, und das Buch des Lichts. Basilius Valentinus hinterließ, ausser andern Werken, das berühmte Vermächtniß vom grossen Steine der uralten Weisen. Theophrastus Paracelsus schrieb sehr viel von der Alchymie, und hatte auch, nach seinem eignen Geständnisse, Gold gemacht.

Es ist nicht möglich, ein genaues und vollständiges Verzeichniß aller Europäer zu liefern, die sich seit der Revolution in Spanien der Alchymie über-

lassen. Theils sind sie zu sehr zerstreut; theils werden selbst die gedruckten von den Liebhabern als Schätze geheim gehalten, welches noch mehr von einigen Handschriften statt findet, auf welche hie und da ein so grosser Werth gelegt wird, daß man sie fremden Augen kaum zu zeigen wagt.

Im Jahr 1693. soll in Preßburg ein Goldschmidt, Namens Gustenhofer gewesen sein, welcher in Gegenwart verschiedner Personen Blei in Gold verwandelt, aber dabei versichert hat, daß er den Stein der Weisen nicht selber zu machen verstehe, sondern ihn von einem kleinen Manne habe. D. Dienheim, ein Professor zu Freiburg, erzählt in seinem Buche von der Wahrheit des Steins der Weisen, daß er auf seinen Reisen durch Italien, einen Reisegefährten, Namens Sidon, aus Schottland gebürtig, erhalten, und unter Weges mit demselben lange darüber gestritten habe, ob das Goldmachen möglich sei? Der Schottländer habe hierauf zu Basel, im Zwingerschen Hause, wirklich Blei in wahres Gold verwandelt, wovon Er, Dienheim, ein Stück für immer zum Gedächtniß aufbewahre. Cornelius Martini wollte ebenfalls beweisen, daß es keinen Stein der Weisen gebe, allein ein Edelmann trat aus der Versammlung hervor, und widerlegte ihn, indem er Kohlen, Tiegel und Blei verlangte, und nachdem er das Blei in Gold verwandelt, zum Martini sagte: lösen Sie diesen Vernunftschluß auf! Zelmont versichert in seiner Abhandlung vom ewigen Leben, daß er zu verschiedneumalen Quecksilber in Gold verwandelt habe; und

Selvetius erzählt in der Schrift, welche er das goldene Kalb nennet, was ihm selber begegnet war. Buddeus schrieb eine Streitschrift: ob man die Alchymisten in einem Staate dulden könne? Und weil diese Frage die Gewißheit der Alchymie, und die Existenz wahrer Goldmacher voraussetzt, so führt er zwei Beispiele vom Goldmachen an, die ihm genau bekannt waren, und eben zur Erdrung seiner Streitfrage Anlaß gaben.

Auf der andern Seite fehlt es auch nicht an Verächtern der hermetischen Kunst. Im geistlichen Rechte findet sich eine Verordnung Pabsts Johann XXII, worin den Alchymisten die härtesten Strafen angedrohet werden. Der Jesuit Delrio versichert in seinen magischen Erdrterungen, dieser dem Leben so manches ehrlichen Mannes und so mancher guten Alten gefährlich gewordenen Schrift, daß es in Engeland verboten war, ohne Vorwissen des Königes Gold zu machen; hingegen gab doch Heinrich IV. eine gegenseitige Verordnung, welche alle und jede Einwohner aufforderte, sich um den Stein der Weisen zu bemühen, damit das Reich von Schulden befreit werden möchte. So sehr der berühmte Agrippa die hermetische Kunst in seiner Schrift von der verborgenen Philosophie vertheidigt, so ungehalten ist er auf dieselbe in der Schrift von der Eitelkeit der Wissenschaften. Melanchthou nannte sie sophistischen Betrug; ein sehr angemessener Ausdruck: denn blosses Râsonnement hat die Scheidekünstler zur Alchymie verleitet, und noch hat man Grund, alle und jede Thatsachen von Goldmachern zu bezweifeln. Dem Petrarch

ist sie eine Lug- und Trugkunst, und beim Peucer heißt sie Teufelspur. Bernhard Penot war im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts ein berühmter Alchymist; im Grunde aber ein Mann, der seiner theoretischen Grille alles Vermögen aufopferte, weil er in seinen hohen Alter in der größten Armuth starb, und oft zu seinen Freunden gesagt hat: wenn man seinem Feinde heimlich beikommen wollte, sollte man ihn verleiten, ein Alchymist, d. h. ein Liebhaber der Alchymie, zu werden.

Ohne darauf Rücksicht zu nehmen, daß es in der That weder für das menschliche Geschlecht eine Wohlthat wäre, wenn die Kunst Gold zu machen erfunden würde, noch daß der Erfinder selber sich wohl bei seiner Entdeckung befinde, indem die Nachstellungen der grossen und kleinen Liebhaber dieses Metalls so groß sein würden, daß sein Leben und seine Freiheit in Gefahr ständen, ist in der That der Hang zur Chymie und Alchymie beinah unbegreiflich. Eine so schmutzige Kunst, die mehrentheils auf Temperament und Denkungsart ihrer Liebhaber sehr nachtheilige Einflüsse hat, beschäftigt dennoch schon sehr lange die vornehmsten und geringsten Stände, und wenn es nicht zu läugnen ist, daß mancher arme Scheidekünstler sich nach und nach ein beträchtliches Vermögen erworben, so ist es auf der andern Seite noch ausgemachter, daß viele Reiche und wohlhabende Leute ihr Vermögen durch die unseelige Begierde den Stein der Weisen zu erhaschen, aufgewandt, und sich, auch oft ihre Familie, in die betrübtesten Umstände versetzt haben.

Der Stein der Weisen muß also eine sehr anziehende innere Kraft besitzen, wodurch er so viele Freunde an sich ziehen, und seine gewonnenen Liebhaber so stark an sich fesseln kann. Diese Kraft giebt ihm der Aberglaube, und ein zum Aberglauben geneigtes Gemüth; so dann die Eigenliebe, der Trieb, sich vor andern glücklich zu wissen, der Hang zum Wunderbaren, und die wunderbaren Eigenschaften, welche von dem Stein der Weisen angerühmt wurden.

Die Vorzüge besonders, die der Besitzer des Steins der Weisen erhielt, waren über alles erhaben, und weit mehr werth, als kaiserliche, königliche und päpstliche Kronen, und als alle Reichthümer der Welt, wie sich Lullius im Stil des heiligen Apostels darüber ausdrückt. Wer den Stein der Weisen hatte, brauchte nicht weiter zu studieren, und sich den Kopf zu zerbrechen; er durfte nur beten, Gutes thun und verschwiegen sein. Er lebte nach Belieben tausend Jahre und darüber, in männlichem Alter, mit dazu gehörigen Kräften und in beständiger Gesundheit. An Verstand konnte es nicht fehlen, den gaben die Jahre, und für sein Auskommen war gesorgt: er war reicher wie Krösus und trug viele Millionen in seiner Tasche. Denn wer die Projektion verstand, konnte, genau berechnet, aus einem einzigen Gran des Steines der Weisen, 304,666,656 Thaler in reinem Golde hervorbringen: so versichert Jrenäus Philaletha. Wie die Projektion geschehe, findet man

in Arnolds von Villa Nova Werken. Von den beiden Adepten, die in Helmonts Beisein die Verwandlung anderer Metalle in Gold bewürkten, hatte der Eine so viel in seinem Papierchen in der Tasche, als nöthig war, um 20,000 Pfund Gold, oder 18,600,000 Dukaten zu machen, und der andre zu zwanzig Tonnen Goldes. Das Stückchen Stein, welches der Adept bei sich trug, der vor dem berühmten Zelvettius die Probe machte, hatte die Größe einer Nuß, und war hinreichend zwanzig Tonnen Goldes zu machen. Wenn es einem Besizer des Weisensteines gefiel, so gab er Fürsten und Königen Subsidien; er hatte es in seiner Macht, der Schöpfer des Glücks und der Wohlfahrt seiner unglücklichen Nebenmenschen zu sein. Er wurde fromm, wenn er es nicht vorher war, starb zuletzt seelig, und hatte nach der himmlischen Rangordnung seinen Platz gleich nach den Heiligen. Was könnte der Glückliche, der Größte unter den Sterblichen mehr verlangen?

Von allen diesen herrlichen Eigenschaften des Steins der Weisen war einst der Ruf sehr allgemein, den weltbekannte Geschichten und die Schriften der Adepten bestätigen. Raymund Lullius machte dem Könige Eduard II. oder III. von Engeland in der Katharinenkirche zu London so viel feines Gold, daß er sechs Millionen Rosenobel daraus schlagen ließ, die er auf einen Kreuzzug gegen die Türken anwenden sollte. Wie die Johanniterritter auf der Insel Rhodis in Gefahr waren, von den Türken unter Mahomet's

homets II. Regierung angegriffen zu werden; so gab ihnen Georg Kiplaus, ein Benediktiner, nach und nach 100,000 Pfund Gold, damit sie sich in guten Vertheidigungsstand setzen, und nicht vertrieben werden möchten. Nikolaus Flamel hatte nicht so viel Haß gegen die Ungläubigen, aber mehr Menschenliebe. Er war nur für Unglückliche reich. Eine rechtschaffene Familie, die in Armuth gerathen war; ein junges Kind, welches der Mangel vielleicht zum Laster verleitet hätte; ein Kauf- oder Handwerksmann mit einer zahlreichen Familie; endlich die Wittwen und die Waisen waren es, an welche er seine Reichthümer verschwendete. Er stiftete vierzehn Spitäler, bauete drei Kapellen von Grund auf, erneuerte sieben Kirchen, und bauete die Kirchen, der heiligen Genevieve und der unschuldigen Kinder zu Paris, zum Theil wieder auf. Einige von seinen Spenden und Stiftungen werden noch izt ausgetheilet. — Und welcher christliche Monarch hat wohl den Nachruhm des Hieronymus Erinot erreicht, der 1300 Kirchen gestiftet, erbauet, und mit Almosen reichlich versehen hat?

Aber alle Reichthümer der Welt verlieren ihren Werth ohne Gesundheit und Hofnung langes Lebens. Die Furcht eines siechen Lebens, oder eine untergrabende Krankheit, und die Aussicht zu einem baldigen Tode, nach vielen vorangegangnen Schmerzen, vermindern den Werth des Reichthums in den Augen seines nicht glücklichen Besizers beträchtlich. Welch ein Vorzug also, den auch von dieser Seite der Stein der Weisen seinem

Besitzer ertheilte! Wer dieses Geschenk des allzugütigen Himmels besaß, hatte das Mittel in Händen, nicht nur sich selber gesund zu erhalten, und andern die verlorne Gesundheit wieder zu verschaffen, sondern auch das Leben zu verlängern. Wenn er einem Todtkranken, er mochte die Pest, oder Gallenfieber, Wassersucht oder Schwindsucht haben, kaum ein Viertelgränchen vom Steine der Weisen gab, so war er in vierundzwanzig Stunden frisch und gesund.

Des Hippokrates Lehren waren hingegen Poffen, und der ganze Kräuterkrum des Eresischen Theophrasts, und alle theoretische und praktische Schriften der Araber und des Galenus waren Grillen der Aerzte, deren Nutzen mit den erhabenen Eigenschaften des Steines der Weisen gar nicht zu vergleichen stand.

Dieser glükselige Stein diente nicht allein zur Universalmedizin, sondern er besaß auch die Kraft das Leben zu verlängern. Wenn wir hier nicht bloß von der Alchymie zu reden hätten, so könnten wir noch davon sehr herrliche Proben beibringen. Allein wir gehen zur Hauptsache zurück.

Eine zweite Ursache, welche der Alchymie so viele Verehrer verschafte, findet der belobte Möhsen in der im mittlern Zeitalter gewöhnlichen Auslegungskunst. Mehrere Kirchenväter hatten so viel Geschmak an der Lehrart der Aegypter, und an Auslegungen durch die Bildersprache gefunden, daß sie die erhabensten Wahrheiten in Bilder, Gleichnisse und Hieroglyphen versteckten. War es nun den christlichen Adepten, die zugleich

Geist:

Geistliche waren, da sie solche Vorgänger fanden, zu verdanken, daß sie die dunkle Schreibart der Araber nach ihrer Einsicht und Willkühr erklärten, daraus unbegreifliche Dinge herleiteten, und ihre eigene, theils wahre theils eingebildete, Entdeckungen, eben also verhüllet, mit untermischten? Eine grosse Menge alchymistischer Schriftsteller waren theils geistliche Ordensbrüder, theils Einsiedler, die in Aegypten und Palästina geraume Zeit gelebt hatten. Man exegisirte die abgeschmacktesten Sätze aus der Bibel; konnte man es den geistlichen Adepten verdanken, wenn sie auch Beweise ihrer Lehren in der heiligen Schrift fanden? Schon Agrippa nennt die Alchymie eine Schwester der Theologie. Allein er setzt hinzu: „So wie diese die Menschen durch falsche Wege, Träume und Fabelwerk, die zur Glückseligkeit nach dem Tode führen sollen, hintergeht; so verspricht jene den Lebenden durch leere Prozesse und falsche Spekulationen, langes Leben, Gesundheit und unermesslichen Reichthum“. Vielleicht ist also Gutherzigkeit der Geistlichen, welche Mittel für die Seeligkeit nach dem Tode in den Gebräuchen der Kirche kannten, Schuld daran, wenn sie auf ein eben so heiliges Mittel dachten, wodurch die irdische Glückseligkeit der Menschen, für welche die Religion oder Theologie so wenig gesorgt hatten, erworben werden möchte. Es ist bekannt, daß nur Geistliche damals Gelehrsamkeit trieben: zur gelehrten Litteratur jener Zeiten gehörten aber besonders die von den Arabern erhaltenen medizinischen und chymischen Schriften. Sie fanden in denselben das Elixier oder das grosse Magisterium; sie redeten

allegorisch von dessen allgemeinen Wirkungen in der Kur aller Mängel und Unreinigkeiten mehr der Metalle als des menschlichen Körpers; und jeder Schriftsteller hatte seine besondere Art, sich verblümt und unbestimmt darüber auszudrücken; und dessen ungewisse Zubereitung zu verstecken. Diese verworrenen Lehrsätze der Araber, und die dunkle Tafel des Hermes, brachte jeder willkürlich in eine Art von Konfordanz, und erklärte sie nach seiner Phantasie, nach seinen Vorurtheilen, und nach seinen Religionsbegriffen. Der Schüler erklärte die Schriften seines Meisters, und da immer ein Blinder dem andern den Weg zeigte, so exegisirten sie endlich die herrlichen Eigenschaften des Steins der Weisen heraus, der den Leib eben so aus Verderben retten sollte als das Blut Christi die Seele, die Metalle verwandelte, Krankheiten heilte, langes Leben verschaffte, und seine Besitzer fromm und zuletzt selig machte. Da nach dem Sinne des Verses:

Auch ein Tröpflein kleine
Die ganze Welt kann reinen
Von allen Sünden machen —

so legten sie endlich dem Steine der Weisen die Kraft bei, daß er so gar in geringem Gewichte ein ganzes Weltmeer von Quecksilber in reines Gold verwandeln könnte. Wie es aber gemacht werden müsse, darin war man nicht einig. Die Anweisungen oder Prozesse um dazu zu gelangen, glaubten sie in den Schriften der Araber gefunden zu haben, die sie in einer biblischen Bildersprache vortrugen. Adam sollte den Grundstoff zum Steine mit aus dem Paradiese

radiese gebracht haben. Der alte Adam, die Reinigung durch das Wasserbad, das Absterben und die Fäulung des alten Menschen, der aussäzige Naeman, der siebenmal im Jordan badete, der feurige Drache, das Chaos, die Schlange, der babilonische Drache, der Stern der Weisen aus Morgenland, die Wiedergeburt der Metalle und deren Auferstehung, die Verklärung des Königs, sein Purpurmantel, sind Benennungen und Redensarten, die man häufig in der Schriften der Adepten findet.

Nach und nach gerieth die Alchymie in die Hände der Mystiker und Theosophen, zu welchen auch Paracelsus gehörte. Nun ward die Schreibart der Alchymisten immer verworrener und dunkler. Sie mischten Inspirationen und Grillen ein, die ihnen bei tiefem Nachforschen eingefallen waren, und wollten alles Licht in sich selber finden, um aus der Finsterniß der Alchymisten heraus zu kommen. „Der Mensch hängt, sagt der Verf. des Geheimnisses vom Kreuze Christi, in Ansehung seines innersten Seelengrundes durch ein unauf lösliches Band, von dem Urgrunde der Ewigkeit, seinem Geiste nach von der göttlichen und englischen Lichtwelt, und seinem Leibe nach, von der zwischen Licht und Finsterniß, zwischen Liebe und Haß, schwebenden Astral- und Elementarwelt ab. Seit dem uranfänglichen Stande des Menschen grünte in ihm das heilige, reine und jungfräuliche, mit geistlichem und himmlischem Feuer und Wasser gemässigte Element, durch den offenen Sonnenpunkt, mitten durch die vier äussern Elemente hindurch“. Sapi-
enti fat.

Die alchymistischen Schriften scheinen beinah eine magische Kraft zu besitzen. Ausser denen Autoren, die erfundene Sachen mit Fleiß für Unkundige versteckten; ausser andern, die selbst blind, Blinden wieder zu Wegweiser dienen wollten; giebt es noch eine neue Gattung von Schriftstellern dieser Kunst, welche litterarische Kenntnisse in der Mythologie der Alten, und in den chymischen Schriften besaßen, und dann auf den aberwitzigen Einfall geriethen, jene durch diese erklären zu wollen. Wenn man einmal finden will, findet man alles. Da liegt in den Dichtern des Alterthums, im Homer, Ovidius, Pindar, in der ganzen heidnischen Fabellehre, nich als alchymischer Prozeß. Wenn Basilus Valentinus erzählt, er habe den Kaiser an der Fußgicht geheilt, und die gebrauchte Arznei seinen vertrautesten Schüler gelehret; so ist diese kurze Erzählung dem berühmten Tollius ein Prozeß. Der Kanzler wird zum Merkur, und der Schüler zum philosophischen Schwefel der Venus, der Kaiser selbst ist des Merkurs Spiritus. Diese Leute bildeten sich dennoch ein, im Besiz des Weisensteines zu sein, und vermeinen, in ihren Schriften eine versteckte Anweisung zu geben, dazu zu gelangen. Tollius leider bestätigt diese Einbildung nicht durch sein Schicksal, denn er starb 1696 im größten Elende und ohne Amt zu Utrecht.

Noch eine andere Gattung von Alchimisten, die bei weitem die anlockendste für die Liebhaber der Kunst ist, reizet durch ein freiwilliges Geständniß, daß sie den Stein erlangt habe und besize, durch scheinbare Wahrheit und Deutlichkeit im Vortrage, und die Versicherung, daß sie

sie aus Liebe zu ihrem Nächsten, alles was ihnen vom grossen Geheimniß bekannt sei, ehrlich und aufrichtig offenbaren wollen. Geber, einer der ältesten Schriftsteller unter den Arabern, gehört vorzüglich hieher. Er schrieb ohne Gleichnisse mit einer anscheinenden Deutlichkeit, die so mancher für aufrichtig hielt. Aber er selbst sagt irgendwo, daß man ihm am wenigsten trauen dürfe, wenn er, dem Anschein nach, ganz klar und deutlich geschrieben. In der That sind seine Prozesse unrichtig, viele ganz falsch. Die berühmtesten christlichen Adepten setzten Kodizille auf, worin sie sich berühmten im Besitze des Steines zu sein. Allein alle sind unverständlich geschrieben, und es wird schwerlich Ein Mensch ohne Unterricht daraus klug werden. Selbst Adepten warnen vor dergleichen Schriften, fast alle beschuldigen ihre Vorgänger der Mißgunst, mit Fleiß die Unvorsichtigen vom rechten Wege abgeleitet zu haben. Am Ende werden so viele kleine, sich wohl gänzlich widersprechende Aute-len beigebracht, daß erst wiederholte Versuche den völligen Ungrund des ganzen Unterrichtes darthun. Einer verweist auf den andern, und wenn man sich mit den Hieroglyphen des Einen auf die mühsamste Weise bekannt gemacht hat, findet man bei demjenigen, welcher citirt worden, dieselbe Mühe vor. Wenn man nun auch des Jrenäus Philaletha feurigen Drachen, seinen Sohn des Saturnus, den Magnet der Weisen, wie er das Spießglas nennt, kennet, was hilft es? dann muß man noch entziffern, daß das Quecksilber die Schlange oder der geflügelte Jüngling, das Gold Apollo, die hohle Eiche,

Eiche, ein Aschenbad von Eichenasche, und viel dergleichen mehr, heißen soll. Wie viel Zeit, die man besser anwenden konnte, sollte, - mußte, wie viel Geld wird dadurch verschwendet, wie sehr leidet die Gesundheit des Mannes, der sich vielleicht für Weib und Kind sehr zu schonen hätte! Was ist die höchstwahrscheinliche Aussicht als Bettelstab, Verachtung, und elendes Krankenslager? Und wofür? für ein Gut, das überhaupt genommen schimärisch ist, und wenn es realisiert würde, weder dem Menschengeschlechte, noch seinem Besitzer zum Nutzen gereichen könnte.

Es sei aber fern von mir, hiermit alle alchymistische Schriften zu verwerfen. Ich werde eines Theils nie die Möglichkeit der Verwandlung der Metalle glattweg läugnen, vielmehr glaube ich daran. Andern Theiles muß ich sogar zugestehen, daß aus vielen Schriften dieser Art zwar für die Goldmacherei kein Nutzen zu erwarten stehet, daß sie aber oft sehr nützliche alchymische Entdeckungen enthalten, die ausser andern Künstlern, den Aerzten sehr nützlich werden können.

Herr Wiegler hat zwar vor sieben Jahren der guten Alchymie den Stab ganz gebrochen; allein wir wollen so aufrichtig sein und nicht verschweigen, daß er nirgends vollständig erzählt, dennoch aber entscheidend urtheilt, und denn das allgemeine Resultat dahin aus fällt: alle Adepten, welche mit ihren Pulvern oder Tinkturen die Verwandlung verrichtet hätten, sein Betrüger gewesen.

Nicht immer ist der Mann ein Betrüger, der sich einmal mit der durch einen Hokusfokusstreich erweckten Ver-

Verwunderung des Unkundigen ein Vergnügen macht. Es folgt auch daraus, daß viel grosse und glaubwürdige Männer, welche als Augenzeugen den Verwandlungen beigewohnt zu haben versichern, insgesamt sehr einfältig gewesen sein müssen, daß sie sich nicht mehr wider die dabei ohnehin zu vermuthende Betrügerei in Sicherheit gesetzt. Man hat auch Herrn Wiegleb geantwortet, daß er vielleicht seine guten Absichten habe, also zu schreiben; entweder, weil er selbst im Besitze des Geheimnisses sei, und solches nicht kund haben wolle; oder um einen Elias Artista, wie Helvetius, zu erwecken, der ihn aus Verdruss über seinen Unglauben von der Möglichkeit überzeugen solle. Noch neuerlich hat ein gewisser J. A. N. J. (zu Hamburg 1770) den berühmten Helvetius öffentlich einen schändlichen Betrüger gescholten. Ihm ist aber zu Gemüthe geführt worden, daß ein Mann, der historische Fakta, so wie sie ihm wirklich begegnet, aufrichtig und ohne alle Absicht, als um die Wahrheit zu bezeugen, schreibe, weniger den Namen eines Betrügers verdiene, als andre, die theils über unvollständige, theils gar nicht angeführte Fakta ein unsicheres Urtheil fälleten, und solches dem Publiko mit vielem Geräusche als geprüfte Wahrheit vorlegten.

Die von James Price *) zu London angeblich bewirkte Verwandlung des Quecksilbers in Gold hat vermuth-

*) Es würde vorzüglich hieher gehören, der neuerlichst zu London mit Jakob Price, einem Manne von Vermögen,

muthlich zur Herausgabe einer andern Schrift Gelegenheit gegeben, welche in der Michaelmesse 1783 erschienen ist, und eine ähnliche vor zwanzig Jahren vorgefallene Begebenheit ausführlich erzählt. Ich meine folgende Schrift:

„Die Richtigkeit der Verwandlung derer (der) Metalle, aus der wahrhaften Begebenheit, welche sich im Jahr 1761. auf der kurfürstl. Trierischen Münzstatt zu Koblenz, mit einem Adepten Namens Georg Stahl zugetragen hat. Beschrieben von dem damaligen kurtrierischen Münzdirector K. K. würkl. Hofrath Herrn von M. Leipzig bei Böhme 1783.“ 60 Seiten in 8.

Ich kenne den Herrn von M. so wenig, daß mir nicht einmal sein eigentlicher Name, von welchem hier nur Ein Buchstab angegeben worden, bekannt ist. Um so unbefangener wird mein Urtheil über die von ihm erzählte Thatsache, um so richtiger die Folge sein, welche ich daraus ableiten werde. In der That ist es eine Art von Ungerechtigkeit, die ein Schriftsteller an dem ganzen Publika begehret, wenn er alle in einer Thatsache vorkommenden Personen benennt, wenn er sich selbst so bezeichnet, daß an seinem Orte, zu Koblenz, ihn keiner

mögen, Gelehrsamkeit und untadelhaftem Charakter, vorgefallenen Begebenheiten zu gedenken: man beliebe sie aber unter der eigenen Rubrik „Price“ zu suchen, um deren Willen der Verfasser dieses Aufsatzes sie übergangen ist.

ner verkennen kann, und er dennoch mit seinem eigentlichen Namen, welcher doch zur Glaubwürdigkeit seiner Geschichtserzählung erforderlich ist, zurückhält. Er versichert übrigens, daß er selber kein Goldmacher sei, daß er so wenig das Gold der Weisen zu finden, als einen andern zur Ausföndigmachung des Steines der Weisen zu verleiten suche. Er erzählt ein Faktum; Leser, denen es also an andern Angaben gebricht, müssen sich begnügen, den Grund oder Ungrund desselben aus der Erzählung darzuthun. Wäre in einer solchen, im Grunde anonymischen Geschichtserzählung, auch nichts unwahrscheinliches oder widersprechendes enthalten, so bleibt bei vernünftigen Beurtheilern doch noch die Möglichkeit des Gegentheiles übrig, weil der Name des Zeugen, des Erzählers mangelt. Sind aber in eben der Erzählung wirklich unwahrscheinliche, widersprechende Umstände enthalten; könnte mit Recht der Zweifel statt finden, ob der Erzähler auch nicht in Leidenschaft gegen gewisse theilnehmende Personen gewesen, und daher entweder wissentlich Hauptumstände unterdrückt, erdichtet, verdrehet, oder auch wohl nur, wie es in der Leidenschaft so leicht geschehen kann, übersehen habe: so verliert die Geschichtserzählung Beweisstärke, man kann sich dann nicht mehr auf ihre Kundbarkeit und Publizität berufen. Wir wollen sehen, in wie weit das eine, oder das andere, bei der gegenwärtigen Erzählung der Fall zu sein scheint.

Im Jahr 1761 den 5ten Junius Nachmittags um ein Uhr fand sich ein gemeiner Mensch, Nah-

mens Schamberg, aus Koblenz gebürtig, auf der dortigen kurfürstlichen Münzstatt mit einem kleinen Silberzähne, der 5 Loth $2\frac{1}{2}$ Quentchen schwer war, ein, und fragte nach dem Münzwardein, welchem er den gedachten Silberzahn zur Probe übergab, mit der Anfrage: wie viel man für einen Zentner solches Silber, wenn davon wöchentlich m. o. w. geliefert würde, geben wollte? Der Schamberg ward an den damaligen Münzdirector, Herrn v. M. verwiesen, nachdem der Gehalt des gebrachten Silberzahns auf 9 Loth 5 Gran bei der Untersuchung befunden worden. Auf Befragen sagte er aus, daß ein Mensch, Namens Johann Georg Stahl, aus dem Dorfe Bilikheim bei Montabauer, ihm denselben zugestellt und ersucht hätte, ihn probieren zu lassen. Weil der Stahl in Koblenz, und sogar nahe am Münzhaufe befindlich sein sollte, ward der Schamberg fortgeschickt, jenen zu hohlen, und in weniger als einer Viertelstunde erschien derselbe auch. Der Stahl näherte sich, erschrocken und blaß, mit niedergeschlagenen Augen dem Herrn v. M. Er sah sehr zerlumpt und abgerissen aus, und seine erste Frage war gleich: ob das Silber gut sei? Man verwies ihn auf dem Probierschein, der auf 9 Loth 5 Gran lautete; worauf er zu erkennen gab, er habe dessen Gehalt höher geglaubt.

In dieser Unterredung ergab sich, daß der gedachte Schamberg und Stahl weiter keine Bekannte waren, als daß beide sich in einem Wirthshause, wo Stahl logieret, angetroffen, und vom Stahl ersucht

worden, das Silber zur Probe zu tragen. Schamberg ward entlassen, worauf Stahl unter bitterlichen Thränen klagte, daß er ein unglückseliger Mensch sei, und sich bei seiner Kunst, Gold und Silber zu machen, doch nicht helfen könne; der Herr von M. habe die Gnade des Kurfürsten, schon lange habe daher Er, Stahl, sein Augenmerk auf ihn gerichtet: denn er könne Stahls Frau und Kinder glücklich, und den Kurfürsten und das Trierische Land reich machen. Der Herr v. M. suchte ihn zu trösten, und bestand dann am meisten auf Proben seiner Kunst. Stahl war dazu bereit, doch nach einigem Sträuben. Es wurden etliche Loth geschlagenes Kupfer geglühet, abgeldscht und präparirt. Dies verrichtete nicht Stahl, sondern ein Münzarbeiter. Dieses Kupfer wog igt 2 Loth 2 Quentchen, und sah weißlich, und einem fünflothigen Silber ähnlich aus. Herr v. M. hieb von diesem Kupfer ein Stückchen ab. Stahl zog indessen ein Pulver, so er in Papier hatte, aus der Tasche, schüttete zwei Messerspiizen davon auf ein andres Papier, nahm noch ein Gläschen, das einen Finger lang war, so er auch bei sich trug, und goß davon einen Tropfen zu den zwei Messerspiizen Pulver. Nunmehr ward das Kupfer geschmelzt, im Treiben das Pulver hineingeworfen, und in einen kleinen Zahnguß gegossen. Dies that ein Münzarbeiter draussen, indessen Stahl beim Herrn v. M. in der Stube blieb. Es war eine Stunde über den Anstalten vergangen; man prüfte den Zahnguß, fand ihn 4 Loth $3\frac{3}{4}$ Quentchen schwer, folglich 2 Loth $1\frac{3}{4}$ Quentchen schwerer als

zuvor, der Gehalt ward auf 8 Loth 9 Gran befunden.

Der Herr v. M. war nun überzeugt, daß Stahl eine Partikular besaß. Der Adept faßte indessen Vertrauen auf ihn, und klagte die grosse Angst, worin er lebe, da der Oberhof (das Kriminalgericht zu Koblenz) ihn wegen falschen Münzens in Arrest gesetzt, dann zwar frei gelassen habe, nun aber gesonnen sei, nach erhaltenen neuen vermeintlichen Anzeigen ihm den Proceß machen zu lassen. Er schwur dem Herrn v. M. lebenswierige Treue zu, wenn er ihm Freiheit und Auskommen verschafte. Er versprach auch mehr zu machen, und den Herrn v. M. das Geheimniß zu lehren. Wegen des erstern ward er beim Worte gehalten. Man präparirte auf dieselbe Art, wie zuvor, Kupfer. Da es fertig war, gab Stahl dem Herrn v. M. die nöthige Menge Pulver mit Tinktur angefeuchtet, um solches auf das treibende Kupfer aufzutragen. Es geschah alles ohne Beisein des Stahl. Man setzte 10 Mark 7 Loth zum Schmelzen auf; nachdem das Pulver hinzugekommen, belief sich das Gewicht 14 Mark 8 $\frac{1}{2}$ Loth. Das Pulver hatte nur 10 $\frac{1}{2}$ Loth gehabt, und mehr als dieses und Kupfer war nicht in den Tiegel gekommen. Bei der Probe befand man es als Silber, es enthielt aber nur 4 Loth 9 Gran fein Silber: Es waren 3 Loth von dem Pulver zurückbehalten worden; in welchen man bei der Prüfung in Feuer und Wasser nichts metallisches traf. Vermuthlich war es auf unehrnliche Weise geprüft worden.

Bis hieher kann ein Scheidekünstler noch nicht so gar viel Wunderbares finden. Das Kupfer weiß zu färben, ist eine alte und bekannte Kunst. Die Sprödigkeit, die es durch den Zusatz erhielt, haben andere zu erweichen gelehrt. Ich selbst, der ich dieses schreibe, besitze einen Prozeß, den ich zwar noch nicht, aus vielen Ursachen, nachgemacht habe; wofür ich aber in so weit stehen kann, daß in meinem Beisein 1 Mark Kupfer nach demselben in eben so viel 14 löthiges Silber verwandelt worden. Dieses Metall besitzt alle Eigenschaften des feinen Silbers, Klang, Weiche, Strich; läßt sich zu Tressen schlagen, und aufs sauberste gleich Silber verarbeiten, und hat immer völliges Aussehen des feinsten Silbers. Nur auf der Kapelle hält es nicht Stich. Es ist dies dasselbe Partikular, dessen im Zweck des Freimaurerordens gedacht wird, wofür ich Bürge sein wollte. Ich allein habe, wie gesagt, den Prozeß noch nicht nachgemacht. Allein er ist etwas kostbar; die Mark 14 löthigen Silbers kostet so viel etwa als 1 Mark 7 löthiges kosten würde; indessen verliert man wenig oder nichts an innerm Werthe gegen die Kosten gerechnet, und das Aussehen und die Brauchbarkeit sind doch gewiß sehr anlockende Umstände. Zwischen meinem Prozeß und dem Geheimniß des Stahl ist der Unterschied, daß dessen Pulver das Kupfer fast um die Hälfte schwerer gemacht hat; da meine Masse nur so viel Zusatz an Gewicht erhält, als der Zusatz selber ausmacht. Ich argwöhne dennoch, nach dieser

Kenntniß, bei dem Stahl auf Betrug, denn bei meinem Prozesse ist nichts unbegreifliches.

Der Herr v. M. sagt, die letztere Probe habe nur 4 Loth 9 Gran fein Silber gegeben; er sagt aber nicht, ob dem Striche nach, oder ob auf der Kapelle? Ein wichtiger Umstand, der in der Erzählung vergessen worden. Auch wünschte ich, näher zu wissen, was für Versuche mit dem Pulver angestellt worden, um dessen Bestandtheile zu entdecken. Die Zingirung kann ohne metallischen Zusatz geschehen, allein die Sprödigkeit benimmt der Masse ein anderes Produkt, wofür ich das Pulver halte.

Von der Richtigkeit der Stahlischen Kunst völlig überzeugt, ließ Herr v. M. eine Probe mit 20 Mark machen, nachdem Er und seine Familie aus ihrer Armuthe gesetzt, und mit allen Bedürfnissen reichlich versehen worden. Allein es war ein Taugenichts. Er bestand darauf, vom Kurfürsten reichlich besoldet zu werden, und lief in Koblenz umher, er könne Gold und Silber machen.

Man machte dem Kurfürsten die Entdeckung zu Schönbornslust, wo er sich aufhielt. Er war darüber erstaunt, und nach vielem unschlüssigem Hin- und Hergrübeln, ward endlich der Stahl vor den Kurfürsten beschieden, auch hier seine Probe zu machen. Er versicherte sogleich mit vieler Frechheit den Fürsten, er könne nicht nur Silber, sondern auch Gold machen, und wolle wöchentlich wohl 5 bis 6 Zentner liefern: nur müsse er frei bleiben, denn im Gefängnisse arbeite er sicher nicht.

nicht. Der Kurfürst versprach ihm seine Gnade, ermahnte ihn zu guter Aufführung, und ließ ihn abtreten. Sodann sagte er zu den Anwesenden: daß dieser Kerl vor 4 Jahren als ein falscher Münzer betroffen worden, und man sich mit ihm in Acht nehmen müsse. Nun ward der Stahl wieder zur Audienz gelassen. Man fing mit ihm Unterhandlungen an. Zum Verkauf seines Geheimnisses war er nicht zu bewegen, wegen des seinem Meister geschwornen Eides. Der Kurfürst meinte, der habe nichts zu bedeuten, davon wolle er ihn als Erzbischoff entbinden, welches den Stahl weich zu machen schien. Er ging also ein, lebenslang im Dienste des Kurfürsten zu verbleiben, gegen 20 Thaler wöchentliches Gehalt, freie Wohnung und Holz für sich und die Seinigen. Dies versprach ihm der Kurfürst mit eigener Hand und Siegel, gab ihm auch das Prädikat als Münzscheider. Ist fing Stahl die Eröffnung seines Geheimnisses an, H. v. M. schrieb alles Wort für Wort in seine Schreibtafel nach, bemerkte aber, daß St. etwas zurückhielt. Er versicherte zwar, das sei alles, da man ihm aber sein Mistrauen zu erkennen gab, bezeugte er seine Furcht vor ewigem Gefängnisse, wenn er alles entdeckte. Man sah wohl, daß gütlich mit ihm verfahren werden mußte, und hoffte ihn dadurch zu gewinnen; forderte indessen nun Proben ins Große. Dies geschah folgenden Tages in Beisein der mehrsten Münzbedienten, mit 50 Mark Kupfer, wozu St. 4 Mark 5 Loth von seinem Pulver gab, also gerade den 12 Theil der Masse, von der Linctur tröpfelte er wieder auf, wie viel? er-

zählt H. v. M. nicht. Der Schmelzer verrichtete die Arbeit. Dieser mußte den Zusatz zum Kupfer werfen, und als eine kleine Stunde danach vergangen war, sagte St. zum Schmelzer, er sollte das Silber aus, und in ein kleines Planscheisen gießen. Der Schmelzer goß den Ziegel aus, den St. aber hatte man sorgfältig gehütet: er war auch wirklich gar nicht zum Ziegel gekommen. Schon beim Ausgießen ward es merklich, daß es sich vermehrt hatte; auch ward das Gewicht, welches zuvor nebst dem Zusaze 51 Mark 5 Loth betragen hatte, nun 96 Mark 8 Loth befunden. Der St. erinnerte dabei, daß, wenn er nicht besorgt hätte, der Ziegel möchte durchgehen, so hätte er es noch eine halbe Stunde lang auf dem Feuer gelassen, da denn das Gewicht noch halbmal so viel betragen haben würde. Der Gehalt des Silbers befand sich zu 7 Loth 8 Grän.

Da zur Entdeckung des Geheimnisses keine Hoffnung vorhanden war, brachte man den St. zu einem schriftlichen Kontrakte, nach welchem er wöchentlich 2 Zentner Silber liefern sollte. Ihm gestand man die vorhin erwähnten Vortheile zu; da aber alles fertig war, kam er noch mit einem Gehülfen an, der ihm zur Hand gehen mußte, und verlangte für denselben wöchentlich 20 Gulden. Der Mensch hieß Wilhelm Blank, seines Standes ein Jäger, aus dem Nassauschen an der Trierischen Gränze gebürtig. H. v. M. bewirkte, daß der Kurfürst den Willen des St. erfüllte. Allein der St. war und blieb ein Laugenichts. Er
war

war ein Verschwender, beleidigte das Publikum, und arbeitete nicht, ausser:

91 Mark $9\frac{1}{2}$ Loth, an Gehalt 8 Loth 5 Grän, und einige Tage darnach 16 M. $2\frac{1}{2}$ L. an Gehalte 10 L. 3 Grän betragend.

St. und sein Gehülfe zogen indessen ihren Lohn, und liessen sich das Pulver samt der Tinktur noch mit 4 Gulden fürs Loth bezahlen; ja er wollte endlich seiner Dienste entlassen sein. Demohnerachtet erbot er sich noch zu einer Probe, daß er auch Gold zu machen verstehe. Hier will ich mit des Hn. v. M. eignen Worten erzählen:

„Er, (Stahl, wohl zu merken, nicht der Schmelzer oder sonst eine unpartheiische Person, Er) setzte hierzu 7 Loth reines Kupfer in Tiegel, schmolz solches, und warf ein gelbliches Pulver, etwa 1 Quentchen am Gewicht, (woher weiß H. v. M. wie viel es wog, da er es nicht gewogen hat, und die spezifische Schwere der Körper so verschieden ist?) darauf. Beim Ausgießen und Probiren wog der Zahn 6 Loth $1\frac{3}{4}$ Quentchen, und hielt 16 Karat 11 Grän fein Gold“.

Es ist doch sonderbar, daß beim Partikular das Gewicht so beträchtlich vermehrt, und beim Universale noch um etwas vermindert ward. Dieser Versuch ist ganz besonders verdächtig, und die auf Befehl des Kurfürsten nachher angestellte Wiederholung, da St. 1 Mark $1\frac{3}{4}$ Loth Kupfer in Gold (wie viel? wird nicht gesagt) verwandelte, welches diesmal nur 12 Karat $16\frac{3}{4}$ Grän fein hielt, kann eben so wenig beweisen, weil H. v. M. aus-

drücklich sagt, es sei auf vorgemeldete Art geschehen, da St. alles selber that, und das Gewicht des gewordenen Goldes minder als das der vorherigen Masse war.

Indessen suchte ein gewisser geheime Rath M * B den H. v. M. aus dem Kredit des Stahl zu setzen, welches auch soweit gelang, daß St. allen Respekt verlor. Dieser hatte den Münzmeister auf seiner Seite, und beide beschloßen, das Geheimniß abzulocken. „H. v. M. war bei der Hand, und gab auf alle Handlungen Acht, um nicht hiebei, unschuldig und für seinen guten Willen, ins Unglück gebracht zu werden.“ Selbst der Kurfürst war gewonnen, und ertheilte dem H. v. M. auf seinen Bericht von Stahls Aufführung keine Antworten mehr.

Allein die Anhänger wurden uneins. Man berichtete den H. v. M. daß Stahl täglich in eines Bürgers Behausung arbeite, und mit dessen Ehefrau durchgehen wolle, welche das Geheimniß schon wußte, wird hinzugesetzt. Ein sonderbarer Umstand! Die Liebkosungen eines Frauenzimmers hatten also den St. eidbrüchig machen können, und doch war er durch die erzbischöfliche Entbindung nicht zu bewegen. Warum hielt man sich nicht an diese lächerliche Person, der ohnehin das Zeugniß gegeben wird, sie habe nichts getaugt? — Vielleicht war der Schneckengang des Schlendrians Schuld daran; denn nach 24 Stunden kam erst Befehl vom abwesenden Kurfürsten, dieser Frau Hausarrest zu geben, den Stahl und Blant aber fest zu nehmen. Allein das Komplott hatte sich schon aus dem Staube gemacht; bloß die Frau

des

des K. traf man noch. Diese wußte doch das Geheimniß, und dennoch erzählt H. v. M. nicht, daß sie wäre vernommen worden.

Auch den Stahl erwischte die Wache in einem Kloster, allein die Geistlichkeit, die einen Mann wie Er brauchen konnte, wollte ihn nicht herausgeben; er ward vielmehr versteckt von einem Asyl ins andre gebracht. Endlich erhielten die Klöster strengen Befehl, und H. v. M. ließ den St. mit Gewalt ergreifen, hinsetzen und gut verpflegen. Er bewürkte indessen vom Kurfürsten Gnade für den St. und dessen Gehülfen, wenn sie sich bessern würden, und kontraktmäßig arbeiten wollten. Stahl versprach beides, wollte aber auf freiem Fuß sein, und da der Kurfürst das nicht zugeben wollte, kam es zu einem weitläufigen Handel. Durch angebliche Intrigen des Geheimenrath M* k, welcher den St. aus der Gewalt des Herrn v. M. haben wollte, ward derselbe zur Regierung abgeliefert, welche ihm an den Hals wollte, weil er sollte neue Bazzen und Carolinen geprägt haben. M* k glaubte nun das Geheimniß zu erwischen, St. aber machte Sprünge, und suchte Zeit zu gewinnen. Indessen sollte doch der Goldprozeß gemacht werden, allein als es zum entscheidenden Punkte kam, fällt St. ohnmächtig hin, man holt Priester und Arzt, der letzte findet des St. Vorstellung aus, die aber doch das Werk zerschlug, weil M* k vor Furcht entläuft. Izt ließ St. den H. v. M. rufen, zu welchem er sagte, daß Gott ihn bald gestraft, und ihm das Leben genommen, weil er so treulos an jenem gehan-

gehandelt hätte. St. machte indessen nochmals Gold im Arrest, vereitelte aber alle Hofnungen zur Entdeckung des Geheimnisses, wonach mehrere trachteten, worüber H. v. M. sehr unwillig war. Hierauf brach Stahl nebst seinem Gehülfen Blank und der Wache aus dem Gefängniß, kam auch für seine Person glücklich durch, und daß es ihm in der Folge gut gegangen sein muß, erhellet daraus, daß seine Familie seine Schulden bezahlet, und ihm nachgegangen; wohin? hat keiner erfahren. Blank hingegen und ein Mann der mit entlaufenen Wache sind in einem Kloster ohnweit Koblenz wieder erwischt worden, wo sie noch 1764, in welchem Jahre H. v. M. diese Erzählung bereits aufgesetzt, in Ketten und Banden gelegen haben.

Und was ist nun das Resultat aus dieser Erzählung? die, wie eben gesagt, nicht neu, sondern schon im Jahr 1764 geschrieben, und von einem Unbekannten neuerlich, vielleicht auf Veranlassung des Pricischen Vorfalls öffentlich bekannt gemacht ist. Nach dem Herrn v. M. soll daraus folgen, daß Stahl Gold und Silber gemacht habe. Allein ist das nun so ganz erwiesen? Ihm auf sein Wort ein unleugbares Faktum zu glauben, kann er schon darum nicht verlangen, weil er sich nicht genannt hat. Ein solcher Vorfall müßte bekundet sein. Man müßte von einem Notar ein Instrument aufnehmen lassen, welches von dem Erzähler, und wenigstens zwei gültigen Augenzeugen unterschrieben, an einem beliebigen aber bequemen Orte, zur Ansicht der Liebhaber, müßte niedergelegt worden sein.

Die

Die Erzählung selbst aber müßte nichts widersprechendes enthalten; damit, wenn man auch von der Redlichkeit des Erzählers hinlänglich versichert ist, man auch seine Fähigkeit beurtheilen könne, auch er selbst müßte keine Schlußfolgerung ziehen, sondern dieselbe dem Leser zu ziehen überlassen.

Daß Stahl Gold gemacht habe, ist nicht erwiesen, da er durch keinen Umstand gerechtfertigt ist, daß er nicht Goldkalch genommen.

Daß Stahl Silber gemacht habe, bleibt wegen der unglaublichen Vermehrung, die höchst unwahrscheinlich ist, billig zweifelhaft.

Dieser Herr v. M. also ist eines Theils nicht genau genug in der Angabe der beobachteten Umstände, andern Theils scheint er auch mit Fleiß das Wunderbare übertrieben zu haben.

Seine Schrift beweiset folglich nichts.

Man hat allerdings an der Richtigkeit der meisten Geschichten, ich getraue mich freilich nicht zu sagen an allen, von Verwandlung der Metalle zu zweifeln Ursache; allein die äussere Möglichkeit des Goldmachers zu bestreiten, würde zu weit gegangen sein, worüber man in der Morhofischen Schrift hinlänglich belehrt wird. Allein von den Goldmachern selber ist bei dem allen nichts zu halten. Sie sind entweder wissentliche Betrüger, oder sie hintergehen sich selbst, und nachdem sie durch ihre unseelige Liebhaberei unglücklich geworden, ziehen sie doch noch andere durch Ueberredung in die Grube mit hinab. In der That weiß ich
nicht,

nicht, wen ich für den gefährlichsten halten soll, den Betrüger oder den Schwärmer? Gegen jenen kann die Klugheit sich wafnen, aber gegen diesen nicht; und nur zu leicht geht des Schwärmers eigene Ueberzeugung von einer Sache, in andere über.

Dem Unwesen aber zu steuern, welches die alchymische Liebhaberei gestiftet hat, sollte man einmal die gar geringen Vortheile, welche der Besitz dieser Kunst ihrem Inhaber gewähre, die Gefahren, denen sie ihn aussetzt, und den allgemeinen Nachtheil, der für die Welt daraus entstehen müßte, wenn Gold und Silber allzuhäufig würden, recht deutlich auseinander setzen; sodann sollte man Geschichten von Leuten sammeln, welche die Alchymie unglücklich gemacht, ingleichen manche Arten des Betrugs erzählen; endlich sollten verständige Leute ihre alchymistische Begebenheiten, aufrichtig gemein machen.

IV. Wahrsagungskunst.

Unter dem Worte Wahrsagungskunst sind nicht nur die Sachen, welche vorhergesagt werden, begriffen, sondern auch der Grund, auf welchem diese Fähigkeit entweder der menschlichen Seele überhaupt, oder einiger einzelner Menschen beruhet.

Es hat zu allen Zeiten Leute gegeben, denen man die Kunst, oder das Geschik wahrzusagen beigeleget hat. Ich sage mit Fleiß das Geschik, denn nach den Erzählungen war es in der That eine Art von natürlicher Anlage; sie sagten aus der Hand, aus der Gesichtsbildung wahr,

wahr, ohne sich von den Regeln Rechenschaft zu geben, nach welchen ihre Seele bei dieser Verrichtung zu handeln schien. Der unglückliche Patkul hielt sich zu einer Zeit, da er noch völlig in der Gnade seines Herrn, Königs Karl XII. von Schweden, stand, zu Berlin auf, und speisete eines Tages bei einem Preussischen Staatsbedienten, welcher in dem Rufe stand, aus der Hand die künftigen Schicksale eines Menschen vorher bestimmen zu können. Patkul verlangte, nach aufgehener Tafel, auch das seinige von diesem wunderbaren Manne zu erfahren; allein wie erschrak er, als derselbe ihm, einem in Gnade, Ansehn und guten Glücksumständen stehenden Manne, nach vielem Sträuben endlich verkündigte, er werde durch das Rad des Henkers sterben! Eine Wahrsagung, die leider aufs pünktlichste an diesem Schlachtopfer des unbiegsamen Karls eingetroffen ist.

Es ist bekannt, daß verschiedene Philosophen als wesentliche Stücke des Menschen ausser dem Leibe, noch Seele und Geist als verschieden angenommen haben. Der Seele nun legen sie die Kraft bei, das Künftige vorher zu bestimmen: das heißt, Dinge, die nicht vorhanden sind, besonders solche, die sich erst zutragen sollen, als gegenwärtig zu beschreiben.

Da aber diese Philosophen die Seele gegen den Geist überaus herabsetzen, und annehmen, daß sie von denen aus der Materie herstammenden Begierden verunreinigt und beflekt werde, so scheint das sinnliche Ahndungsvermögen, welches ohne allen Streit dem Menschen eigen ist, damit überein zu kommen. Wenn ein Hungeriger eine
 besetzte

besezte Tafel erblickt, wird ihm der Mund voll Wasser; das heißt, die Speicheldrüsen ergießen ihren Saft ebenso, als ob sie durch den Druck beim wirklichen Käuen der Speisen gezwungen würden, ihn in die Höhle des Mundes auszugießen. Es erfolgt also, durch eine Wirkung der Einbildungskraft, die an sich in ihrem Ursprunge nicht körperlich ist, eine Menge mechanischer Verrichtungen, die nur vom Käuen zu erfolgen pflegen, welche die Seele veranstaltet, weil sie vorher sieht, daß sie vom Geuß erfolgen müßten.

Wenn ich über einen breiten Graben, welcher mit einem schmalen Brette zum Uebergange für Fußgänger versehen ist, einen Reuter zu Pferde zu reiten im Begriff sehe, so werde ich ihn vor Unglück warnen, und sehe voraus, obnerachtet der künftige Erfolg noch nicht vorhanden, daß er ins Wasser fallen wird. Eben dieser Fall findet auch im Moralischen statt. Wenn ein junger freigebiger sanguinischer Mensch das grosse Vermögen, so ihm sein geiziger Vater verlassen, in die Hände bekommt, so werde ich nach der karglichen Erziehung, die ihm nur um so mehr Begierden eingefloßt hat, und nach seinem Temperamente, viel anderer Gründe zu geschweigen, urtheilen, er werde die ererbten Reichthümer bald an den Mann bringen.

In diesen Fällen ist das Gesetz, nach welchem die Seele wirkt, nicht zu verkennen; es ist dasselbe, welches ihr bei vielen andern ihrer Vermögen zur Regel dienet: die Verbindung und Vergleichung der gehaltenen Vorstellungen mit gegenwärtigen. Man hat gesehen,
daß

daß, einzeln oder in Verbindung, sanguinisches Temperament, oder eine geizige Erziehung, oder eine übel angewandte Gutherzigkeit jungen Leuten, wenn sie über vieles Geld zu schalten hatten, nachtheilig ward. Szt treffe ich einen oder mehrere eben dieser Umstände: ich schliesse also, daß eben dasjenige, was damals erfolgt ist, hier erfolgen werde.

Allein man hat das Wahrsagen eigentlich wohl in ganz anderm Sinne genommen. Man versteht immer darunter die Vorherbestimmung künftiger Dinge; in Ansehung dessen also wäre kein grosser Unterschied festzusetzen. Allein in Betracht des Grundes, worauf solches ankommt, finden Gattungen statt. Nimmt man die Wahrsagungskunst im weitem Sinne, so kann man freilich darunter eine jede Erkenntniß künftiger Dinge verstehen, die nicht von einerlei Art sind.

Einige nemlich sind nothwendig; sie setzen also auch gewisse Ursachen voraus, aus denen nothwendig gewisse Wirkungen erfolgen müssen. So sagen die Sternkundiger voraus, wann eine Sonnen- oder Mondsfinsterniß erfolgen werde.

Andre künftige Dinge sind nur wahrscheinlich: man vermuthet sie aus der Uebereinstimmung gewisser Umstände, die man mit einander verglichen hat. Hieher gehdrt das oben erwähnte sinnliche Ahnungsvermögen. Die Römer nannten das Divination; Nepos sagt daher im Leben des Attikus, die Vorsicht sei eine Art von Divination. Er fügt, zur Bestätigung des anscheinenden Paradoxons, hinzu: Denn Cicero hat nicht nur

les haarklein vorausgesagt, was ihm in seinem Leben widerfahren ist; sondern er hat wie ein Prophet auch die Begebenheiten vorher verkündigt, die erst nach seinem Ableben erfolgt sind.

Endlich giebt es auch ganz verborgene und geheime künftige Dinge, von denen sich keine Umstände vorher ereignen. Diese gehören eigentlich zur Wahrsagungskunst.

Das Vermögen, dergleichen ganz verborgene Begebenheiten vorherzusehen, könnte bei der menschlichen Seele auf zweierlei Weise statt finden. Sie besitzt entweder eine natürliche Kraft, die in ihrem Wesen gegründet ist, zu diesem Vermögen. Oder sie hat wenigstens ein Geschik, eine Anlage dazu erhalten.

Die Meinungen der Weltweisen vom Wahrsagen waren sehr verschieden. Cicero sagt darüber in der eigenen Schrift von der Divination: „Man hat verschiedene Gründe zur Bestätigung oder Vernichtung der Wahrheit der Divination gesammelt. Ich wundre mich, daß Xenophanes Kolophonius, welcher doch Götter annahm, dennoch für einen Lügner der Divination gilt. Alle übrige aber, den Epikur ausgenommen, welche über die Natur der Götter im Grunde nur plan- und zwecklos schwazzen, haben sie erweisen wollen, wiewohl nicht auf einerlei Art. Denn da Sokrates, und alle seine Nachfolger, besonders Zeno mit seiner Sekte, bei der Meinung der alten Weltweisen verblieben, auch die alte Akademie und die Peripatetiker damit übereinstimmten; ferner Pythagoras dieser Meinung durch sein Ansehn

ein

ein grosses Gewicht gegeben hatte, indem er selbst ein Kenner der Zukunft sein wollte; endlich Demokrit, ein Mann von Werth in der Philosophie, an sehr vielen Orten das Zuorwissen künftiger Erfolge gebilligt hatte: so hob Dicæarchus, ein Peripatetiker, die übrigen Gattungen der Divination auf, und behielt nur die einzige Art übrig, die im Schlaf oder in einer Entzückung entstanden sei. Mein Freund Kratippus, welchen ich den grössten Peripatetikern zur Seite setze, stellt nicht minder diesen Gattungen des Zuorwissens Glauben zu, alle übrigen hingegen verwirft er. So weit Cicero.

Man ersiehet daraus, daß die Weltweisen des Alterthums, die einzigen Epikur und Xenophanes ausgenommen, das Wahrsagen angenommen und gelten lassen. Vom Epikur aber sagt Cicero, in der angeführten Schrift von der Divination, daß er über nichts so sehr seinen Spott gehabt habe, als über die Vorherverkündigung künftiger Dinge: und in einer andern Stelle derselben Schrift giebt er zu erkennen, wie sehr es ihn schmerze, daß die Stoiker den Epikuräern so viel Anlaß gäben, sie zu verspotten.

So allgemein die Nachricht des Cicero auch in Absicht der Meinungen sämtlicher Philosophen über das Wahrsagen ist; so müssen wir doch bemerken, daß verschiedene, welche nicht gegen das Wahrsagen stimmten, die Ursache davon bald unmittelbar Gott selber, bald den Geistern und Engeln, welches die Pythagoräer thaten, zuschrieben. Andere glaubten, der Mensch besitze in sich eine Kraft, die ihm natürlich sei, künftige Dinge vorher zu sehen, die sich nur nicht immer äussere, wie es denn von

mehrern Kräften statt findet, daß sie zwar an sich thätig, aber doch nicht immer wirksam sind, vielmehr lange unwirksam bleiben können, bis ein Umstand hinzukommt, der sie aufweckt und in Wirksamkeit oder Handlung setzt. Dieses war die Meinung der Stoiker, welcher verschiedene Peripatetiker beitraten, welche letztern besonders in der Meinung standen, daß Wahrsagen gehe ganz natürlich zu. Man hat gesagt, daß der Eklektiker Ammon diese Hypothese mit verschiedenen Gründen unterstützt habe. Er soll sich darauf berufen haben, daß es doch gleich schwer sei, sich vergangener Dinge zu erinnern, oder künftige vorher zu wissen. Jene Erinnerung könne man keiner menschlichen Seele absprechen, folglich könne man auch nicht läugnen, daß jeder Mensch kraft seiner Seele das Vermögen besitze, die Zukunft vorherzusehen.

Allerdings bekräftiget die Natur der Divination einigermaßen diese Gründe, die sich eben so wohl auf Vergangenheit und Gegenwart, als auf Zukunft erstreckt; denn es ist augenscheinlich, daß die Divination in Ansehung des Vergangenen von dem Gedächtnisse nicht verschieden sei. Im Grunde aber sind diese angeblich ammonischen Gründe sehr unstatthaft. Ammon wußte auch gewiß zu gut, daß die Seele alle ihre Vorstellungen ursprünglich von den Sinnen empfangen hat, und daß sie daher gar füglich aufbewahrter Vorstellungen, die schon ehemals gegenwärtig in ihr gewesen waren, sich erinnern könne. Allein welcher Sprung von Erinnerung zum Vorhersehen, Vorhersehen dessen, was nie in meinen Sinnen, oder meinem Sensorium, weder

weder ganz, noch einzeln war. So übel schloß Ammon gewiß nicht.

Syrbius, ein Philosoph des vorigen Jahrhunderts, ein Metaphysiker dazu, der sich aber immer noch lesen läßt, behauptet auch vom Ammon eine ganz andre Meinung. Nach ihm stand dieser berühmte Neuplatoniker in den Gedanken, daß die Seele des Menschen von Natur nicht zu Divinationen geschickt sei; sondern daß ihr vielmehr ein anderer Geist die Zukunft eröffne. Und das dünkt mich den übrigen Grundsätzen Ammons so gleichförmig, daß der jüngere Syrbius gewiß Recht, und der alte Plutarch Unrecht hat.

Ich komme jetzt zu demjenigen Punkte, welcher mir von der Wahrsagerkunst, hier zu reden Anlaß gegeben hat. Es ist nemlich eine Meinung der im strengsten Verstande so genannten Weisen, daß die Geister, zu deren Bekanntschaft und Umgange sie theils durch Reinigkeit ihres Lebens, theils durch gewisse Zeremonien zu gelangen suchen, von den Geistern über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gleich stark belehrt werden könnten. Da es Weise dieser Gattung geben kann, die auch nicht zu Orden, Sekte oder System gehören, so würde denn der berühmte Swedenborg, ein sonst redlicher und geschickter Mann, vorzüglich hier Platz finden, vorausgesetzt, daß die Fakta, woran billig zu zweifeln stehet, richtig sind, und seine seltsame Dichtungs- und Einbildungskraft ihm nicht falsche Einbildungen in seiner Ueberzeugung für vorhandene Gegenstände untergeschoben haben. Da mei-

ne Absicht nicht sein kann, Märchen zu erzählen, und die von Swedenborg umlaufenden Erzählungen gar nicht in der Quelle untersucht werden können: so muß es hiebei sein Bemenden haben.

Fast alle neuern Philosophen kommen einmüthig dahin überein, daß weder in der menschlichen Seele eine Kraft bekannt, noch in einem Geiste wahrzunehmen sei, künftige zufällige Dinge vorher zu sagen. Man kann im mindesten nicht beweisen, auf welche Weise ein Geist, dessen Wesen doch nicht unendlich, sondern in gewisse Schranken gesetzt ist, etwas ohne Zeichen erkennen kann. Was für Zeichen will man aber von künftigen Zufälligkeiten anführen? Und folgt nun, da es keine giebt, nicht daraus, daß sie auch von einem endlichen Verstande auf keine Art begriffen werden können? Man hat ihnen entgegen gesetzt, daß man eine Sache gerade darum nicht bezweifeln müsse, weil man nicht einsieht, wie sie zugehe? Und diesen Einwurf würde die neuere Philosophie müssen gelten lassen, wenn die Sache selbst ausser Streit wäre. Auf der andern Seite würde auch aus der Vorhersagung zufälliger Begebenheiten die Nothwendigkeit, daß sie einträfen, folgen; eine Nothwendigkeit, die man nicht zugeben kann, wenn man Menschenglück lieb hat, was auch ein christlicher Prediger darüber neuerlich behauptet hat. *)

Es

*) Versuch einer Sittenlehre für alle Stände. 4 Theile. Berlin bei Stahlbaum, 1783. Der Verf. ist Landprediger ohnweit Berlin.

Es giebt besonders gewisse Fälle, die aber wohl so recht hieher nicht gehören, da die wahr sagende oder vorhersehende Fähigkeit der Seele, wo nicht bei den meisten Philosophen, doch bei den meisten Menschen, eine Art von Verjährungsrechte erhalten hat. Das sind Träume und Ahnungen. Es ist hinlänglich bekannt, wie sehr der größte Theil der Menschen auf beide hält. Man kann noch hinzufügen, daß Sterbende besonders manche künftige Begebenheit, die sicher zu der letzten der vorhin angegebenen Klassen gehört, vorhergesagt haben. Man kann hier nicht annehmen, nimmt auch nicht an, daß Gott unmittelbar, oder ein Geist, oder ein Engel dabei im Spiele sei. Vielmehr scheint danach die Seele im höchsten Grade ihrer Kraft, von der Sorge für ihren Leib befreiet, in eine Art von Heldenzustande zu gerathen, und in gewisser Absicht schon zum Engel zu werden, ehe sie noch entkörpert ist. Eine mystische Schwärmerei! die aber mehreren zum Grunde gedient, eine wahr sagende Fähigkeit der Seele zu behaupten, die Art, wie solche aber würde, unter die unerklärlichen Geheimnisse der Natur zu zählen.

Spinoza behauptet vom Menschen eine natürliche Geschicklichkeit und Anlage zum Weissagen. „Wenn ein Prophet fröhlich und munter war, sagt er in seiner theologischpolitischen Abhandlung, so wurde ihm Sieg, Friede, und was sonst dem Menschen Freude erwecken kann, geoffenbart, denn dergleichen Dinge stellen sich solche Leute am öftersten vor. War er hingegen traurig in seinem Gemüthe, so hatte er Offenbarungen von Kriegen, Strafen und andern betrübten Begebenheiten. Und

also war der Prophet, so wie er barmherzig, freundlich, jornig u. dergl. war, desto geschickter zu diesen oder jenen Offenbarungen.“ So wollte, fährt er fort, mancher durch Musik ermuntert sein. Und überhaupt hielt er dafür, es komme bei den Prophezeiungen alles auf die Einbildungskraft an. Habe jemand keine besonders lebhafteste und feurige Phantasie, so würde er wenig geschickt zu Weissagungen sein, wenn er auch der klügste und gescheueste Mensch von der Welt wäre. Er sagt auch ausdrücklich, daß die Propheten von dieser Regel keine Ausnahme gemacht hätten, und weder einsichtsvoller noch klüger als andere Leute gewesen wären.

Wer wird das nicht aus voller Ueberzeugung unterschreiben, der einigermaßen durch eine gesunde Philosophie aufgeklärt ist? Auch Swedenborg sinkt danach von der erhabenen Vorstellung, die man von ihm gehegt hat, herab, und wird zu einem Manne, dessen Phantasie lebhafter, als sein Urtheil richtig war.

Von andern Weissagungen, mit denen sich der Pöbel trägt; vom Unfalle des Türkischen Reichs, und der angeblichen Niederlage desselben durch Russen, *) vom Erdbeben, Weltbegebenheiten, grossen Schätzen, womit sich der Pöbel aller Art trägt, kann als Pöbelsage, hier nicht die Rede sein.

V. Nekromantie.

Es giebt so viele Gattungen der Zauberei, die man mit eigenen Namen benannt, und so zu sagen systematisch

*) S. Schözers Staatsanzeigen 20. Heft.

matifch behandelt hat, daß zu einer genauen Kenntniß der Magie man schon einige einzelne Theile derselben, besonders kennen lernen muß. Dahin gehdrt denn auch die Nekromantie, eine Art von Zauberei, da man vermittelst des Teufels die Todten aus den Gräbern ruft, und von ihnen verschiedene, geheime und verborgene Dinge, die bereits geschehen sind oder noch geschehen sollen, erforschen will.

Allein es giebt auch noch eine andre Gattung die Todten zu fragen. Nicht nur die katholischen Schriftsteller haben diese Kraft, die Todten heraufzufordern, einigen Heiligen ihrer Kirche beigelegt; sondern auch der ortodoxlutherische Swedenborg ließ es gewiß nicht an sich kommen, daß er sich der bösen Engel bedienen habe, um mit gewissen Todten Unterredungen pflegen zu können.

Noch in diesem Jahrhunderte, im Jahr 1723, ist zu Regenspurg bei Johann Conrad Peck, R. P. Macidi Talleri, Ord. S. Bened. Prof. des Klosters Rote in Oberbaiern am Inn, einfältiger doch wohlgemeiner Bauernprediger erschienen, in welcher sich eine für diese Materie sehr merkwürdige, am Fest der Verkündigung Mariens gehaltene Predigt befindet. Ihr Satz ist: denn du hast Gnade bei Gott funden; welches er aber gleich im Eingange also verändert: denn du hast Gnade bei *Ihr* funden. Da bemüht er sich nun zu zeigen: wie der Sünder bei Marien Gnade finden könne? Das dritte Stück dieser Predigt behauptet, es sei unmöglich, daß wer Marien anrufe,

ungültig beichten, viel weniger verdammt werden könne, wenn er schon in Sünden gestorben; und dieser Satz wird mit einer Geschichte erwiesen, der noch eine andre folgt. Hier sind sie, nebst dem Eingange des Bauernpredigers, Herrn Tallerus.

„Herbei jetzt, Sünder, mit dir, der du einer aufrichtigen Beicht voundthen, und dir nicht vergebens fürchtest, ob du deine Beicht recht und gültig abgelegt. Denn gar geschwind und leichtlich kann eine Beicht frucht- und kraftlos ablaufen. Aber herbei mit dir, der du doch besorgst, es möchte deine Beichte auch eine aus dergleichen sein. Willst du dieser innerlichen Furcht und Skrupel befreiet sein, so begieb dich unter den Schuzmantel Maria, nimm deine Zuflucht und Vertrauen zu ihr, ehr und lieb sie nach Möglichkeit; so will ich dich versichern, daß deine Beicht niemals sollen fruchtlos ablaufen. Ehrest und liebest du Mariam, so — — ehrest und liebest du Mariam, so — — ehrest und liebest du Mariam, so — — in summa, ehrest und liebest du Mariam, invenisti gratiam apud eam, so hast du bei Maria schon Gnade gefunden. — — Ja ich sage noch mehr: ehrest und liebest du Mariam, so kannst du nicht verdammet werden, ob du schon auch mitten in deinen Sünden ohne Beicht solltest gestorben sein. Ist viel geredt, vernehmet die Probe. P. Martinus Delrio, aus der Gesellschaft Jesu, schreibet, daß drei Jahr nach der von denen Türken erlittenen Niederlag und blutigen Schlacht sich zugetragen habe, daß etliche mit einander eben durch jenes Feld

spazie-

spaziereten, allwo die Schlacht vorbei gegangen. Sie traten selbiges kaum an, hörten sie unter den Todten beinen der gebliebenen Soldaten, etliche Male gar ausführlich die allerheiligsten zwei Nahmen, Jesus und Maria, aussprechen; weilen aber anfänglich dieses Geschrei nicht wolte geachtet werden, und vielmehr für eine leere Einbildung und Phantasie, als wahre menschliche Stimme gehalten, sehet! da macht sich ein Todtenkopf hervor, und fängt also an zu peroriren: “

„O ihr Gehörlose und Unbarmherzige! Ich schreie euch schon zum öftern, und ihr wollet eure Ohren verstopfen und mich nicht anhören. Stehet doch still und vernehmet, was ich sagen will. Ihr sollt wissen, daß ich gewesen ein christlicher Soldat, und hier an diesem Orte in einer Schlacht um das Leben kommen, und zwar, weil ich keine Gelegenheit zum Beichten gehabt, bin ich mitten in meinen Sünden dahin gestorben. Nichts destoweniger wolte mich die Mutter der Barmherzigkeit nicht zu Grunde gehen lassen und verdammt werden; sondern hat in diesem meinem Todtenkopf die Zung bisher unversehrt erhalten, auf daß ich Hülfe begehren, und meine Sünden beichten könnte; gehet also hin, und hohlet mir einen Beichtvater.“

„Die Anwesenden konnten sich über dieses nicht genug verwundern, fragten doch, wie er doch um Maria die grosse Gnade verdient habe? worauf sie die folgende Antwort erhalten: “

„Ich habe bei meinen Lebenszeiten eine sonderbare Andacht gegen Mariam getragen, alle Frauen-

abend

abend mit Wasser und Brod gefastet, die Festtage selbst aber mit möglichstem marianischen Eifer verehret und zugebracht. Dieses alles weiß ich, daß ich Gutes gethan habe, sonst nichts als gesündigtet.“

„Worauf man ihm einen Geistlichen herbeigebracht: Dem dann der Todtenkopf eine vollkommene Beicht abgelegt, die priesterliche Absolution empfangen, und von selbiger Stund an sich nicht mehr hören lassen, sondern in Frieden geruhet, und ausser allem Zweifel dessen Seele der himmlischen Freuden theilhaftig worden.“

„So schreibet auch Alanus de Rupe, und aus ihnen Benignus Kipler, folgendes: Alexandra, eine zwar adeliche und schöne, aber zugleich auch aller Leichtfertigkeit ergebene Jungfrau, ein Bein, daran viele Hunde genaget, ein Stein, daran sich nicht wenig gestossen: hatte sonst nichts Lobwürdiges an ihr, als daß sie sich in die Rosenkranzbrüderschaft Maria hat einschreiben lassen, selbiger aber schlechtlich nachgekommen, wenig Ave Maria, geschweige Rosenkranz gebetet. Brachte den ganzen Tag zu in Aufglänzen ihres schönen Körpers; sie warf ihre Schönheit gleich wie ein Netz aus, manchen unschuldigen Jüngling wie die Vögel zu fangen, wie sie dann oft Ursache geben zu raufen und zu balgen, und ihrentwegen viele auf dem Platze geblieben, daß hiedurch andere über sie ergrimmet, Alexandram angefallen, mit vielen Hieben tödtlich verwundet und in ihrem Blute liegen lassen, in der Meinung, sie sei schon wütklich todt. Sie konnte
aber

aber nicht sterben, sondern rufte überlaut um einem Beichtvater, ob welchem dann die Todtschläger erschrafen: und weil sie befürchteten aufrührig gemacht zu werden, haueten sie ihr den Kopf ab, nahmen diesen mit sich, und warfen ihn in einen tiefen Brunnen. Den ganzen Verlauf hat der heilige Dominikus in dem Geist gesehen, gehet aber erst nach 150 Tagen zu dem Brunnen und rufet dem Kopf, welcher sich denu gleich in die Höhe erhebt, und gebeten: Dominikus möchte seine Beichte hören, legte ihm zugleich eine vollkommene Beicht ab, empfängt das heilige Sakrament des Altars und der letzten Oehlung, lebt noch zwei ganzer Tage, bis er die auferlegte Buß verrichtet, bezeuget, daß er unfehlbar wäre verdammet worden, wenn er kein Mitglied der Brüderschaft Mariä gewesen. Stirbt hernach das andre Mahl, aber glückseliger als das erste Mahl. “

Es ist leicht zu erachten, welche erhabene Schlussfolge für Marien, der Herr Bauernprediger daraus ableitet, und wie sehr er seine Zuhörer zum Dienst der Mutter Gottes ermahnt. Wir haben an diesen Erzählungen genug, und bringen noch eine andre ähnliche bei, die er in seiner ersten Kirchweihpredigt, in derselben Sammlung vorträgt. Sie ist aus dem von Georg Stengel beschriebenen Leben des heiligen Udalrich gezogen.

Der heilige Bischoff Udalrich reisete nemlich einst über Land, und kam auf seinem Wege zu einem vornehmen Grafen, welchem seine Heiligkeit bekannt war, weß-

halb

halb er von ihm auf sein Schloß gebeten, und aufs herrlichste bewirtheet ward. Da die ersten Speisen aufgetragen waren, wird ins Speisezimmer ein armseliges Frauenzimmer geführt, welches ganz abgezehrt ausah, und einen ausgedorrten Menschenkopf an einer eisernen Kette am Halse trug, und in diesem Aufzuge in einen Winkel des Zimmers mit den Hunden sein Mittagsmahl halten mußte. Der erschrockene Udalrich fragt den Grafen, was das für ein Weib sei, und was es verbrochen habe? Worauf ihm der Graf zur Antwort gab: dieses Weib sei einst seine Gemahlin gewesen, und aus einer altadelichen Familie; weil sie ihm aber untreu geworden, und sich in einen schändlichen ehebrecherischen Umgang eingelassen, so sei das ihre Strafe, daß sie den Kopf des Ritters, mit welchem sie sich vergangen, bis ans Ende ihres Lebens am Halse tragen müsse. Der heilige Bischoff erkannte sogleich aus Eingebung Gottes, daß der armen Gräfin groß Unrecht geschehe, und fragte daher den Grafen: woher er denn wisse, daß seine Gemahlinn mit dem gedachten Ritter einen Fehltritt begangen? Und der Graf giebt darauf zur Antwort, daß er beide mit eigenen Augen zusammen reden gesehen habe. Ei, sagte Udalrich bei sich selbst, das war die ganze Ursache, weil sie mit einander geredet: darum mußte die unschuldige Gräfin eine Ehebrecherin, und der eben so unschuldige Ritter des Todes sein! Hierauf wandte er sich zu dem Grafen, und sagte: Herr Graf, das bloße Reden ist nicht Grund genug zu einem so harten Verfahren. Wie? fuhr er fort, wenn dieser ausgedorrte Todtenkopf, den die

Gräfin

Gräfin schon ein ganzes Jahr am Halse trägt, anfangen zu reden, und seine Unschuld bezeugte, würde der begangene Fehler erkannt werden? Da nun der Graf darauf Ja geantwortet, so befahl der heilige Bischof dem Kaplan und Priestern, die er bei sich hatte, niederzuknieen, und Gott inbrünstig anzurufen, er wolle durch ein Wunder die Grausamkeit des Grafen an den Tag bringen. Was geschah? da die heilige Schaar noch insgesamt im Gebete begriffen ist, öffnet der Todtenkopf auf einmal den Mund, und läßt ganz deutlich die Worte hören: Ego cum hac non peccavi. Alle Anwesende erschrecken über diese Stimme, und erkennen, auf das Geständniß des Todtenkopfs, mit der Gräfin nichts Böses begangen zu haben, die arme Leidende für unschuldig. Um ihre Unschuld aber noch mehr ins Licht zu setzen, ließ der heilige Udalrich auch den Körper des Ritters, der unter dem Hochgerichte begraben lag, bringen, und hier den Todtenkopf zu den Füßen des Körpers legen. Und siehe da! noch ein unerhörtes Wunder! Es beweget sich der Todtenkopf von selber, ohne Anlegung einer menschlichen Hand, von den Füßen bis zu dem Halse hinauf, und vereinigt sich mit denselben; sodann stehet der Todte lebendig wieder auf, und redet den Grafen zum andern Male mit folgenden Worten an: Du hast deine unschuldige Gemahlinn unrechtmässig verurtheilt, und sie mit unverdienter Strafe belegt, sie hat sich nicht an dir versündigt, du aber bist unmenschlich mit ihr verfahren. Da der Graf dieses vernahm, konnte er sich nicht mehr enthalten, fiel der unschuldigen Gräfin zu Füßen, und bat

bat sie mit Vergießung vieler Thränen um Bergebung, und hielt sie nachher destomehr in Ehren, je schimpflicher er sie zuvor behandelt hatte. Der Heilige Udalrich aber nahm Abschied, der zum Leben erweckte Ritter aber mußte ihn nach Augsburg begleiten, wo er ihn zu einem Kirchendiener machte. Hier lebte derselbe in wahrer Frömmigkeit, und beständigem Danke und Liebe Gottes, für die ihm erwiesene grosse Wohlthat; ja er brachte selbst nach dem Ableben des Bischoffs noch sieben und zwanzig Jahre in seinem Dienste und bei dem Grabe des heiligen Udalrich zu.

Ungeachtet die christkatholische Kirche es wohl schwerlich an ihre Heiligen möchte kommen lassen, daß sie mittelst Einverständnisses mit dem Teufel, sich Gewalt über die Todten zu verschaffen gewußt, und ohnerachtet der heilige Udalrich im vorstehenden Falle auch sich die Gewalt den Ritter zu beleben, von Gott als eine Gnade erbeten: so wird dennoch das Todtenfragen, oder die Nekromantie meist für ein Werkstück des Teufels, und für einen Zweig der zeremonialischen teuflischen Magie oder schwarzen Kunst gehalten. Es hat nicht an Schriftstellern gefehlet, welche geglaubt haben, daß entweder dergleichen Geschichten erdichtet sein, oder daß Betrügerei dahinter gestekt habe, worüber der Ritter Michaelis im fünften Bande seines Mosaischen Rechtes nachgelesen zu werden verdient; imgleichen daß eine natürliche Täuschung des Echo, welches denen Klageweibern, die gemeiniglich in Höhlen ihre Klage über einen Verstorbenen anstimmten, ihre letzten Sylben oder Laute wieder

berhohlet, und dadurch Gelegenheit gegeben, diese natürliche Erscheinung für eine Antwort des Todten zu halten, wie der Verfasser des Sorus vermeinet: so haben andre wieder eine wahre Gemeinschaft des Todtenfragers mit dem Teufel angenommen, und sich auf Apostelgesch. XVI. 16. bezogen, da Paulus der Magd den Wahrsagergeist austrieb, welches doch nicht hätte geschehen können, wenn sie nicht wirklich damit wäre besessen gewesen. Man weiß zwar so ziemlich, was von den Besessenen, auch den biblischen, zu halten ist, und daß man im Alterthume oftmals da, wo sich eine unbekannt: Kraft durch wundervolle Wirkungen äusserte, Geister zu Hülfe zu nehmen pflegte. Dieser Wahrsagergeist heißt bei den Griechen der Pythonsche Geist (*πνευμα πυθωνος*), und die Weiber, welche mit demselben besessen waren, hiessen Pythonsinnen oder Wahrsagerinnen. Von diesen behauptet Gilbert Gaulmin *), daß sie die Nekromantie trieben, nicht aber die Engastrymiten oder Bauchredner. Walch, **) meint ebenfalls, daß die Beschaffenheit der Nekromantie, nebst allen Umständen deutlich anzeige, daß sie ein Werk des Teufels gewesen; besonders weil Gott, nach Moses Aussage oder Vorgeben, unter andern zauberischen Künsten auch diese aufs ernstlichste verbietet; um so mehr, da in dem Verbot ausdrücklich der böse Geist genannt

*) De vita Mosis S. 275.

**) Philosoph. Lexikon. Leipz. 1726. S. 1880.

nannt wird, durch dessen Hülfe die Todten um Rath oder Auskunft gefragt worden.

Allein diesem steht entgegen, daß die ganze Vorstellung eines bösen Geistes von dem Typhon der Aegypter unter andre Nationen gekommen, und die wirkliche Existenz eines solchen Wesens in der That höchst unwahrscheinlich ist. Wenn Moses Gott ein solches nahmentliches Verbot in den Mund leget, so geschieht es darum, weil er nicht nur sich, sondern Gott, wo er ihn redend einführt, oftmals in die gewöhnlichen Begriffe des jüdischen Volkes füget. Es setzt also zum Grunde, daß wenn Moses das Todtenfragen verbot, freilich diese Gewohnheit unter demselben eingerissen sein mußte, daß er aber seine Ursachen hatte, wenn er nicht geradezu angrif und das Volk aufklärte, sondern bei seinem angenommenen Staatsysteme verblieb, eine unmittelbare Regierung Gottes vorzugeben, mit welcher freilich dann das Befragen der Todten mittelst der Gemeinschaft mit dem bösen Geiste, den man ihm zur Seite setzte, nicht bestehen konnte.

Auch mir sind historische Nachrichten bekannt geworden, welche versichern sollen, daß es Männer gebe, die die Todten befragen. Es ist indessen nicht so ausgemacht, daß ein Mensch nicht mittelst seiner eigenen inneren Kräfte zufällige Begebenheiten sollte vorhersehen können. Es würde sehr oft ungereimt sein, wenn man dazu die Einwirkung des in Absicht seiner Existenz noch so zweifelhaften Teufels annehmen wollte; denn wer kennet den Umfang der Kräfte der menschlichen Seele,
wer

wer derer Wirkungen, die durch jene möglich sind? Ich freue mich, daß ich hier mit dem Verfasser des *Sorus*, dessen Freund ich sonst nicht bin, mich auf einerlei Wege treffe; denn lange, ehe ich von diesem Buche wußte, habe ich mehrere Fesseln des Systems abgeworfen, und gleich ihm dennoch nicht mich von dem Glauben an jene sympathetischen Naturkräfte entbinden können, wovon es so manche unläugbare Erfahrung giebt. Vielleicht werden wir einmal fähiger, die Art, wie sie wirken, einzusehen; etwas glaube ich schon darin fortgeschritten zu sein, wie ich im Artikel *Sympathie* anzeigen werde.

Ist es möglich, daß Lebende die Todten fragen? Warum soll es nicht möglich sein? Wer die Unmöglichkeit behaupten will, der muß unumstößlich erwiesen haben, daß alles, was wir Seelenwirkungen nennen, nicht von einer für sich bestehenden oder substantziellen Kraft herrühre, sondern einzig und allein in der Organisation des menschlichen Gehirnmарkes gegründet sei. Darüber aber möchte ich annehmen, was *Galler* vom Nervensaft sagt: *Ita res posita est, ut plane refellere nequeas, stabilire vix possis.*

Also zum Grunde gesetzt, daß es eine wahre geistige Substanz gebe, die unter dem erhaltenen Nahmen Seele, durch die Werkzeuge unsrer Maschine sich kund giebt, so weit wir igt mit unsern Augen reichen, warum soll es nachmals nicht angehen, daß diese Substanz von gewissen in ihrem ehemaligen Zustande erfahrenen Veränderungen Rechenschaft geben könne? Wenn sie schon

während desselben wunderbare Erscheinungen, gar viele und mancherlei, zu veranlassen vermag, warum nicht auch nach demselben?

Die Geschichte des Sauls mit der Zauberinn zu Endor ist jedem Bibelleser bekannt. Sie hat Anlaß gegeben, die Frage zu untersuchen, ob wirklich Samuel, oder nur der Teufel unter der Gestalt des Samuels, dem unglücklichen Könige erschienen sei? Die Juden, verschiedene Kirchenväter und die römische Kirche behaupten das erstere, und sogar sucht man durch diese Geschichte die Lehre vom Fegefeuer zu erweisen. Auch hier werden wieder Platonische Ideen zum Grunde gestellt. Plato glaubte, daß die Seelen zuweilen wieder auf die Erde zurückkämen, und den Menschen erschienen. Andre haben die Saulische Geschichte schon an sich für ausgemacht, und für beweisend gehalten, daß die Seelen nach dem Tode erscheinen.

Aus jener Geschichte folgt aber wohl im Grunde nichts für das Wiederkommen der Seele. Es erschien dem Saul eine Gestalt, er nahm sie für den Samuel, und seine in Aufruhr gesetzte Einbildungskraft konnte ihn um so eher täuschen, da das verkappte Gespenst ihn anredete: warum hast du mich unruhig gemacht, daß du mich heraufbringen lässest? Der Priester, welcher Verfasser dieser Geschichte ist, hat ohnehin die damalige Vorstellungart nicht beibehalten. Wie konnte Samuel, dessen Seele doch gewiß im Himmel sein mußte, von einem seiner Kollegen als aus der tiefen Erde oder Hölle erschienenener Geist aufgeführt werden? Die Ge-
stalt

stalt sagte ferner zum Saul: was willst du mich fragen, nun der Herr von dir gewichen und dein Feind geworden ist? Izt kommt Saul, der ohnehin schon nicht stark bei Sinnen sein konnte, weil er sich herabließ, eine alte Bettel zu einer verbotenen Zauberei zu bewegen, ihn in seinem Uberglauben, Wahn und Schrecken um so eher für den wahren Samuel halten, ohnerachtet er ein Spiel des Betrugs der klugen Frau zu Endor ward. Die Vorhersagung des wirklich erfolgten unglücklichen Ausgangs der Schlacht konnte einem Menschen von einigem Verstande, der die Lage der Sachen kannte, eben so wenig misslingen, denn es war zehn gegen Eines zu setzen, daß Saul verlieren mußte.

Konnte es Samuel wohl sein? Sein Leichnam lag zu Rama begraben, und war höchstwahrscheinlich schon ein Raub der Verwesung geworden. Nur ein ganz außerordentliches Wunder konnte die Reliquien seines Urstoffs wieder sammeln, und in die vorige Maschine zusammensetzen, und dann nach Endor bringen. Noch aber fand sich seine Seele nicht dabei, und dieser Samuel scheint doch eben nicht ohne Seele geantwortet zu haben, wie mancher ohne Kopf. Können wohl nekromantische Künste bis zu dem Sitz der Seeligen dringen, um eine Seele von dannen auf die Erde, durch eine an sich unerlaubte Zeremonie, zu einer Wahrsagung zu bemühen, die jeder kluge Mann eben so gut als ein Geist, der sich vielleicht nicht einmal sonderlich viel um die irdischen Angelegenheiten bekümmert haben mochte, angeben konnte? Eine besondre Zulassung, doch, die ist nicht

zureichend, eine besondre Mitwirkung Gottes also — konnte auch nicht statt finden, denn er war ja von Saul gewichen, und wollte ihm durch keinen Traum, so wenig als durch Urim und Thumim, oder durch die Propheten antworten.

Es ist also, was diese Geschichte betrifft, wohl ausgemacht, daß Bekker, Michaelis, Anton van Dale und viele andre Recht haben, wenn sie die Macht des Teufels läugnen, womit Zauberei, Nekromantie, und Verkappung des bösen Geistes in fremde Gestalten hinwegfallen.

Man hat angenommen, daß die Nekromanten eigentlich Engastrimnythen oder Bauchredner gewesen; der Pater Jurieu hingegen sagt, daß die Nekromanten nicht nur von den Pythorissinnen, die den Wahrsagergeist hatten, sondern auch von den Engastrimnythen verschieden sein. Es kommt bei dieser Sache darauf an: ob die Wahrsagerinnen, als Wahrsagerinnen, die Nekromantie getrieben? Oder ob sie nicht wenigstens zuweilen sich daraus ein Geschäft gemacht haben? Der gedachte Jurieu bemerkt ferner, daß es unterschiedne Arten der Nekromantie gab. Unter denselben befand sich Eine, da die Todten in ihrer körperlichen Gestalt erschienen, und eine vernehmliche Stimme von sich hören ließen. Uebrigens legt man ihnen, nach den Mitteln, deren sich der Nekromant zur Vorstellung der Verstorbenen bediente, auch mannigfaltige Nahmen bei. Es gab eine Katopromantie, Gastromantie, Hydromantie, nachdem die Erscheinung der Gestalten entweder in einem Spiegel, oder

in

in einem weiten Gefäße, oder im Wasser geschah. Unsere neuern Todtenbeschwoerer stellen sie gern in einem Dampf oder Rauche vor, wie besonders von Schröpfen erzählt wird.

Es soll in den alten Zeiten Leute gegeben haben, die man, weil sie durch die Brust oder den Bauch redeten, Bauchredner, Engastrimnythen, nannte, und ihre Stimme angeblich durch die Kehle in den Bauch zurückgehen ließen. Es giebt philosophische Schriftsteller, welche in Ernste meinen, daß diese Art zu sprechen möglich sei, ohnerachtet sie allen Beobachtungen über die Natur der Stimme widerspricht. Es kann keinen Ton, Laut oder Schall geben, wo ein luftleerer Raum ist, und wenn daher mittelst der Werkzeuge des Ausathmens nach und nach etwas Luft aus der Lunge gepreßt, und in den Magen gebracht würde, so könnte in dem Magen als einem luftleeren Raume doch keine Stimme statt finden, zu geschweigen, daß ein solcher Mechanismus, wodurch die Luft aus der Luftröhre zurück, und nun nicht nach vorwärts treten sollte, unbegreiflich ist. Von Speisen geht es an, daß in dem sie den Kehldeckel auf die Luftröhre drücken, sie über diese Brücke gehen, und in den Speisenschlund gelangen. Das muß aber geschehen, wenn etwas in den Magen, und nicht in die Brust kommen soll. Wie will nun aber die Luft, welche aus der Lunge beim Versuch des Sprechens in kleinen Theilchen gedrückt wird, einen Weg einschlagen, der so widernatürlich ist? Wie will sie stark genug sein, um den gedöneten und nach dem Schlunde zu gebogenen Kehldeckel niederzudrücken, und

alsdann den nun frei gewordenen Weg in die Speiseröhre antreten? In Absicht der Stimme also ist es unbegreiflich, ohne einmal mehr Gründe von denen bei der Stimme mitwirkenden Knorpeln oder Muskeln anzuführen.

Aber auch in Absicht der Rede bleibt die Bauchrednerei unbegreiflich. Man beruft sich theils auf den Plutarch, theils auf den Tertullian, welcher berichtet, er habe dergleichen Weiber, die durch den Bauch geredet, selber gesehen; auch Rhodiginus will ein solches Weib gekannt haben, welches durch den Bauch geredet, da denn aus ihren geheimen Gliedern eine zwar feine, aber doch verständliche Stimme eines unreinen Geistes gekommen sei, und wundersame so wohl vergangene als gegenwärtige Dinge voraus gesagt habe. Ich bin sehr gewohnt, gegen Erfahrungen alles Widersprechen meiner Vernunft zu unterdrücken; allein das heißt nur gegen wahre Erfahrungen; und wenn man nicht nur ungewiß ist, ob ein Augenzeuge auch recht gesehen, und sehen könne, sondern wenn man gar Zweifel darüber fassen kann: so bleibt es dennoch, bei allem Werthe der Erfahrung erlaubt, auch dem Râsonnement einigen Werth zu geben, und selbst gegenseitig anzuwenden. Dies ist der Fall mit der Bauchrednerei. Es ist schon unbegreiflich, wie natürlicher Weise eine Stimme nicht auf solche Weise entstehen könne. Schon darum ist es also auch schwer einzusehen, wie die Rede, welche ohne Stimme gar nicht bestehen kann, zu bewirken wäre. Aber auch in der Natur der Rede selber, ohne auf die Stimme zu sehen, liegen manche den Engastrimnythen widersprechende Gesetze.

seze. Es ist nicht zu erwarten, daß bei verschlossenen Munde, und ohne sichtbare Bewegung der Redewerkzeuge, etne vernehmliche Rede erfolgen könne. Die Sylben, welche nur eine Bewegung des Gaumen verlangen, allenfalls ausgenommen, werden alle übrigen, die mittelst Anstossens der Zunge an die Lippen und Zähne artikulirt werden, sich durch äussere Zeichen verrathen.

Es ist nicht wohl anzunehmen, daß es wirkliche Bauchredner gebe. Folglich finden nur zwei Fälle statt, entweder hier würkt, wie angeblich bei der Nekromantie, der Teufel, oder es liegt Betrug dabei zum Grunde.

Besonders untersucht werden diese Fragen von den Autoren bei den Abhandlungen über Magie und Nekromantie.

Der Teufel würkt hier wohl eben so wenig, als er, wie wir oben gezeigt haben, die Todten herauf zu bringen, oder in ihren Gestalten zu erscheinen vermag.

Es kann also nichts als Betrug statt finden, welcher Behauptung gar nicht entgegen ist, daß die Bauchredner, oder Nekromanten, sehr kluge Köpfe sein müssen, indem sie so manche theils politische theils physikalische Begebenheiten vorher zu sagen wußten oder gewußt hätten. Welches denn wohl sein kann, obgleich es auch oft so gar viel Klugheit nicht erfordert, den glüklichen oder unglüklichen Ausgang eines Vorhabens vorher zu sehen.

VI. Geomantie.

Die Geomantie ist eine Gattung der Wahrsagerkunst, und soll eine Geschicklichkeit sein, aus gewissen gesetzten Zahlen, oder durch Entwerfung gewisser Punkte aufß Papier wahr zu sagen. Eigentlich ist sie die Weissagung aus der Erde, weil vordem die Punkte mit Stecken in dem Staube oder Sande entworfen wurden, wie es denn verschiedene Arten die Punkte zu machen gab, indem man dazn nicht bloß die Erde, sondern auch Bretter und Steine, worauf man mit einem spizigen Griffel die Punkte bezeichnete, brauchte, und erst nachgehends zu besserer Bequemlichkeit, Papier, Feder und Tinte dazu genommen wurde.

Es steckte aber etwas mehr als die blossen Punkte dahinter. Man erforderte bei der Verrichtung der Geomantie eine gewisse Entzückung des Gemüths, welches sich von allen übrigen Gedanken absondern, und zu dem göttlichen Wesen emporschwingen sollte, um von da erleuchtet zu werden, und durch diese Erleuchtung die Offenbarung dessen, was zu erfahren verlangt ward, zu erhalten.

Eben das legen die Verehrer dieser Wissenschaft auch dem Genius bei. Sie glauben, daß man seiner dabei bedürfe, und allerdings beruhet das ganze Werk auf der Geisterlehre, und den theurgischen Geschichten der Alten. Einige haben davon so viel Nutzen erwartet, daß sie sich getrauet haben, mittelst derselben nicht nur die Zukunft zu enthüllen, sondern auch Belehrung über Verborgenheiten des Vergangenen zu empfangen.

Andre

Andre indessen haben auch geurtheilt, die ganze Kunst sei aus der abergläubischen Astrologie entsprungen.

Es giebt einige Schriftsteller, die bei den Liebhabern der Geomantie in klassischem Ansehen stehen. Man wird in der Note am Schluß solche angeführt finden. Selbst aus einer Stelle des Buchs der Weisheit, und also aus der heiligen Schrift, haben sie die Nichtigkeit dieser Kunst zu erweisen gesucht. Allein die Gottesgelehrten wenden ein, daß jene Worte nicht auf die Geomantie, als eine abergläubische Kunst, zu ziehen sein; und die Protestanten verwerfen ohnehin das kanonische Ansehn des gedachten Buches. *)

*) Hier sind einige Schriften von der Geomantie.

Robert Fludd de animæ intellectualis scientia s. Geomantia hominibus appropriata, quorum radii intellectuales extrinsecus, circa negotia mundana versantes, & è centro dissipati in Centrum recolliguntur. 1650.

La Chiromantie, la Physionomie, & la Geomantie à Paris 1657. Vom Herrn von Perruchlo.

Morbof Polyhist. litter. Tom II. Lib. III. §. 13.

Fabric. Bibliograph. antiqu. Cap. XII. §. 2.

Buch der Weish. VIII. 8.

Corn. Agrippa de vanitate scientiar. Cap. XXXVI.

Peucer, de variis divinat. Gener. p. 220.

J. A. Schmidt Diss. de Geomantia.

Klausing Diss. de Pseudo-Mathemat.

Buddeus de Atheismo & superstitione.

Nachtrag.

Da wir unter dieser Rubrik hauptsächlich einige Gattungen der zeremonialischen Magie untersucht haben, so wollen wir noch etwas von Kristallerscheinungen beifügen, welches wir oben nicht konnten.

Joachim Camerarius erzählt in der Vorrede zu einer von ihm veranstalteten Ausgabe des Plutarch, zu einem seiner Freunde sei einst ein wackerer und angesehener Mann aus einer vornehmen Familie in Nürnberg gekommen, und habe einen Kristall von runder Figur in einem seidnen Tuche bei sich gehabt, den er einst, seiner Angabe nach, von einem durchreisenden Fremden zum Geschenk erhalten. Dieser Kristall sollte die wunderbare Eigenschaft besitzen, daß wenn man von der wahren Beschaffenheit einer Sache unterrichtet sein wollte, so durfte man nur einen unschuldigen Knaben hineinsehen, und ihn sagen lassen, was er sehe? Der Knabe sehe nemlich wirklich, was man verlange; und noch, hatte der Mann versichert, habe sein Kristall ihn nie betrogen. Aber er beging die Thorheit, diesen Kristall dem berühmten Spengler zu schenken, der ihn, zur Verhütung aller weitem abergläubischen Anhänglichkeit, in kleine Stücke zerschlug.

Von solchen Kristallen macht Parazelsus viel Ruhmens. Er versichert, es gehe damit ganz natürlich zu, und geschehe durch eine starke Einbildungskraft und den Einfluß der Gestirne. Den Sternen, sagte er, ist alles bekannt; die Sterne sind aber der Gewalt des
Men-

Menschen unterworfen, folglich kann er sie also lenken, daß sie seinen Willen erfüllen müssen.

Was soll man zu solcher Philosophie und solchen Philosophen sagen! Freunde der Magie, hier giebt es viele Schlacken auszusondern, und wehe dem, der sie von dem ächten Metalle nicht zu unterscheiden weiß!

IV.

Naudé's Schutzschrift

für alle grosse Männer, die der Magie bezüchtigt worden.

(Fortsetzung.)

Elfter Abschnitt.

Vom Numa Pompilius.

Als Theodorus Gaza, der gelehrteste Grieche, der jemals aus Konstantinopel gekommen ist, von einem seiner Freunde befragt wurde, welchen Autor er vom Schiffbruch zu erretten, im Fall alle übrigen unkommen müßten, wählen würde; so wollte er nicht so viel Eigenliebe für seine Uebersetzungen*) blitzen

*) Theodorus Gaza, ein nach Italien, nach der Einnahme von Konstantinopel, geflüchteter Grieche, hat aus

ken lassen, dem Aristoteles oder Cicero zum Nachtheil des Plutarch's, welchen er allein würdig schätzte, alle andere zu überleben, den Vorzug einzuräumen; nicht so sehr, wie ich dafür halte, seiner bewundernswürdigen Lehren, und Mannigfaltigkeit wegen, sondern vielmehr um in ihm, als den richtigst urtheilenden Autor das zu erhalten, was man nicht leicht bei einem andern angetroffen hätte: ich meine das Resultat seiner Beurtheilungen über alle von ihm abgehandelte Materien, welches uns zu einem sichern Kennzeichen, die Wahrheit von den Lügen zu unterscheiden, oder zu einem Wegweiser dienen möge, an dessen leitendem Arme wir durch die Fußsteige und bejahrten Trümmern des Alterthums, die uns in seinen Werken aufstossen, ohne Gefahr hindurch wandern können. Ich muß mich desto mehr über die Bosheit oder Nachlässigkeit fast aller unserer Dämonographen verwundern, daß sie trotz ihrer ganzen Ueberzeugung den wahrhaften Bericht dieses Autors vom Numa Pompilius eben so verkennen wollen, als vorlängst die Verwandlung des Apulejus, welche sie bei aller Gelegenheit als eine notorische Geschichte zum Beweise der Wärmwölfverwandlung darstellen: da doch Apulejus sich selber beieifert hat, uns, durch Ertheilung der möglichsten Vorsichts-

aus dem Griechischen ins Lateinische übersetzt: die Geschichte der Thiere des Aristoteles; Theophrast von den Pflanzen, und aus dem Lateinischen ins Griechische: Cicero vom hohen Alter.

sichtsregeln seine Verwandlung als eine bloße Fabel und einen Roman zu erkennen zu geben; denn in der ersten Zeile seines Buchs heißt es: *) Aber ich werde dir in der Rede von dem Milesius verschiedene Fabeln mittheilen, und etwas weiter: Wir fangen ein griechisches Märchen an, merke auf, Leser, du wirst daran Vergnügen finden. Diejenigen, welche einen Satz von solcher Wichtigkeit festsetzen, und durch den Bericht dieser fabelhaften Erzählung, die der Verfasser selber für nichts anders gehalten, und ausgegeben, bestätigen wollen, verdienen mit Recht, verspottet zu werden; wir können auch sagen, daß es von vielen eine noch grössere Gottlosigkeit und Unachtsamkeit sei, die Autorität des Plutarch, Dionysius von Halikarnas und Titus Livius so offenbar verfälschen zu wollen, um die bewundernswürdige Staatsflugheit des Numa Pompilius als bloße Magie darzustellen. Ob ich gleich die Vertheidigung dieses Römischen Königs erst nach jener des Pythagoras unternehme, so beweist dieses nicht, daß ich dennoch der Meinung verschiedener Autoren, vornemlich des Ovidius, folge, welche ihn für jünger, und für den Schüler dieses Philosophen gehalten; da mir sehr wohl bekannt ist daß Titus in seinen Dekaden sagt: **) Sie geben

*) At ego tibi sermone isto Milesio varias fabellas conferam.

Fabulam Græcam incipimus, lector intende, lætaberis.

**) Lib. I. Authorem doctrinæ ejus, quia non existat alius, falso Saminum Pythagoram edunt.

ben den Pythagoras von Samos, weil kein anderer vorhanden, fälschlich für den Stifter desselben Lehrgebändes an, welches auch Dionysius von Halikarnas, Plutarch, Rhodigin und Pererius bekräftiget haben *). Der erste dieser Autoren sagt bloß, daß die Stadt Krotona im vierten Jahre der Regierung des Numa erbauet worden, die andern drei aber behandeln weitläufig und ganz besonders alle die chronologischen Gründe, welche beweisen können, daß diese zwei grossen Männer nie Zeitgenossen gewesen, sondern bloß aus einem entsetzlichen wider die Chronologie streitenden Fehler, der Dichtern so gewöhnlich als verzeihlich, einem Geschichtschreiber aber unanständig, und gänzlich unerlaubt ist. Jamblichus in dem Leben des Pythagoras bemerkt, derselbe habe seine Lehren aus der Theologie des Orpheus geschöpft, aus diesem Grunde allein habe ich die Abschnitte von diesen beiden wichtigen Personen auf einander folgen lassen, ohne mich in einer genauen Beobachtung der Zeit, zu welcher sie berühmt gewesen sind, einzulassen. Diese Untersuchung trägt überhaupt nichts zu ihrer Vertheidigung bei, da ich ihrer ohnehin in mehreren andern Stellen dieser Apologie mich werde begeben müssen. Ist schreite ich zu der Bemerkung, daß die Beschuldigungen des Numa sich auf vier Hauptpunkte gegründet haben, wovon der kleinste, wenn er wahr wäre,

*) Antiquit. rom. l. II. in dem Leben des Numa lib. 19. cap. 8. antiq. lect. libr. 4. de princ. rerum. nat. in Pythag.

wäre, hinreichend sein würde, ihn als Zauberer und Hexenmeister zu verdammen. Zuvörderst sagen sie, der Genius, der ihm von Ammianus Marcellinus *) zugeeignet wird, und nach des Dionysius von Halikarnas, Plutarch, Titus Livius Behauptung eine der neun Musen, oder vielmehr eine Nymphe, Aegeria genannt, gewesen sein soll; wäre nichts anders als ein Dämon in weiblicher Gestalt, dessen Bekanntschaft und Vertraulichkeit er sich erworben, da er mehr als irgend jemand in der Welt, die Schutzgötter und Schutzgeister der Städte und Menschen zu laden, Kenntniß und grosse Einsichten gehabt habe. **) Hierauf bauet auch Postel sein Vorgeben, daß dieser vertraute Dämon eben derselbe wäre, welcher der Besta, dem Weibe des Jamus oder Stoa beigestanden, und damals der Beschützer der Stadt Rom gewesen **), unter dessen Anführung, sagt er, Numa eine so ungeheure Stadt angelegt hat. Eben so gewiß glaubt man, derselbe habe durch den Beistand und die Industrie dieser Gottheit viele erstaunliche und wunderbare Dinge gethan, um sich bei dem römischen Volke, welches er nach seiner eigenen Phantasie regieren wollte, einiges Ansehen zu verschaffen. Bei dieser Gelegenheit erzählen Dionysius von Halikarnas und Plutarch folgendes: Numa ließ,
da

*) Lib. 21, l. 2. Antiq. Rom. in vita Numæ lib. I. Decad. I.

**) De origin. Etrur. p. 139.

***) Quo duce, Numa tantæ molis urbem stabilivit.

da er einſtmal ziemlich viel Bürger aus der Stadt zum Abendessen zu ſich eingeladen, die Tafel nur mit ſehr einfachen und geringen Speiſen, und zwar in Gefäſſen ſervirt, die ſo wenig reich, als prächtig waren, beſezzen; jedoch als ſie anſinzen zu eſſen, ſprach er nur ein Wort zu ihnen, worauf die Göttin, mit welcher er in dem Augenblick ſelbſt Gemeinſchaft hatte, zu ihm gekommen war, und der Saal ſogleich mit dem prächtigſten Hauſrath angefüllt wurde, wie auch die Tiſche mit allerlei Arten der auſgeſuchteſten und leckerſten Fleiſchſpeiſen. Beſtättigungen hievon liefert uns Arnobius *) in dem Berichte von dem, was ſich zwiſchen ihm und dem Jupiter zugetragen hat, nemlich: Numa habe vermöge des guten Rathes ſeiner Nymphe Aegeria das Mittel entdeckt, zwei Teufel oder Untergötter, den Fannus und Pitus zu binden, die ihn gelehrt, auf welche Weiſe er den Jupiter herbeirufen, und durch ſtarke mächtige Beſchwörungen zwingen könnte, zu ihm zu kommen, wenn er es nicht aus eignem freiem und gutem Willen thun wollte. Der Verſuch ſei ihm dermaßen gelungen, daß der erſte und mächtigſte aller Götter vom Thron habe hinabſteigen, und ihm offenbaren müſſen, wie er durch Opfer den Donner und Blitz verſöhnen würde. Rechnet man hiezu die Hydromantie **), wovon er nach

Aus-

*) Initio l. 5.

***) Lib III. cap. 3 De Civit. Dei. „Hydromantie iſt die „Wafferzauberet oder die Kunſt aus dem Waſſer wahr- „zuſagen. Man verrichtet ſie mit einem Krüge, der

Aussage des von St. Augustin zitierten Varro, eine sehr gute praktische Kenntniß gehabt; und seine Bücher von der Magic, welche vierhundert Jahr nach seinem Tode entdeckt, und in dem Jahr, da Publius Kornelius und Markus Brebius Bürgermeister waren, als höchst verderblich und schädlich zum Feuer verdammt wurden; so wird man ganz gewiß der Meinung aller Dämonographen, (besonders des Loyer und Delrio als der gelehrtesten unter ihnen) beispflichten müssen, daß Numa Pompilius in Wahrheit der größte Zauberer und Hexenmeister von allen gekrönten Häuptern gewesen ist; und daß er noch mehr Gewalt über den Teufel als die Menschen besessen, da er durch die Industrie der erstern

J 2

die

„an einem Faden im Wasser hängt; mit einem
 „Wurf dreier Steine in ein stilles Wasser, indem
 „man die zirkelförmige Bewegung des Wassers um
 „diese Steine beobachtet. Sie besteht ferner in Bes-
 „trachtung der verschiedenen Bewegungen des Meers,
 „in der Betrachtung der Farbe, des Wassers, und
 „der Bilder, welche darin zu entstehen scheinen; im
 „Gemurmel einiger Worte über einem Becher voll
 „Wassers. Numa Pompilius war, wie man be-
 „hauptet, in der Hydromantie erfahren. Die Alten
 „erwehnen gewisser Quellen, die die Eigenschaft be-
 „sassen, von der Wahrheit oder Falschheit einer Sache,
 „vom Glück und vom Unglück einer Person, zu un-
 „terrichten, und zwar alles dieses durch gewisse Be-
 „wegungen auf dem Wasser, welche gewisse Dinge,
 „die man hineinwarf, um zu erfahren, was man
 „wissen wollte, hervorbrachten.“

die Römer gefälliger und geneigter machte, seine Gesetze und Befehle in Ausübung zu bringen. Wollen wir aber zeigen, wie sehr alle diese Autoren durch die Vorstellung so fürchterlicher und abentheuerlicher Bilder und Gestalten, die sie mit vieler Mühe ans Licht bringen, ihre eigene und unsere Müsse misbrauchen, da sie nicht minder unsere Augen als unsern Glauben dahin lenken und fesseln wollen, so darf man nur das erste Gemälde von diesem Manne genau anschauen, wozu nicht allein Titus Livius und Dionysius von Halikarnas die ersten und gröbsten Züge entworfen, sondern welches besonders vom Plutarch mit denen ihm eigenen Farben und mit allen besondern Umständen seines Lebens ausgemalt worden sind, um uns in den Stand zu setzen, von den kleinsten Lastern und Tugenden dieses grossen Staatsmannes, und zweiten StifTERS der Stadt Rom; von seiner Natur, seiner Gewohnheit und Art zu handeln, urtheilen zu können. Man kann endlich hieraus sehr leicht abnehmen, welche Sicherheit uns die Abdrücke und die Kopien mehrerer Neuern versprechen, welche mehr dem in ihrer Einbildung sich erzeugten Urbilde gefolgt sind, als dem des Plutarchs und besserer Geschichtschreiber, die nur vom Numa zu reden scheinen, um seine Tugenden zu loben, und das kluge Verhalten zu bewundern, wodurch er einiges Gewicht zu erlangen, und diese grosse römische Monarchie zu befestigen suchte, da sie noch wankte, auch bei der geringsten Erschütterung, und durch die Macht ihrer Feinde sehr leicht erliegen konnte, wofern nicht

Numa

Numa vermittelst eines langen vierzigjährigen Friedens ihr behülftich gewesen, Wurzel zu schlagen und neue Kräfte zu sammeln. Dieser Prinz sahe wohl ein, daß das römische Volk, gleich einem Klopfechter, der sich schlagen muß, durch fleißiges Ueben bei der Musse und Ruhe während des Zeitraums seiner etwanigen Regierung, stark und mächtig genug werden würde, um sich denen, die ihm die Gränzen seines Gebiets möchten entweder vorschreiben, oder schmälern wollen, zu widersetzen. Er bestrebte sich daher zuerst, nachdem er das Ruder dieser Monarchie übernommen, sein Volk, so wie ein Eisen, weich und biegsam zu machen, damit es nicht allein die bisherige ranhe, wilde und kriegerische Gemüthsart in eine mildere und gefälligere umschmelzte, sondern auch jenen stolzen Muth, und jene Hitze zum Schlagen durch Opfer, Festivitäten, Tänze und Prozessionen mässigte. Zuweilen, wie Plutarch meint, erregte er in ihnen Furcht und Schrecken vor den Göttern; denn er suchte sie zu überreden, daß er sonderbare Erscheinungen gehabt oder grosse Unglücksfälle vernommen, um sie hiedurch niederzuschlagen und in beständiger Demuth und Furcht vor den Göttern zu erhalten. Man kann dies gleichfalls durch die Stelle des Tertullianus bestätigen, welche im dritten Abschnitt dieser Apologie angeführt worden; weit deutlicher aber sagt Laktanzius: *) daß Numa die wilde Gemüthsart

§ 3

des

*) Lib. I. divinar. institut. Cap. 27. Sic novi populi feroces animos mitigavit & ad studia pacis a rebus bellicis avocavit.

des römischen Volks sanfter gemacht, und ihm zu friedlicheren Wissenschaften als der Kriegeskunst Geschmak beigebracht hat. Hierinn liegt ein sehr sicherer und wahrhafter Beweis, daß alles, was von der Nymphe Aegeria gesagt worden, eine bloße Erdichtung und ein Kunstgrif dieses verschlagenen Politici war, weil er durch diese Fabel das Ansehen seiner Geseze, seiner Opfer und Konstitutionen gründen wollte, welches auch der gedachte Laktantius in seinem fernern Gespräch vom Numa sehr richtig angemerkt hat; derselbe sagt, er habe nächtliche Zusammenkünfte mit der Göttinn Aegeria vorgegeben, damit er alle diese neuen Einführungen mit einiger Autorität festsetzen möchte. *) Desterß habe ich das sinnlose und matte Urtheil, und die Gewissenlosigkeit unserer Dämonographen bewundern müssen, welche so dreist das Ansehen dieses Autors sowohl als des Dionysius, Plutarch und Titus Livius schmählern, um das, was sie uns wollen glaubend machen, festzusetzen, und einigen Anstrich zu geben, und um die Wahrheit ihres Sazes auf die offenbarste Falschheit zu gründen. Will man dem Loyer und Delrio glauben, so sind Plutarch und Dionysius von Halikarnas die vornehmsten Autoren, welche alle vom Numa hier erzählte Fabeln behaupten; allein wir werden, da wir sie selbst gelesen und durchblättert haben, im Gegentheil finden, daß sie nicht allein jene widerlegen, untergraben und aufdecken, sondern auch uns warnen, ihnen

*) Aliqua cum autoritate, simulavit, cum Dea Aegeria se habere congressus.

ihnen nicht den geringsten Glauben beizumessen. Zum Beweise wollen wir mit der Untersuchung ihrer Meinung von seiner Nymphe Negeria *) anfangen. Nachdem Plutarch sich lange dabei verweilt, in wiefern es wahr scheinlich sey dergleichen Erscheinungen zu glauben, so theilt er endlich zum Schlusse seine eigene Meinung in diesen Worten mit: „Ist dennoch jemand anderes Sinnes, so ist der Weg breit und offen, denn es hat selbst einigen Anschein von Wahrheit, was andre vom Enkurgus, Numa und mehreren ähnlichen Männern entdecken, welche, da sie rohe und wilde Völker regieren sollten, und wichtige Neuerungen in den Regierungsformen ihrer Länder führen wollten, sehr weislich eine Gemeinschaft mit den Göttern vorgegeben haben, in der Hoffnung daß diese Erdichtung selbst denen, von welchen sie solche geglaubt wissen wollten, nützlich und heilsam sein würde.“ Wir finden es von neuem bestätigt, wenn wir drei oder vier Seiten weiter lesen, da es unmittelbar nach den citirten Versen des Timon heißt, daß Numa sich hinter dem Vorgeben, mit einer Göttinn oder einer Waldnymphe Liebe zu pflegen und heimliche Zusammenkünfte mit derselben zu haben, versteckte. Dieses scheint aus dem zweiten Buche der Römischen Antiquitäten des Dionysius von Halikarnas ausgeschrieben zu sein, wo die Stelle, welche vom Numa handelt, nach der lateinischen Uebersetzung des Portus also lautet: **) Diejenigen, welche

§ 4

*) En la vie de Numa.

**) Multa autem eaque admiranda de eo dicunt, referentes

welche seine bloß menschliche Weisheit als göttliche Eingebung ansehen, erzählen viele und sehr bewundernswürdige Dinge von ihm, als zum Exempel die Fabel, daß er mit einer gewissen Nymphe Zusammenkünfte gehabt, und von ihr fleißig in der königlichen Weisheit unterrichtet worden. Titus Livius selbst, dessen einziger Fehler darinn besteht, daß er seine Geschichte mit zu vielen wunderbaren und übernatürlichen Dingen angefüllt hat, gesteht frei, der König Numma habe, da er das Römische Volk durch die Furcht der Götter *) im Zaum halten wollen, eine Furcht, welche ohne den Schein oder den Kunstgriff eines falschen Wunderwerks nicht leicht Eingang in die Gemüther finden konnte, sich gestellet **), als ob er mit der Göttinn Aegeria des Nachts zusammen komme, durch ihren Rath die Opfer, die den Göttern am angenehmsten wären, anordne, und einem jeden von den Göttern seine eigene Priester vorseze. Die Autorität des Ammianus Marcellinus scheint doch von unsern Dämonographen zu gelegenerer Zeit angeführt zu sein, als alle vorhergehenden. Denn bei Gelegenheit seines Gespräches von einer gewissen

rentes humanam eius sapientiam ad Deorum monita; fabulose enim dicunt illi congressum fuisse cum quadam Nymphea Aegeria, quae illum assidue Regiam sapientiam edoceret.

*) Lib. I.

**) Lib. I. Simulavit sibi cum Dea Aegeria congressus nocturnos, ejus se monitu, quae acceptissima Diis essent sacra, instituere, sacerdotes suos cuique Deorum praeficere.

wissen Erscheinung des Kaiser Konstantinus, sagt er wirklich, die Gemeinschaft der Götter mit den Menschen sei eben nicht etwas so außerordentliches, daß man nicht ganz offenbare Beispiele davon an den Geistern, welche ehemals mit Hermes, Sokrates, Apollonius, Numa, Scipio, Marius und Augustus vertrauten Umgang gehabt haben, antreffen sollte. Aus dieser Stelle könnte man vermuthen, daß er es nicht für eine Fabel gehalten habe, was von der Nymphe Aegeria und ihrer mit dem König Numa habten Gemeinschaft gesagt worden. Wenn er aber auch wirklich dieser Meinung gewesen wäre, so läßt sich daraus demohungeachtet nicht zum Nachtheil der vorhergehenden schliessen, da die ganze Folge seiner Geschichte zu erkennen giebt, wie sehr er geneigt und schwach gewesen, nicht allein solche Erzählungen zu glauben, sondern noch zu vergrößern; nach welchem Beispiel wie ich dafür halte, und es sehr wahrscheinlich ist, Bives zum Theil sich in seinem folgenden Ausspruch über diesen Autor gerichtet hat: *) Was noch von den Werken des Ammianus Marcellinus übrig geblieben, zeigt ihn so wenig von der Seite eines Redners als eines Geschichtschreibers. Was endlich die Glosse des Postels, die dieser Fabel beigefügt ist, anbetrifft, so schätze ich sie von gleichem Werth mit jener, welche er in seiner Kosmographie also erzählt hat: Die Aethiopier wären schwarz

§ 5

wegen

*) Lib. 5. de tradendis disciplinis T. 33. Ammiani Marcellini, quod superest opus, nec oratoris omnino nec historici.

wegen des Fluches, den Gott wider Chus, den ersten Stifter ihrer Nation, ergehen lassen; weil Cham sein Vater wider das ausdrückliche Verbot des Patriarchen Noa, seinem Weibe in der Arche beigewohnt hatte. Man kann aber von allen diesen Hirngespinnsten und thörichten Grübeleien keine bescheidnere und wahrhaftere Auflösung geben, als von ihrem Autor eben das zu sagen, was vor Alters der Prokonsul Festus vom heiligen Paulus *) sagt: Unsinniger Postellus, dein vieles Schreiben macht dich zum Narren. Da wir also die Falschheit der Beweise, für die Wirklichkeit einer Hexe oder weiblichen Dämons, anstatt der dem Numa angedichteten Nymphe Aegeia **), entdeckt und gezeigt haben, so müssen wir noch das Falsche von jenen anführen, welche Loner und Delrio aus eben denselben Autoren herleiten wollen, und worauf sie seine bezauberte Mahlzeit, ingleichen sein mit dem Jupiter vermögte der Hydromantie gehabtes Gespräch gründen. „Diese Hydromantie war eine bloße fabelhafte Erfindung, welcher sich Numa bedient, den Fannus und Pifus zu überfallen, da er Wein und Honig in die Quelle, woraus sie gewöhnlich zu trinken pflegten, hineingoss; damit sie, wenn sie ergriffen würden, ihn unterrichteten, auf was für Art man den Jupiter herbeirufet, und von demselben erfahren könne, was man thun müsse, um den Blitz zu versöhnen, (expier) wie wir bereits vorher beim Plutarch

und

*) Actor cap. 26. Infanis, Postelle, multæ te litteræ ad insaniam convertunt.

***) Lit. 2. des spect. chap. 5. l. 1. 2. disquis. magic. qu. 9.

und Arnobius angemerkt haben.“ Es ist zwar wahr, daß Dionysius von Halikarnas, indem er von der Nymphe Aegeria spricht, zugleich der Abendmahlzeit, die Numa durch ihre Vermittelung gab, in etwas gedenkt; was er aber nachher sagt, ist Beweis genug, daß er die ganze Sache für fabelhaft und erdichtet gehalten, worüber er sich unmittelbar nach geendigter Erzählung also ausdrückt *). Diejenigen aber, welche alles fabelhafte aus der Geschichte verbannen, sagen, Numa habe alle seine Erzählungen von der Aegeria erdichtet, damit die so die Götter fürchteten, um desto leichter ihm anhängen, auch die Gesetze, welche er geben würde gern, und als wären sie von den Göttern gegeben, annehmen mögten. Plutarch hat, bevor er von allen diesen Fabeln spricht, mit nicht geringerer Beurtheilung eine gleiche Vorsicht gebraucht, er fängt seine Erzählung auf folgende Weise an:

„Durch diese Lehrzeit und Zubereitung zur Religion,
 „wird die Stadt allmählig so gefällig, und bewundert der=
 „massen die grosse Macht des Königs Numa, daß sie
 „alle Histörchen, die noch weniger wahrscheinliches ent=
 „hielten, als die zum Vergnügen erdichteten Fabeln, für
 „wahr annahm, und wähnte, es sei nichts mehr un=
 „glaublich oder unmöglich, dafern er es nur wollte.“

Es

*) Antiquit Rom. lib. 2. Sed qui res omnes fabulosas ex historia tollunt, Numam haec quae de Aegeria dicebat fecisse dicunt, ut, qui Numen divinum metuerent, facilius animum ad se adverterent, & leges quas esset laturus, ut a Diis latas acciperent.

Es ist demnach nur noch die Schwürigkeit wegen feiner Bücher übrig, ich werde aber nicht alles auflesen, was von der Anzahl, der Zeit oder der Art ihrer Auffindung und Entdeckung gesagt worden, weil Guilandinus *) diese Nachsuchung sehr geschickt ausgeführt hat, und ich bloß zeigen will, daß sie nicht, wie uns einige neuere Autoren überreden wollen, wegen ihres Inhalts von der Magie, verbrannt wurden. Denn von den Alten **) ist nicht ein einziger dieser Meinung gewesen, welches man leicht daraus abnehmen kann, daß sie nach dem Plutarch, Titus Livius, und Cajus Piso Censorius von nichts anders handelten, als von der Pflicht und dem Amte der Priester und von der Philosophie der Griechen, so wie sie zur Zeit des Numa existirt hatte; nach des Cassius Meinung enthielten sie bloß die Lehre des Pythagoras; und nach des Laktantius seiner, die Ordnung wie auch die Ursachen der Opfer und der Ceremonien, die er bei den Römern eingeführt hatte. Diese Meinung werde ich um so mehr für die wahrscheinlichste halten, weil sie uns die Ursachen entdeckt, warum der Senat es nicht für dienlich erachtete, sie allgemein bekannt machen zu lassen. Da man aus dem Plutarch ersehen kann, daß Numa den Römern verbot, sich Gott in der Gestalt eines

*) In Comm. ad 3. Plin. capita de Papino. mem. 23 & 24.

**) En la vie de Numa Decad 4. lib. ultim. apud Plin. cap. 13. lib. 13. ibidem lib. 1. divinar. instit. c. 22. Apud D. August. l. 7. de civit. cap. 34. citat. en la vie de Numa.

nes Thieres oder Menschen zu denken, oder von ihm irgend ein Bild oder Statue *) zu verfertigen, welches auch in einem Zeitraum von 170 Jahren beobachtet wurde, und daß er auch verlangte, sie sollten ihre Opfer auf keine andre Weise als durch ein Ausgiessen von Wein, und ein wenig Mehl nebst andern leichten Sachen verrichten: so kann man glauben, daß er die Ursachen dieses neuen Gottesdienstes in seinen Büchern ausführlich angegeben hatte. Als diese Bücher endlich vierhundert Jahr, nach Plutarchs, oder 533 Jahr, nach des Cassius Hemina Aussage, entdeckt und wiederbekannt worden, zu der Zeit, da die Stadt mit Götzen so angefüllt war**), daß man eher einen Gott als einen Menschen antreffen konnte, da alle Tempel vom Blut der Opfer überströmten: so ist nach dieser Betrachtung leicht zu vermuthen, daß die Bücher dieses römischen Trismegists, der im Juvenal als ein Muster eines grossen Opferers aufgestellt wird, auf Befehl des Senats verbrannt wurden, aus Furcht, es möchten sich etwa einige merkliche Veränderungen in der Religion ereignen, wenn man durch das Lesen dieser Bücher ersehen hätte, welcher Gründe sich Numa bedient, sowohl die Reinigkeit seiner Opfer festzustellen, als den Götzendienst von den

Ge-

*) M. Suet et autres convient, que Numa Pompilius avoit puisé chez Moïse les dogmes & les rites, dont l'auteur fait ici mention.

**) Petron in tragme: ut facilius esset Deum quam hominem invenire.

Gemüthern der Menschen zu entfernen, der zur Zeit dieser Entdeckung so sehr eingewurzelt war, daß man kein besseres Mittel ergreifen konnte, diese Bücher, die sonst im Stande waren, die ganze römische Monarchie in Unruhe zu stürzen, wegzuschaffen. Es ist eine Maxime der Staatsklugen, daß Unruhen und Spaltungen im Staat und der Regierung jederzeit auf die vorhergehenden Unruhen in der Religion folgen. Dies war nach meinem Urtheile die wahre Ursach der Verdammung dieser Bücher, und keinesweges jene, welche Loyer *) und andere Neuern in der Magie aufzusuchen sich bestrebt, oder Cassius Henima, der zur Zeit des Augustus leben konnte, der darin enthaltenen Philosophie des Pythagoras zuzuschreiben scheint. Denn die erste, da sie weder Grund noch Autorität hat **), ist eben so leicht zu verwerfen als anzuführen, und die letztere ist nicht nur dadurch genugsam widerlegt, daß Pythagoras, wie wir vorher gezeigt haben, erst nach dem Numma ***) lebte, und nicht eher, wie A. Gellius behauptet, als unter der Regierung Tarquins des Stolzen nach Italien kam, sondern auch durch das Zeugniß und die entgegengesetzte Meinung des Titus Livius, der ein ähnliches Urtheil eines Antonius Valerius über diese Bücher anführt †).

Ich

*) Civ. I. cap. II.

**) D. Gegor. eadem facilitate contemnitur, qua offertur.

***) Lib. 17. cap. 21. Decad. lib. ultim.

†) Vulgatæ opinioni, qua creditur Pythagoræ audito-

Ich glaube, daß mir nun nach allen gegebenen Antworten und Ausföhrungen nichts weiter übrig ist, als den meisten von unsern Dämonographen etwas mehr Bescheidenheit oder richtigere Beurtheilung zu wünschen, damit sie nicht ferner die Verwegenheit haben, Ungeheuer und Hirngespinnste zu schaffen, wofür sie im kurzen selbst erschrecken, entfliehen und schreien werden, gleich Kindern, die gemeiniglich sich vor dem nehmlichen Gesichte entsetzen, so sie ihren Spielkameraden vorgekritzelt haben, als ob etwas unglücklicheres sein könnte, als ein Mensch dem seine Schimären genommen worden *).

Zwölfter Abschnitt.

Vom Demokritus, Empedokles und Apollonius.

Ich würde niemals so dreist gewesen sein, die schätzbaren und ehrwürdigen Gränzen des Alterthums, die nach Vorschrift des Gottes Terminus in der fabelhaften Theologie der Römer unbeweglich verbleiben sollten, zu verrücken, wenn ich nicht auf den Arnobius, der dieses Alterthum **) eine an Irrthümern überaus fruchtbare Mutter nennt, mein Urtheil gründete, daß es keines weges entheiligend wäre das zu bezweifeln, was man nach so

vie-

rem fuisse Numam, mendacio probabili accommodata fide.

*) Quasi quicquam infelicius sit homine, cui sua figmenta dominantar.

**) Lib. I. errorum plenissima mater.

vielen Jahrhunderten für wahr gehalten hat, da diese wegen der langen und öftern Revolutionen sowohl in der bürgerlichen als Naturgeschichte eine lange Reihe von Fabeln zurückzulassen pflegen, die von Tage zu Tage durch die Anzahl derer, welche sich von ihrem hohen Alter locken ließen, neue Stärke und neuen Zuwachs gewannen. Man würde auch zu streng handeln, wenn man uns zwingen wollte, die abergläubische Bahn derer zu betreten, die sich nicht in das trübe Alterthum hinein wagen, welches einen Flor vor unsern Augen zieht, als wäre unser Auge gleichsam zu schwach, ein klares Licht zu ertragen; auch nicht minder Fabeln und Lügen, auf alles, besonders auf das Gedächtniß und das Leben grosser Männer häuft, gleich dem Staube auf den Statuen, die ihnen zu Ehren aufgerichtet worden sind. Zufolge unserer Absicht sind wir verpflichtet, dies noch durch das Beispiel dreier grosser Philosophen zu bekräftigen, die, wenn ich so sagen darf, Dämonen in der Gelehrsamkeit, erfahren in allen Gattungen von Wissenschaften, und die ersten und angesehensten unter ihrem Volke waren: nemlich Demokritus, Empedokles und Apollonius, deren Charakter von einigen Schreibsüchtigen, die die Lehre des Horaz aus der Acht gelassen *): Bedenke oft, was du von Jemandem sprichst, und zu wem du sprichst, dermassen entstellt und verwandelt worden, daß man sie uns nicht allein als Zauberer und Hexenmeister vorstellt, sondern

*) Lib. I. epist. epist. 18. Quid de quoque vive et cui dicar, saepe vedere.

bern noch überdem glaubt *), Demokritus wäre so nar-
 risch gewesen und habe, nachdem sein ganzes Vermögen
 durch das Nachforschen nach dem Steine der Weisen auf-
 geflogen sei, sich die Augen ausgestochen, Empedokles
 aber aus Ehrgeiz und Verzweiflung in den glühenden
 Pfuhl des Berges Eibel gestürzt. Horaz sagt **): als
 Empedokles für eine unsterbliche Hoheit wollte gehalten
 werden, stürzte er sich kaltblütig in den heißen Aetna.
 Aber alle diese Verläumdungen sind bei weitem nicht
 wahrhaft und fest gegründet, sondern man kann im Ge-
 gentheil sehr leicht zeigen, wie sehr sie von tausend Un-
 wahrheiten durchweht, und gänzlich falsch sind, wenn
 wir einer jeden von diesen Verläumdungen nur einige
 Zeilen bestimmen wollen, ehe und bevor wir die Haupt-
 Beschuldigung, so wider die Ehre und das Lehrgebäude
 dies

*) Cicero ist einer von denen, die sagen, daß Demokri-
 tus sich die Augen ausgestochen: aber er sagt es mit der
 Vorsichtigkeit eines dicitur, man sagt l. 5. Cap. 29. de
 finibus. Es ist wahr, daß Tuscul. quaest. lib. 5. Cap. 39.
 Cicero davon mit etwas mehrerer Zuverlässigkeit zu re-
 den scheint, wenn er sagt: Demokritus, der des Ge-
 sichts beraubt war, konnte zwar keine Farbe unterschei-
 den, wohl aber das Gute und Böse, woran er dadurch
 nicht gehindert wurde &c. und endlich setzt er hinzu:
 Dieser Philosoph glaubte, daß der Sinn des Gesichts
 fähig wäre, den Geist stumpf zu machen.

***) De arte poetica — Deus immortalis haberi dum
 cupit Empedocles, ardentem frigidus Aetnam in-
 siliit.

dieser berühmten Personen gerichtet ist, widerlegen. Denn erstlich anlangend das Buch von der heiligen Kunst, von der Kenntniß und Ausübung der Alchimie, welches dem Demokritus zugeschrieben wird, so ist dasselbe ein sehr gewöhnliches Kennzeichen der verderbten Einbildungskraft unserer Autoren, die keine andere Industrie besitzen, um den Büchern ihrer Kunst Kredit und Werth zu verschaffen, als daß sie solche dem Moses, Salomon, Trismegist, Aristoteles und selbst dem Adam *) (so groß ist ihre Unwissenheit, und so unrichtig ihre Beurtheilungskraft) andichten, damit nemlich der Mann die Autorität gebe, die die Wahrhaftigkeit nicht vermag. Man kann auch auffer der Autorität des Riellanus, Guibert und Sennert, die über diesen Betrug gespottet haben, um ihn völlig aufzudecken, behaupten, daß dieses Buch nicht vom Demokritus verfaßt worden, weil, wie der gelehrte Mercurial versichert, die Chemie zur Zeit des Aristoteles gar nicht bekannt war, und nach dem Jesuiten Delrio nicht ein einziges Zeugniß davon in biedern Autoren zu finden ist, als nur seit der Regierung des Kaligula, da sie zuerst zu leuchten anfing, bis auf den Diokletian, unter welchem ein gewisser Zosimus lebte, der älteste Grieche nach

*) Quintil. Dec. 18. in Liban. Mania, Alchymia expugn. lib. 2. cap. 6. lib. 1. de consensu cap. 3. Variar lect. l. 4. cap. 9. lib. 1. c. 5. q. 1. ut auctoritatem videlicet sumat ab homine, quæ non habet ex veritate.

nach des Delrio *) Meinung, der davon geschrieben haben soll. Hieher gehört noch das Manuscript, das Lausaban in der Bibliothek des Königs von Frankreich gesehen haben will, und welches von der Chryso-
pāa **) handelte mit der Aufschrift *Ἱερα τέχνη* oder die heilige Kunst, ohne jedoch zu erwähnen, daß Demokritus der Verfasser davon sei. Ueberdem aber sind die in diesem Buche enthaltene niedere Vorstellungen und das vom Diogenes seit langer Zeit davon gefällte Urtheil nach vorher geschehenem sorgfältigem Spezifiziren aller Bücher dieser Weltweisen: nemlich, daß die andern, welche seinen Namen führen, ihm entweder fälschlich beige-
gemessen oder aus seinen Werken ausgezogen worden, Beweise genug, daß ohngeachtet der Auctorität des Psel-
lus, der es ihm zuschreibt, man glauben kann, Demo-
kritus habe niemals dasselbe verfertigt, sondern irgend ein minder gelehrter und neuerer Grieche. Man könnte nichts destoweniger einen starken Ausfall auf die Aucto-
rität des Mercurials unternehmen, und gegen ihn schlies-
sen, daß Aristoteles Kenntnisse von der Chymie hätte, weil er im 23sten Abschnitt seiner Aufgaben sagt, man könne Oehl aus dem Salze ziehen, welches nur ver-
mittelst des Distillirens und der Desen bewerkstelligt werden kann, allein Gesner ***) und Patricius haben

R 2

erwie-

*) Exerc. I. ad Annal. Bar. Diatribe 10.

**) Kunst Gold zu machen.

***) In Bibliotheca. Disc. peripat. Tom. I. lib. 24.
Philos. Poetica.

erwiesen, daß diese Aufgaben nicht vom Aristoteles sind, und daß man nicht einmal von der Zeit ihrer Zusammensetzung urtheilen könne, weil zufolge der zuerst von Heinrich Etienne gemachten Bemerkung, die Bücher des Theophrastus von den Schweißsen und der Mattigkeit darin gleichsam von Wort zu Wort abgeschrieben sind. Diejenigen scheinen noch weniger Grund zu haben, welche mit dem Tertullian *) annehmen, daß dieser Philosoph, weil er die Weiber nicht ohne heftige Begierde ansehen konnte, sich die Augen ausgestochen habe, der mit A. Gellius und Plutarch **) glaubt, daß er es that, um mit mehrerer Freiheit zu philosophiren, und nicht durch so mancherlei äußerliche Gegenstände zerstreut zu werden; oder endlich, wie Laberius ***) will, um nicht zu sehen, daß es den bösen Bürgern wohlgehe. Denn auffer der geringen Wahrscheinlichkeit und der Verschiedenheit dieser Gründe müßte man den Hippocrates wegen seiner Epistel an den Demagetus Lügen strafen, worinn er sagt, daß, da er von den Abderiten berufen worden, die Tollheit des Demokritus zu heilen, er ihn beim Lesen gewisser Bücher und mit Anatomiren einiger Thiere sich beschäftigen sahe, welche Handlungen gewiß weit von denen entfernt sind, die das Gesicht verloren haben. †) Weit richtiger, dünkt mich, kann man glauben, daß wie sein Lachen mora-

lisch

*) Cap. 46. Apolog.

**) Lib 10. c. 17. lib. de curiosit.

***) Malis bene esse ne videret civibus.

†) In problem. Gellian Problem, 7, 8.

lisch war, auch seine Blindheit moralisch gewesen sei, und daß das fabelhafte Alterthum, nach des Scaliger's Meinung, ihn uns als blind dargestellt habe, weil er nicht auf die Weise wie andere sahe *). Ich finde gleichfalls keinen Grund die Erzählung für wahr zu halten, daß Empedokles sich in den Schlund und in die Flamme des Berges Eibel gestürzt, damit, wie Laktanz uns sagt **), man glauben möchte, er wäre, wenn er nicht bald wieder zum Vorschein käme, zu den Göttern gegangen. Denn Empedokles besaß bei weitem nicht so einen hohen und erhabenen Ehrgeiz, er schlug im Gegentheil, wie Diogenes Laertius bezeugt, die ihm angetragene königliche Krone mit unglaublicher Standhaftigkeit aus, indem er ein stilles und von eüler Höheit entferntes Leben zu führen höher schätzte, als die Herrlichkeiten der Könige. Diese Geschichte ist in Wahrheit nur für die Politiker tauglich, die darüber kannengießern und zu sehr gelegner Zeit Gebrauch davon machen, jedoch ohne ihr mehr Glauben beizumessen als vielen andern, wie in der That Pausanias und Timon sie im Diogenes Laertius als falsch behaupten, weil der Schluß seines Epigramms mit ihrer Meinung übereinstimmend lautet ***).

R 3

in

*) Quod aliorum more oculis non uteretur.

***) Ut cum non repente apparuisset, abiisse ad Deos crederetur.

****) Si se flagrantem male sanus jecit in Aetnam,
Quomodo adhuc Megaris structa sepulchra jacent?

in den lodernden Aetna gestürzt hat, wie kann man denn seine Grabstätte zu Megaris aufweisen? Was dies betrifft, so werde ich beständig glauben, daß dieser Weltweise, der so viel Mühe und Fleiß auf die Nachforschung der natürlichen Dinge verwandte, wenn er ja auf eine solche Weise gestorben, vielmehr das Verlangen gehabt, die Ursach einer so wunderbaren Wirkung allzumal kennen zu wollen, (so wie es nachher dem Plinius bei dem Brande des Vesuvius begegnete) als sich durch eine so gewagte und kühne Entschliessung einen Rang unter den Göttern zu erringen. Nachdem also dieser Staub, der die schönen Züge an der Vollkommenheit dieser lebendigen Ebenbilder und dieser Muster der Tugend bedekte, bei Seite geschafft ist, so müssen wir nun zu dem Wesentlichsten unseres Gegenstandes fortschreiten, und die Gründe beantworten, die man aus dem Plinius, und andern Schriftstellern hernehmen kann, welche sie ebenfalls mit den Flecken der Magie haben besudeln wollen, *) welche zu erlernen, sagt Plinius, Pythagoras, Empedokles, Demokritus und Plato zu Schiffe gegangen, und sich in der That mehr ins Exilium als auf Reisen begeben haben. Dieses bekräftigt er besonders vom Demokritus im folgenden Zusatz **).

Fer-

*) Lib. 30. cap. 1. ad quam discendam, Pythagoras, Empedocles, Democritus, Plato navigavere, exiliis verius, quam peregrinationibus subreptis.

**) Plenumque miraculi & hoc, pariter utrasque ar-

Ferner sagt er von ihm, daß er nächst dem Pythagoras, der beflissenste von den Weisen gewesen wäre, und tausend Märchen und lächerliche Sätze behauptete, welche sich nur mit Hilfe der Magie erhalten könnten, als z. E. man könnte aus Blut und gewissen jungen Vögeln eine Schlange erzeugen, welche, wenn sie gegessen worden, eine vollkommene Kenntniß, den Gesang der Vögel *) zu verstehen, hervorbrächte; ferner es gebe gewisse so kräftige und mit einer solchen Tugend begabte Kräuter, daß sie geschickt wären, die Götter herbeizurufen, und den Missethäter zum Bekenntniß **) alles dessen zu zwingen, was die Richter und selbst die Tortur niemals herausgebracht haben würden; daß er überdem noch ein Buch von der Natur des Cameleons ***) geschrieben, welches bloß thörichte, magische und abergläubische Dinge enthielte: und daß er endlich die Werke des Dardanus, eines Zauberers, herausgegeben und öffentlich bekannt gemacht hätte, denen er gleichfalls die Seinigen, die mit ähnlichen Thorheiten und mit einer fast unzähligen Menge eitler Bemerkungen angefüllt sind, beigefügt habe. Den Empedokles hat er in Wahrheit noch günstiger beurtheilt, denn er gedenkt seiner als eines Zauberers nur da, wo er ihn unter der Zahl der ältern Philosophen aufführt, die nach

R 4

Aegypt-

tes effloruisse, Medicinam dico Magicenque, eadem ætate illam Hippocrate, hanc Democrito illustrantibus. lib. 2. cap. 17.

*) Lib. 24. Cap. 17.

**) Lib. 28.

***) Lib. 30. Cap. 1.

Aegypten reiseten; und man würde mit vieler Mühe einige Gründe auffinden, die fähig sind, ihn der Zauberei beschuldigen zu lassen; wenn nicht Satyrus davon im Vorbeigehn ein Wort im Diogenes berührte, wo er neun oder zehn Verse dieses Philosophen anführt, welche seine magischen Arbeiten in sich fassen. Auf diese Verse haben sich seitdem alle Neuern gestützt, ihn als Zauberer auftreten zu lassen, vorzüglich hat Delrio nicht unterlassen, es unter die wunderbaren magischen Operationen der Alten zu rechnen, daß Empedokles *) die Wuth und das zu heftige Wehen der Ethesischen Winde stillte, indem er ihn mit einem **) Erich, König der Gothen in Parallel stellt, der den Beinamen Windhut führte, weil er das Wehen der Winde von allen Seiten erregte, wo er ihn hinkehrte. Diesem konnte er noch hinzusetzen, was von seiner Apne der Pest gesagt worden, die er in dem Gebiete von Saliunt dämpfte; ingleichen von der Frau, die er

von

*) Lib. 2. Cap. 9 & 11.

**) Oder Heinrich, König im nordischen Europa. Erich und Heinrich sind im Grunde einerlei. Man liest in den Reisen nach Norden, daß noch heutiges Tages die Norweger und Lappen sich berühmen, die Winde den Schiffsleuten verkaufen zu können, welche sie gern von ihnen annehmen wollen. Man sehe die Relat. de Groenland &c. Empedokles erhielt vormals bey den Agrigantiniern, seinen Landsleuten einem, jenem de Champeaux Venteux gleichgeltenden Belnahmen: nemlich Κολυστανεμος, der den Wind verhindert; weil er die Agrigantiner von einem Sturmwind befreyet hatte.

von einer langwierigen und gefahrvollen Mutterverstopfung befreiete. Da man aber glauben kann, daß er diese Dinge ausgelassen, weil er sie für fabelhaft oder natürlich hielt, so sollte man eben so von denen urtheilen, die wir so wohl von ihm, als vom Demokritus besonders umständlich angezeigt haben, weil sie von gleich schlechtem Schroot und Korn sind, und daß, um richtiger zu sprechen, es ganz vernunftwidrig ist, so abgeschmacktes und läppisches Zeug von diesen beiden grossen Männern zu glauben, von deren grosser Gelehrsamkeit und klugem Verhalten wir versichert sein müssen, wären wir es auch nur durch den Bericht des Lucretius und des Hippokrates. Ersterer hat sich zum Beschützer und zum Herold, wenn ich so sagen darf, der Tugenden des Empedokles aufgeworfen, da er, nachdem er lange zum Lobe Siziliens gesprochen, also fortfährt: Es scheint nie etwas vortreflicheres, heiligeres, bewundernswertheres, herrlicheres besessen zu haben, als diesen Mann, dessen göttliches Herz man selbst in Liedern besinget, und seine vortreflichen Empfindungen öffentlich erzählt, daß er kaum vom Menschengeschlecht entsprossen zu sein scheint *). Und der letzte, der mit gutem Rechte das Orakel genannt zu werden verdient, giebt in seinen Briefen hinreichende Beweise von der schuldigen Hoch-

R 5

achtung

*) Lib. I. Nil tamen hoc habuisse viro præclarius in se,
Nec sanctam magis & mirum clarumque videtur,
Carmina quin etiam divini pectoris ejus
Vociferantur & exponunt præclara reperta,
Ut vix humana videatur . . . irpe creatus.

achtung für die bewundernswürdige Weisheit des Demokritus, weswegen ihn Celsus *) den Weltweisen von grossem Ruf nannte, und A. Gellius **) den alleredelsten der Weltweisen: den vor andern zu verehrenden und mit aller Autorität begabten Mann. Denn da ein und derselbe Rasen öfters giftige und heilsame Kräuter zugleich hervorbringt, so wie die Bienen den Honig aus eben der Pflanze saugen, die den Raupen ihren Gift darreichen, so müssen uns auch gegenwärtig die Reisen, welche die Weltweisen zur Erlernung der Magie unternommen haben sollen, zum Zeugnisse dienen, daß sie die Ursach ihrer grossen Gelehrsamkeit und ihrer verschiedenen Kenntnisse gewesen sind, nicht nur wegen dessen, was wir von der Magie der Aegypter und den Reisen des Orpheus, Zoroasters und Pythagoras angeführt haben **), sondern auch wegen des offenbaren Ansehens des Philostratus, der, ob er gleich in Ansehung der Persischen Weisen und der Aegypter eine uns entgegengesetzte Meinung hegt, jederzeit versichert, daß Pythagoras, Demokritus und Empedokles, zwar häufigen Umgang und sehr vertrauliche Unterhaltungen mit ihnen gepflogen, aber nichts von ihrer Wissenschaft hätten lernen wollen. Man muß dies für eine absolute Wahrheit zufolge der verneinenden

Auto-

*) Magni nominis philosophum.

***) Lib. 10. C. 12. 12. nobilissimum Philosophorum, virum præter alios venerandum, auctoritateque antiqua præditum.

****) Lib. de vita Apollon. cap. 2.

Autorität des Diogenes Laertius annehmen, welcher von der Magie des Demokritus gar keine Meldung thut, und nur im Vorbeigehen ein Wort von des Empedokles seiner sagt, da er wider seine Gewohnheit keine besondere Umstände von dem anführt, was er vermittelst dieser Magie verrichtet habe, ohne daß man die Ausübung, welche dieser Art vom Vernunftschluß (Argument) eigen ist, mit ins Spiel ziehen müsse; denn man handelt ganz recht, sich dessen zu bedienen, und kann es auf eine vernünftige Weise thun, wenn derjenige, von welchem dieses Argument entlehnet wird, sich vorgesezt hat, alles zu sagen, und umständlich zu bestimmen, was zu der Materie, welche er abhandelt, gehört. Zum Beispiel, es wollte jemand alle Wissenschaften genau herzählen, er spräche aber auf keine Weise von der Arzneikunst, so könnte man mit Grund beifügen, daß er sie nicht in den Rang der Wissenschaften sezte, daher man sehr wohl den Schluß machen kann, daß Diogenes Laertius, und 200 andre Autoren, die er anführt, nichts von der Magie dieser beiden Philosophen gehört hatten, weil er davon in seinem Buche gar nichts gedenkt, worinn er doch nach seinem Vorsaz alles zusammen sammeln wollte, selbst bis auf die zauberischen Betrügereien des Pythagoras und bis auf die kleinsten besondern obgleich fabelhaften Umstände, so er von andern gelesen hatte. Was insbesondere den Demokritus betrifft, so kann man dem Ansehen des Plinius *) dasjenige entgegen sezen, was

*) Lib. 30. Cap. I.

was er selbst von dem Bedenken sagt, welches viele hatten, dergleichen eitle und leichte Dinge, von einem so weisen und in allen übrigen Handlungen so sehr vernünftigen Manne zu glauben. Man kann im Gegentheil noch die Auctorität des A. Gellius entgegen stellen, der ein besonderes Kapitel gemacht hat *), worinn er weitläufig das Thörichte aller derer vorher erzählten Fabeln anzeigt, und endlich mit unten bemerkten Worten schließt **). Ich finde auch in Wahrheit nur zwei Punkte unter diesen Einwürfen des Plinius, welche in etwas uns aufmerksam machen können, nemlich die Bücher von der Magie, welche Demokritus abfaßte, und die des Dardanus, welche er wieder herausgab. Worauf man jedoch mit wenigen Worten antworten kann, daß solche Beweise nicht geradehin überzeugen, (wie wir es im sechsten Kapitel dieser Apologie gezeigt haben) daß diese Bücher weder vom Laertius, noch von einem andern spezifiziret worden; und daß es höchst ungewiß ist, wer wohl dieser Dardanus sein könnte. Denn obgleich Plinius, Tertullian und Apulejus ihn für einen grossen Zauberer ausgeben, so sprechen sie davon allezeit nur zufolge der Auctorität des Columella ***), der in seinem 10. Buche sagt:

*) Lib. 10. Cap. 12. De portentis fabularum, quæ Plinius secundus indignissime in Democritum Philosophum confert.

***) Multa autem videntur ab hominibus male sollertibus huiuscemodi commenta in Democriti nomen data, nobilitatis auctoritatisque eius perfugio utentibus.

***) At si nulla valet medicina repellere peitem, Dardaniæ veniant artes

sagt: Wenn aber die Arzneikunst die Pest nicht zurück zu treiben vermag, so rufe man die Dardanische Kunst zu Hülfe. Wenn man sich dieserhalb auf die Rechtsgelehrten bezieht, so könnte dieser Dardanus wohl etwas anderes als ein Zauberer gewesen sein, weil sie sagen Dardanarii sind eigentlich Seplasiarii, Propolæ, Prexeneræ, das heist Mäkler und Händler, welche ihre Böden und Speicher mit allen Arten von Provisionen anfüllen, um sie sehr theuer zu verkaufen, wenn das Volk Mangel daran hat, und es bendthigt ist, wie Rujas und Turnebus mit vieler Gelehrsamkeit erklären. Ich setze noch hinzu, daß, um gänzlich dieser falschen Ueberredung die Maske abzuziehen, man erwägen muß, was Solinus sagt *), da er von dem Steine Cathochite spricht, welcher den Händen derer, die ihn berührten, anhing, als wenn er zähe und kläbrig gewesen wäre, nemlich wie man in der Note findet. Hierauf bezieht sich die Meinung des Spaniers Torreblanca **), der ausdrücklich sagt, daß Demokritus, Averroes, Simplicius, und andere Epicuræer, welche zugleich mit den Sadducæern keine Dämonen geglaubt, mit lauter Stimme

*) Observ. l. 10. c. 19. Advers. lib 9. c. 3. cap. 9. Democritum Abderitam ostentatione scrupuli hujus frequenter usum, ad probandam occultam naturæ potentiam in certaminibus, quæ contra Magos habuit.

**) Magiam Dæmoniacam pleno ore negarunt Democritus, Averroes, Simplicius & alii Epicuræi, qui una cum Sadducæis Dæmones esse negarunt.

me die teuflische Magie geleugnet haben. Demokritus gab in der That wohl zu erkennen, daß er sich gar nicht um Geister und die Magie *) bekümmerte, da er auf eine spashafte Art über die jungen Leute von Abdera spottete, welche sich als Teufel verkleidet hatten, um ihn in seiner Einsamkeit zu erschrecken; und da er, als ihn der König Darius **) rufen ließ, und bat, seine Frau wieder vom Tode zu erwecken, mit einer schönen moralischen Lehre antwortete, daß er es sehr gern thun würde, wofern man ihm nur drei Menschen verschaffen könnte, welche niemals den Tod ihrer allernächsten Freunde bedauert hätten; weil, wenn er ihre Namen aufschriebe, und auf das Grab seiner Frau legte, sie den Augenblick auferstehen würde: er war weit entfernt dies so wie der Zauberer Simon ***) zu leisten, oder vielmehr wie der falsche Mönch Santabarinus, der, da er vom Kaiser Basilius gebeten worden, ihn seinen Sohn sehen zu lassen, ob er gleich todt wäre, viel gnädiger sich bezeugte als Demokritus. Denn er ließ diesen Sohn dem Basilius entgegen kommen, da er auf die Jagd ging, und erlaubte ihm, denselben einige Zeit zu lieblosen; welches ihm durch seine Zauberei eben so leicht war, als unmöglich dem Demokritus, der sich die Kenntniß von allen Sachen, die Magie ausgenommen, erworben hatte. Ich wundre

*) Lucian. in Philp.

**) Imperat Julian. in Epistolis.

***) Glyons annal. pag 4 f. 415. Santabarinus, Sohn eines andern Santabarinus eines Zauberers und Renegaten.

wundre mich auch sehr, daß Delrio zu seiner Magie das Mittel rechnet, welches Empedokles gebrauchte, die Winde, die in seinem Vaterlande mit einer so grossen Heftigkeit stürmeten, zurück zu halten; denn Diogenes Laertius meldet in seiner Erklärung, daß er befohlen habe, man sollte Esel schlachten, aus ihren Häuten Schläuche verfertigen, und auf die Spizen der Berge setzen, damit sie das unmässige Wehen der Ethesischen Winde unterrücker möchten *). Hieraus kann man abnehmen, daß er noch weniger Zauberei als Industrie ausübte, um die Salinuntenser von der Pest zu erlösen, die der Gestank eines Flusses verursacht hatte, da er zwei kleine Kanäle in diesen Fluß leitete, welche seinen zähen Schlamm verdünneten, und alle seine Unreinigkeiten mit fortspühlten; oder bei der einfachen Heilung einer Mutterverstopfung, welche indessen einigen Anlaß zu dem Gespräch gegeben hat, daß er eine Frau vom Tode aufgeweckt hätte, und dem Satyrus im Diogenes, daß er ein Zauberer wäre, obgleich größtentheile die Verse, die er als einen Beweis anführt, und unter andern die in der Note, **) wie

*) Die Ethesischen Winde heissen die, welche alle Jahr regelmäßig in den Meeren von Griechenland und Sizilien wehen, vierzig Tage lang nach dem Aufgehen des Hundsgestirns. Man sehe davon die philosophische Ursache in der Philos. de M. le Clerc Phys. L. 3. C. 5.

***) Pharmaca queis pellas morbos, lætamque senectam Percipies, quæ cuncta tibi communico soli, Extinctumque hominem nigro revocatis ab orco.

wie Talentonius sagt, von einem Arkanum *) verstanden werden müssen, daß er besaß, einen Körper einige Zeit unverderbt zu erhalten, wenn er gleich der Nahrung, des Athemholens und des Pulschlagens der Arterien beraubt wäre. Man kann hierüber den Galenus, und vorgedachten Talentonius nachschlagen. Ich habe mir vorbehalten am Ende dieses Kapitels ganz kurz den Roman zu bemerken, den uns Philostratus von dem Leben des Apollonius geliefert hat; wenn man mir vorher erlaubt die Unvorsichtigkeit des Valateranus, Cassiodorus, Bassardus und des Laure anzuzeigen, welche sagen und behaupten, man sehe noch heutiges Tages in der Bibliothek des Vatikanus ein Buch de figuris conicis, das der Thyaneeensische Apollonius verfertigt habe; indem

*) Lib. II. res recondit. cap. 1. & 2. lib. 6. De locis affectis cap. 5. in *ἡρώε ἀπνοῦς*. Demokritus konnte in Aegypten das Geheimniß, die Körper unverderbt zu erhalten, gelernt haben. Uebrigens ist noch zu bemerken, daß es damals die gemeine Meinung war, man habe im ganzen Orient eine genauere Kenntniß hiervon, wie auch eine richtigere von der Religion, von der Gottheit, von der Welt und der Sittenlehre. Diese zu erlangen begaben sich Thales, Pythagoras, Demokritus u. a. in diese Länder. Diese Kenntniß der Morgenländer war ein Ueberbleibsel von der Kenntniß des wahren Gottes u. mit Aberglauben untermischt, und das Ganze zusammen machte ein wissenschaftliches Studium, das halb vernünftig halb abgeschmackt war, und welches sie Magie nannten, diejenigen aber, die es erklärten, hießen Magier.

indem die Zweideutigkeit des Namens sie verleitet hatte, diesen für den Pergeischen Apollonius mit dem Beinamen Magnus Geometra zu halten, welcher zu der Zeit des Klermedes, 150 Jahre vor der Geburt Jesu Christi, lebte, denn derselbe war der Verfasser der acht Bücher de Ominicono, wovon viere aus dem Griechischen übersetzt von Friedrich Kommandin und zu Bologna im Jahre 1566 gedruckt worden sind. Da dieses sehr zuverlässig ist, und keines andern Beweises bedarf, so will ich zuvörderst sagen, daß dieser Thyanesische Apollonius irgend ein guter tugendhafter Mann sein konnte, sowohl von grossem als starkem Geiste, der zu rechter Zeit von den Spekulationen der Weltweisheit und den Vorzügen ihrer Natur Gebrauch machte, um Könige und Fürsten zu beherrschen; und sich den Helden und Halbgöttern so viel zu nähern, als er sich von dem gemeinen Haufen der Menschen entfernte. Sidonius Apollinarius hat daher Gelegenheit genommen einen seiner Freunde, der Rath und ein Mann von grossem Ansehen bei Evarix König der Gothen war, sehr zu ehren, da er ihn mit diesem Weltweisen in Parallele setzt *). Nach vorangeschickter Rede vom Frieden des katholischen Glaubens, sagt er zu ihnen: Ließ den Mann

*) Epist. 3. lib. 8. lege virum (fidei catholicæ pace præfata) in plurimis similem tui, id est, a divitiibus ambitum, nec ilivinas ambientem, cupidum scientiæ, continentem pecunia, inter epulas abstemium, inter purpuratos linteatum.

Mann, der dir in den mehresten Stücken gleicht, das heißt, der keine Reichthümer verlangt oder göttlichen Schutz begehrt, der nach Wissenschaft strebt, mit dem Gelde sparsam, unter den Schmausern enthaltsam ist und unter den Ausfäzigen rein bleibt. Dieses könnte zwar in dem Munde eines Bischofs und eines Freundes, der damit einen andern loben will, sonderbar scheinen, wenn es nicht aus den Zeugnissen des Eusebius und des Kassiodorus erhellete, daß dieser Apollonius ein merkwürdiger Weltweise, und ein sehr kluger Mann war, oder wenn man eher den Lügen des Philostratus *) als dem Ansehen des H. Hieronymus und Justinus glauben müßte, welche seine Naturkenntniß als die Ursachen aller seiner wunderbaren Operationen angeben, und ihn ganz und gar von dem Verbrechen der Zauberei freisprechen; der erste, da er in dem Schreiben an den

Pau

*) Philostratus, dem Cälius Rhodiginus die Ehre erzeigt, ihn den größten Lügner von allen, die jemals Geschichte geschrieben haben, zu nennen; Philostratus, sage ich, hat das Leben des Apollonius beschrieben; und Hierokles aus Haß gegen die christliche Religion, gab dieser Lebensbeschreibung den Vorzug vor den vier Evangelien; dieser nemliche Hierokles verglich den Apollonius mit Jesu Christo, und man darf nicht zweifeln, wie der Verfasser nachher es sagt, daß man nicht vorsezlich das Leben dieses Apollonius mit Betrug und zauberischem Blendwerk gespielt haben sollte, um Jemand Jesu Christo entgegenstellen zu können.

Paulinus sagt: *) Apollonius entweder ein Zauberer, wie das gemeine Volk spricht, oder ein Weltweise, wie die Pythagoräer berichten; und der letzte viel offener in seinen Fragen an die Orthodoxen. **)

Eben so kann man aus dem H. Anastasius und Kredrenus ersehen, daß ein gewisser Julianus von Chaldäa, und ein anderer berühmter Zauberer, Namens Manethon, die natürliche Verrichtungen des Apollonius verachteten, als solche, die nichts in Vergleichung des Werths derer wären, die sie täglich mit Hülfe ihrer Goetischen oder verbotenen Magie leisteten, ohne jedoch einen einzigen Beweis für das Gegentheil von irgend einer Anzahl Autoren erhalten zu können, welche auf sein Leben eben so viele Träume und Schimären erdichtet haben, als alle unsre alten Romanen auf das Leben des Paladin Roland. Denn Vopiscus hat das versprochene Buch von seiner Geschichte nicht fertiggestellt. Eudonius hatte ihn so geschildert, wie wir ihn vorgestellt haben, ***) den Tascius, Viktorianus und Nicomachus findet man in keiner Bibliothek, daher man

§ 2

auch

*) Epist. 103. Apollonius sive Magus ut vulgus loquitur, sive Philosophus, ut Pythagorici tradunt.

**) Apollonius ut vir naturalium potentiarum & diffusionum atque consensionum earum peritus ex hac scientia mira faciebat, non autoritate divina, hanc ob rem in omnibus indiguit assumptione idonearum materialium, quæ cum adjuvarent ad id perficiendum, quod efficiebatur.

***) In Divo Aurelio epist. 3. lib. 8.

auch nicht urtheilen kann, in welchem Verstande sie davon geschrieben haben. Was die ersten und ältesten betrifft, so hatte Hierokles *) seine ganze Erzählung aus dem Philostratus genommen, und Philostratus hatte die Seinige auf Verlangen der Kaiserinn Julia aufgesetzt; so wie man heutiges Tages Liebesgeschichten und Romanen, auf Ansuchen und zur Unterhaltung der Königinen und Prinzessinnen ausarbeitet; indem er fast durchgehends die Begebenheiten aus seiner Phantasie, und aus dem Maximus geschöpft hatte, der das, was Apollonius in Tharsis gemacht, geschrieben hatte, und vornemlich aus dem Tagebuch oder Journal des Damis, dessen Aufrichtigkeit, (weil man den Löwen an den Klauen erkennen kann, und man nicht nöthig hat das ganze Meer auszutrinken, um zu urtheilen, daß es salzig ist) man nicht im geringsten schätzen darf, da er so unverschämt ist im Philostratus **) zu versichern, daß er die Fesseln gesehen; womit Prometheus an den Berg Kaukasus angeschmiedet worden, welche noch in die Steine eingekrammt waren, da er vorbeireisete, und dem Apollonius, der nach Indien ging, folgte. Da aber alle Dinge in der Welt, auch die allerfabelhaftesten, einen Grund haben, und unter der Schminke ein fester und dauerhafter Körper befindlich ist, so muß man auch glauben und gestehen, daß dieser starke Band, der mit solchen Unwahrheiten angefüllt war, vom

Philo-

*) Euseb. in Hieroclem.

**) Philostr. c. 3. lib. 1. cap. 2. lib. 2.

Philostratus bloß in der Absicht verfaßt wurde, die Wunder dieses Philosophen, denen von Jesu Christo entgegen zu setzen, um das Fundament unserer Religion zu untergraben, und das Volk in Ungewißheit zu setzen, welchem von beiden sie mehr folgen und verehren sollten, entweder unsern Erlöser, oder den Apollonius. Wir sehen, daß Eunapius, ein Hauptfeind der Christen, gleichfalls diese Art von Fleiß anwandte, um die Wunder unserer Heiligen und unserer Märtyrer zu erniedrigen, da er um vieles diejenigen erhöhte, die er größtentheils nach seiner Einbildung vom Plotinus, Sosipater, Porphyrius, Maximus, Jamblichus und vielen andern Platonikern, deren Leben er beschrieben hat, erdichtete. Und zum Beweise dessen, was ich vom Philostratus sage, so ist die Muthmassung dazu offenbar; denn er benutzte sehr zur rechten Zeit die Gelegenheit, da die Kaiserinn Julia ein Verlangen äusserte, ein Buch von seiner Komposition zu sehn, (um so mehr, da er ein grosser Redner war, und grosse Beredsamkeit besaß) um diese schimärische und gefährliche Geschichte öffentlich bekannt zu machen, als eben die sechste Verfolgung der Christen unter dem Kaiser Septimius Severus ohngefähr im 210. Jahre geschah, zu welcher Zeit die Heiden sich beeiferten das Christenthum sowohl durch List als durch offenbaren Krieg zu verderben; dieses war auch die Ursach, warum Nepiscus *) so laut, obgleich nur mit wenigen Worten, die Tugenden

*) In div. Aurelian.

genden und die Wunder dieses Thyaneensers besungen hat: wovon die Glosse des gelehrten Casaubon^{*)} nachzusehen.

Hieraus müssen wir endlich mit Paul Drosius und Leonhard Vair schliessen ^{**}), daß eben, so wie ein großer Theil von den Fabeln der Dichter und Schriften der Heiden, aus der heiligen Schrift verändert worden zu sein scheinen: die Ueberschwemmungen zum Exempel des Deukalion und Pyrrha, aus jener des Noa; der Unfall Phaetons, aus dem Wunder des Josua; der Krieg der Riesen, aus dem Babilonischen Thurmbau; das Ambrosia der Götter aus dem Manna der Israeliten; die Pest zu Rom, aus jener in der Wüsten, und die Schlange des Aeskulapius, aus der, welche Moses von Erz schmieden ließ: Also auch alle die Träumereien des Philostratus gewiß ursprünglich aus den wahren Wundern unsers Heilandes hergeleitet sind, weil er ein Vergnügen fand den Dämon, welcher der Mutter des Apollinus ^{***}) seine Geburt verkündigt hatte, dem Geheimniß der Verkündigung Mariens entgegenzustellen; den Schwanengesang jenem der Engel; den vom Himmel herabgeschossenen Blitz, dem zu Bethlehem erschienenen Stern;

^{*)} In notis, ad Vopisc. Cum hoc tibicine fulcirent homines pagani ruenter jam superstitiones suas, nemo debet mirari Vopiscum hoc loco in illius laudem ferri.

^{**}) De fascin. Lib. 3. C. 1.

^{***}) Lib. 1. c. 34. 7. 9. 19. lib. 2. c. 2. lib. 4. c. 1. 6. 16. lib. 8. c. 8.

Stern; die Schreiben, welche verschiedene Könige ihm zuschickten, der Anbetung der Weisen aus Morgenland; die Reden, welche er sehr jung im Tempel des Aeskulapius hielt, der Disputation Jesu Christi unter den Schriftgelehrten; die Fragen, so ihm seine Schüler thaten, denen der Apostel; sein Urtheil über die Verschnittenen und die Konkubine, jenem von dem ehebrecherischen Weibe; das Gespenst, welches ihm erschien, als er den Berg Kaukasus vorbeireisete, der Versuchung des Teufels in der Wüsten; die Unglaublichkeit der Epheser, jener der Juden; seine Befreiung eines vom Teufel besessenen jungen Menschen, derjenigen, welche Jesus Christus verrichtete; das von ihm zu Rom vom Tode erweckte Mädchen, der Tochter des Jairus, Obersten der Synagoge; das, was dem Damis und Demokritus außerhalb der Stadt widerfuhr, der Erscheinung, welche den beiden Jüngern, da sie nach Emaus gingen, begegnete; die Worte, so er ihnen sagt, denen von Jesus Christus *): der Geist hat nicht Fleisch und Bein; und endlich seinen Tod, der Himmelfarth oder der Fortführung des Enoch und des Elias. Ich habe mit gutem Bedacht alle Parallelen so umständlich sammeln wollen, um die Bosheit und die so grob ausgedachte List des Philostratus zu zeigen, und daß das sicherste Mittel, alle die Fabeln zu widerlegen, nicht darinn bestehe, sie der Magie beizumessen, wie Franciscus Pitus **) gethan hat,

*) Spiritus carnem & ossa non habet.

**) De rerum præm, lib. 5. c. 10.

hat, weil die Juden und Heiden sich dieses zu Nuze machen, und ein Beispiel davon heruehmen könnten, um zu beweisen, was sie so oft von Jesu Christo in den Evangelisten gesagt haben *): Nun erkennen wir, weil du den Teufel hast, so treibest du die Teufel aus durch Beelzebub, den Obersten der Teufel **); sondern daß man sie mit dem Eusebius gänzlich leugnen, und sich dergleichen bestreben müsse, in dem man den Weg, den er uns gebahnt, nachfolgt, ihren wenigen Grund, und alle die Narrheiten und Widersprüche, die darinn vorkommen, deutlich zu entdecken, und ins Licht zu setzen ***).

Dreizehnter Abschnitt.

Von den Geistern des Sokrates, Aristoteles,
Plotinus, Porphyrius, Jamblichus, Chifus,
Skaliger und Kardanus.

Bei dem Jesuiten Thyraus †) findet man diese Bemerkung einiger ziemlich abergläubischen Personen, daß alle Kinder, welche an Quatembertagen geboren werden,
gemeinlich

*) Nunc cognovimus, quia Diabulum habes, in Beelzebub principe Dæmoniorum eiicis Dæmones.

***) Advers. Hieroclem.

****) Cicero in paradox. Ut vetusta habeantur ista, non ut in vincula virorum sint, sed oblectamenta puerorum.

†) De apparit. Spirit. cap. 14. num. 346.

gemeiniglich ihre Bedeckungen und Häute mitbringen, und weit leichter zu der Bekanntschaft und Vertraulichkeit derer Geister, die zu ihrer Aufsicht bestimmt sind, gelangen können. Auch diejenigen können sich dieses Vorzugs, nach der Meinung des Ptolemäus, rühmen, welche die Luna *) in Verbindung mit Sagittarius dem Zeichen des Schützen, oder der Fische, an ihrem Geburtstage zur Regiererin ihrer Handlungen haben. Dieses konnte Gelegenheit geben zu glauben, daß einer oder der andere von diesen Umständen bei der Geburt aller derer Statt gefunden habe, denen zum Besten wir diesen Abschnitt schreiben. Denn vermöge der Auctorität fast aller Autoren, kann sich ein jeder von ihnen rühmen, in dem Tempel des Ruhms und der Unsterblichkeit durch den außerordentlichen Beistand irgend eines Geistes oder vertrauten Dämons geführt worden zu sein, welcher, wie Apulejus **) sich ausdrückt, ihr besonderer Vorgesetzter, häuslicher Beobachter, individueller Richter, unzertrennlicher Zeuge war, der das Böse verabscheuete, und das Gute billigte. Da man aber diese Meinung nicht behaupten kann, ohne das Verdienst dieser grossen Männer, und die Verbindlichkeit zu verkleinern, welche wir ihrer Sorgfalt und Fleiß schuldig sind, wodurch wir,

§ 5

und

*) Quadr. lib. 4. c. 13. textu. 18.

**) Lib. de deo Socrat.

Singularis præfectus, domesticus

Speculator, individuus arbiter,

Inseparabilis testis, malorum improbator,

Bonorum probator.

und nicht durch Dämonen und Schuzgötter, so viel schätzbare Ueberbleibsel und so viel treffliche Denkmäler ihrer Lehre haben kennen gelernt: so erachte ich es sehr nöthig, ihnen das gebührende Lob zu erhalten, und durch den wahren Sinn, den man diesem Umgange geben muß, zu zeigen, wie sehr diejenigen sich in ihren Einbildungen verirren, welche glauben, daß er so beschaffen gewesen sei, als jener der Engel mit den Heiligen oder der Dämonen mit den Magiern. Denn um davon der Wahrheit so viel als möglich gemäß zu sprechen, muß man bemerken, daß die Platoniker nach den Zeugnissen des Iamblichus *) vier Gattungen von vernünftigen Thieren annehmen, nächst dem, was sie das erste Wesen, oder die erste Gottheit nannten, welche nichts als der erste Urheber, und die Ursach der Bewegung, aller Dinge war: nemlich die himmlischen Götter oder die Engel, die Dämonen, welche ihnen untergeordnet waren, die Helden und die Seelen aller Menschen. Sie setzen hinzu, daß da das Hauptgeschäfte, und die erste Pflicht der Dämonen, wie Proclus **) sagt, bloß darinn bestanden, als Mittelpersonen die Geschäfte und die Leitung der Letzteren zu übernehmen, und ihnen zum Führer und Dolmetscher bei den Göttern ***) zu dienen, man

von

*) Lib. de Myster. Aegypt. comment. in Phædr.

**) L. de Anima & Dæmone.

***) Es scheint, daß man aus einigen Stellen der heiligen Schrift, z. E. aus Pred. Sal. 5. und Apost. Gesch. 12, 15, beweisen kann, ein jeder Mensch habe seinen Schutzgeist.

von der Aehnlichkeit dieser Handlungen mit denen, welche die Seelen in Absicht ihrer Leiber verrichten, Gelegenheit genommen hat, ihnen zuweilen den Namen Dämonen beizulegen, und besonders, wenn sie sich von der Sklaverei und der Tyrannei der Materien, worinn sie wie eingehüllt sind, dergestalt befreiet haben, daß sie sich zu unumschränkten Gebietern über alle ihre Fähigkeiten machen, und nichts mehr als Wunder und Handlungen hervorbringen, welche jenen von diesen Dämonen völlig gleich sind; dies ist auch der wahre Sinn, nach welchem Apulejus sagte, daß *) der menschliche Geist, der nun
auch

geist. Man sehe, was darüber Le Clerc in seiner Pneumatologie Abschnitt 2. Cap 3. sagt. Dem sei wie ihm wolle, so war diese Meinung sehr gemein unter den Helden. Hesiodus einer der allerältesten Dichter, spricht in dem Sinn, und Claudius Rhodiginus führet die Meinung des Plato an, daß den Seelen, wenn sie das Licht der Welt erblicken, ein Dämon zugegeben werde, der eine Aufsicht über alle ihre Handlungen habe, und ein fleißiger Aufseher der Gedanken sei, dieser Dämon, wenn er gewissenhaft von uns verehret wird. — Die Platoniker glauben, wir werden wunderbarlich von ihm geholfen, sowol durch Träume, als Zeichen.“ Menander war eben der Meinung, daß jedem Menschen, sobald er geboren worden, von einem Schutzgeist beigestanden werde. Einige haben geglaubt, daß mit Veränderung des Orts man auch den Genius verändern könne, und daß dieses die Ursach wäre, warum man oftmals in einem Orte glücklicher als in dem andern sei.

*) De deo Socrat. Animus humanus etiam nunc in corpore situs Dæmon nuncupatur.

auch im Körper liegt, Dämon genannt werde, und Heraklitus, daß der Geist des Menschen sein Genius wäre. Man setzt hinzu, daß es außerdem leicht ist, aus diesen Versen des Virgilius *) „Legen die Götter diese Betriebsamkeit in die Gemüther, Euryalus? oder wird einem Jeden seine eigene heftige Begierde, ein Gott?“ anzunehmen, daß dem rechtmässigen Verlangen und der Berrichtung der Seele ebenfalls der Name Gott beigelegt werden, weil selbst Porphyrius hievon nach dem Plato in dem Timäus sagte, daß Gott uns unsere vornehmste Seelenkraft, als einen Dämon uns zu leiten gegeben habe, und daß derselbe sich mit Recht Eudämon **) nennen könne, welcher die Weisheit gleich einem Leuchtethurm zur Führerin aller Handlungen seines Lebens nimmt. Dies könnte nun überhaupt zu einer Auflösung dienen, um alles das zu beantworten, was man von der Vertraulichkeit gewisser Teufel mit dem Sokrates, Aristoteles und andern erzählt, wenn es nicht dienlicher wäre, die besondern Einwürfe, die wider einen jeden derselben gemacht werden können, anzuführen, und zu untersuchen, was von diesem so berühmten und bekannten Geiste des Sokrates zu glauben, der nicht weniger durch das Ansehen derer, die uns seine Geschichte geliefert haben, vorzüglich ausgezeichnet worden, als durch die grosse Verschiedenheit der darüber abgefaßten Urtheile. Einige haben

*) Diine hunc ardorem mentibus addunt
Euryale? an sua cuique deus fit dira cupido?

**) Eudämon ist ein griechisches Wort, welches man glücklich übersetzt. Von Wort zu Wort würde es jemanden bezeichnen, der ein gutes Genie hat.

haben es wirklich für etwas wahrscheinlich gehalten, und andere für eine bloße Erdichtung dieses Philosophen *), oder seiner beiden Schüler Xenophon und Plato, welche eben so falschlich das Gerücht von diesem göttlichen Beistande öffentlich ausgesprengt, als jenes von dem Orakel, welches ihn für den Weisesten unter den Menschen erklärte: als ob einige Ursach vorhanden gewesen wäre, diesen allerstolzesten und erhabensten Titel von allen, die man sich nur gedenken könnte, einem bösen Taugenichts beizulegen, der öffentlich seine Unwissenheit, Faulheit und Sodomiterei zu erkennen gab, der nur von Almosen lebte, da er weder irgend eine Kunst noch die geringste Erziehung besaß, der alle Wissenschaften durch seine unwissende Weisheit verderben wollte; **) und es war Sokratische Weisheit zuweilen, nichts zu wissen. Der nach nichts mehr sich sehnte, als nach der Einführung seines Atheismus, daß er nach Verdienst vom Timon, Aristoteles und Athenäus gefadelt und verspottet wurde; und der endlich die falschen Lobeserhebungen, die man ihm macht, bloß seinen Schülern †), die verdächtige und verwerfliche Zeugen sind, zu verdanken hat, welche so viel Apologien zu seiner Bertheidigung schrieben, und mit einander um die Wette zu seinem Lobe lügen konnten, wie A. Gellius ††) sagt, als einer von ihnen seine Institution

*) De fact. & dict. Socrat. in Theog.

**) Passerat. in poem. de nihilo

Socraticique gregis fuit hæc sapienti quondam
Scire nihil.

†) Xenophon & Plato.

††) Lib. 14. Cap. 3.

tion des Cyrus verfertigte, um sich den zehn Büchern der Republik, welche der andere herausgegeben, zu widersetzen. Weil man sich aber dem Gelächter der ganzen Welt aussetzen würde, wenn man der Hize und der Ausschweifung dieser gefährlichen Köpfe folgen wollte, die sich erdreisten das Ansehen dieser beiden Philosophen, insgleichen des Apulejus, Maximus von Tyrus, Plutarch, und fast aller andern guten Autoren aufzuheben, um einen schärfern und durchdringendern Verstand, als andere zu zeigen, daß sie dieses alte Bild zerstückten wollen; so will ich lieber die Parthie derer ergreifen, die es in Ehren erhalten. Denn es scheint mir nicht wahrscheinlich, daß so viele Schriftsteller hätten den Sokrates mit so grossen Lobeserhebungen überhäufen, oder wie Martial, den grossen Greis *) nennen wollen, wie Perseus, den bärtigen Meister, wie Valerius Maximus, den männlich starken Geist, oder endlich wie Apulejus, den göttlich klugen Alten; wenn er sich nicht auf eine solche Weise durch seine Weisheit hervorgethan hätte, daß man diejenigen vielmehr entschuldigen als tadeln muß, welche nicht ohne Grund urtheilen, er hätte solche durch Begünstigung und Hilfe seines Dämons erlangt. Bei allen dem herrscht nicht weniger Ungewisheit in der Erklärung der Natur die-

ses

*) Lib. 7. epigram. 68. Satyra 4. lib. de. Deo Socrat,
 Magnum senem,
 barbatum Magistrum,
 palliatum animum virilitatis robore,
 divinæ prudentiæ senem.

ses Dämonen *) als Bosheit und Verläumdung in der vorhergehenden Meinung; denn Apulejus hielt ihn für einen Gott; Laktantius und Tertullianus für einen Teufel; Plato für unsichtbar; Apulejus glaubte, es könnte ein Niesen zur rechten oder linken Seite sein, woraus Sokrates einen guten oder schlimmen Ausgang der unternommenen Sache vorhersagte; Maximus von Tyrus, es wäre eine Gewissensangst wider die Hur- tigkeit und Heftigkeit seines Naturells, eine Angst, die man weder hören noch sehen könnte; wodurch Sokrates eine böse Handlung zu begehen zurückgehalten und ver- hindert wurde. Pomponius **) hielt dafür, es wäre der Stern, der zur Zeit seiner Geburt regierte, und Montagne endlich war der Meinung, es wäre ein gewisser Antrieb des Willens, der in ihm ohne näheres Râsonnement entstünde. Ich für mein Theil glaube, man könnte mit ziemlichem Grunde der Wahrheit versichern, daß dieser vertraute Dämon †) des Sokrates, der in ungewissen Dingen ††) ihm Licht

*) Lib. de Deo. Socrat. Divin. inst. lib. 2. cap. 14. in Ap. In Theag. & liv. du Demon de Socrat. Ser- monio 26. 27.

**) De incantation. cap. II. lib. I. des E.

†) In der alten Geschichte ist von Schutzgeistern verschiedener grossen Männer geredet worden, wovon der Aus- tor hier nichts sagt: von dem, das dem Brutus vor seiner Niederlage erschien; von denen des Antoninus, des Augustus, Marius, Sulla, Sertorius &c.

††) Apol. de Deo Socrat. In rebus incertis prospecta- tor dubius, præmonitor, periculosis viator.

Licht gab, bei zweifelhaften zum Rathgeber, bei gefährlichen zum Wegweiser diente, nichts anders war als die gute Ordnung in seinem Leben, das weise Betragen in seinen Handlungen, seine praktische Sachkenntniß und das Resultat aller seiner Tugenden, die in ihm diese Klugheit schufen, welche mit vollkommenem Recht der Glanz und die Wurzel aller Handlungen kann genannt werden, das Winkelmaaß und die Richtschnur aller Dinge, das Auge, welches alles siehet, führet und alles anordnet, und mit einem Wort gesagt, die Kunst zu leben, wie die Arzneiwissenschaft die Kunst ist gesund zu sein. Es ist demnach weit wahrscheinlicher die Seele dieses Philosophen, die nicht nur von ihren heftigsten Leidenschaften gereinigt, als auch reich an allen Arten von Tugenden war, für den Dämon seiner Handlungen zu halten, als sich einzubilden, daß er sich mit den schimärischen Einbildungen und Phantomen eingelassen, daß er ihnen geglaubt habe, oder ihrem Rathe gefolget sei; denn dieses ist eine ganz und gar abgeschmackte Sache, welche auch selbst Plutarch scheint aus unserer Einbildung reißen zu wollen, da er in dem Buche, welches er von diesem Dämon geschrieben hat, sagt, daß Sokrates die himmlischen Dinge nicht achtete, wie die Athenienser es ihm in seiner Verdammung aufbürden wollten, sondern daß da in Wahrheit sich viele fabelhafte Erscheinungen und mehrere abergläubische Dinge in die Philosophie des Pythagoras und seiner Schüler eingeschlichen hatten, welche sie gänzlich lächerlich und verächtlich machen, er alle

Kräfte

Kräfte anstrenge sie mit Klugheit zu behandeln, alle diese Erzählungen herauszuwerfen, und nichts weiter zu glauben, als was er für vernünftig ansähe. Wenn man noch hinzufügt, daß alle seine Handlungen gut gewesen sind, und daß er keinen andern Entzweck hatte, als seinen Nächsten zur Bahn der Tugend anzufeuern, so kann man, meines Erachtens, mit nicht der geringsten Wahrscheinlichkeit schliessen, daß dieser Genius ein böser Geist gewesen sei; welches man doch glauben müßte, da er kein guter Engel gewesen sein kann; denn er besaß ihn entweder freiwillig, und auf göttliche Zulassung, (welches bis izt noch ein unentdecktes Geheimniß ist) oder durch die Macht seiner Beschwörungen, welche nur Thorheit zu der damaligen Zeit sein konnten, wo vielmehr die Engel den Menschen Befehle gaben, und nicht eher mit so vieler Leichtigkeit sich beherrschen ließen, als seit dem Leiden Jesu Christi, wodurch wir von der Knechtschaft der Sünde erlöst, und Gesellschafter der Engel geworden sind: zum Beweise, sie wollten sich nicht von dem heiligen Johannes dem Evangelisten, wie vormals vom *) Abraham anbeten lassen. Nachdem dieses also festgesetzt, so ist nur noch nöthig drei Schwürigkeiten, die bei diesem Dämon vorkommen, zu heben; znerst, warum: er niemals zu Hand-

*) Offenb. 3. 19, 10. Mos. 18, 2. Man glaubt, daß die nach dem alten Testament dem Abraham erschienenen Engel, Personen der Dreieinigkeit waren; Und in dieser Eigenschaft hätten sie wollen angebetet sein.

Handlungen überredet, sondern bloß angerathen hat, eine Sache nicht zu unternehmen, oder sich davor sorgfältig in Acht zu nehmen. Es ist zu vermuthen, daß Sokrates dieses gesagt hat, weil er bei seiner schon natürlichen Neigung zu tugendhaften Handlungen sich besonders bestrebte, durch eine lange Uebung dieses Zurückhalten zu erlangen, welches die größten Männer selbst bei ihren stärksten Leidenschaften und ihres Muths unerachtet, aus Klugheit haben oder haben sollen, damit ihr Betragen beständig weise sein möge. Welcher Grund, sagt Cicero*), die Poeten, am meisten aber den Homer angespornt hat, den vornehmsten Helden, dem Ulysses, Agamemnon, Diomedes, Achilles gewisse Götter zu Begleitern in Unglück und Gefahren zuzugesellen. Die zweite Schwürigkeit ist ein Beweis, den man aus den ihm gewöhnlichen Erstasen herleiten kann, um zu schliessen, daß sie durch nichts anders könnten hervorgebracht sein, denn durch Hülfe eines mächtign Geistes, als desjenigen, der die Vollkommenheit seiner Seele ist. Als wenn man nicht nach der Meinung des Aristoteles**) und Marsilius Ficinus, die ihn uns als einen sehr melancholischen Menschen darstellen, mit mehrerem Grunde urtheilen sollte, daß die Erstasen, eben so wie jene des Carl von Bouilli natürlich waren, wovon Gesner und Tritheimius

*) Quæ ratio, Poetas maximeque Homerum impulit, ut principibus Heroum, Ulyssi, Agamemnoni, Diomedi, Achilli, certos Deos discriminum & periculorum comites adiungerent.

**) Lib. 13. de immort.

mius sprechen; denn die Melancholie kann die Seele lange in einem tiefen Nachdenken erhalten, und indem die Lebensgeister dahin, wo die Seele sich als in ihrem Mittelpunkte zusammendrängt *), zurückkehren, um ihr irgend einen Dienst zu leisten, so bleiben die andern Theile ihrer einfließenden Wärme beraubt, und scheinen nicht einen einzigen Funken des Lebens mehr zu haben. Dies ist, was man eigentlich Ekstase nennt. Die dritte Schwürrigkeit gründet sich endlich auf die große Anzahl und Ungewißheit der Vorhersagungen dieses Weltweisen, um denselben Schluß wie bei den Vorhergehenden zu machen, und daß Sokrates gewiß das Werkzeug dieses Dämons sein mußte, welcher nicht zufrieden war, ihn für den weisesten unter den Menschen erklärt zu haben, sondern ihn noch vermittelt seiner Orakel und Antworten wollte verehren lassen. Aber ausserdem, daß man offenbar der Regel des Horaz **) widersprechen würde, wenn man diese Vorhersagungen des Sokrates, und den Rath, welchen er seinen Freunden gab, irgend einer Gottheit zuschreiben wollte: so kann man weit vernünftiger sagen, daß er ganz zu moralischen Handlungen geneigt war, auch alle Vorfälle, die den Menschen begegnen, so besonders betrachtet hatte, daß er aus der geringsten Sache von der Zukunft urtheilen und sie vorhersagen konnte: und deswegen wurde er gleichfalls als der achte Weise Griechen

*) In Biblio I. de scriptoribus. Ecclesiast.

**) Nec Deus interfit, nisi dignus vindicæ nodus
Inciderit.

landes angesehen, weil er anfieng sich gänzlich lobenswürdigen und tugendhaften Handlungen zu widmen, indem er die unnützen Spekulationen aller Wissenschaften bei Seite setzte (welche wie die Münze zu einer gewissen Zeit gangbar, zu einer andern verrufen; bald auf der einen Seite gezeichnet, bald auf der andern, aber allezeit von niedrigem Gehalte, und sehr leicht sind) um jene sieben berühmten grossen Männer des Alterthums nachzuahmen, unter welchen Thales der einzige war, dessen Weisheit sich über die Betrachtung derer Dinge erhob, die bei den Menschen gewöhnlich im Gebrauch sind. Denn, diesen ausgenommen, erlangten alle die andern diesen so rühmlichen Titel, wegen ihrer grossen Einsicht in der Moral, und in Staats- und Regierungsangelegenheiten. Diejenigen, welche um den Aristoteles nicht unter den Sokrates zu setzen, behaupten, daß auch er den besondern Beistand irgend eines Dämon gehabt, scheinen nicht minder seiner Lehre einen gezwungenen Sinn zu geben, wie Rardan *) dem Averroes (welcher niemals die Existenz der Teufel geglaubt hat,) da er einen Dämon aufstellt, der sich einen Schüler und Anhänger von ihm nannte, oder wie die Alchimisten beständig dem Avicenna, (der in dem Angidius Romanus **) die Möglichkeit der metallischen Verwandlung schlechterdings leugnet,) da sie ihm die theoretische und praktische Kenntniß des philoso-

phi

*) De subtil. lib. 19.

***) Lib. 3. quæst. 8. ex. ejus comment. in lib. Meteor.

phischen Steins beilegen: denn nichts ist gewisser in der Lehre des Aristoteles, und bekannter unter allen seinen Auslegern, als er daß nie andere Intelligenzen anerkannt hat, ausser denen, so er jedem Flügel der himmlischen Maschine zueignete, um ihre Bewegung zu bewürken: da er jede andere Gattung von Dämon und Engel verwirft, um standhaft in seinen Grundsätzen zu beharren, und keine Sache anzunehmen, die ihm nicht entweder durch die Bewegung, oder durch die Operation bekannt wäre. Hierin stimmen alle Peripatetiker mit St. Thomas *) überein, so wie mit Wilhelm Bischof von Paris, Pomponatius, Kardan, Theupolus, Niolanus, Niphus, und Bernhard Mirandolanus, welcher ausdrücklich sagt **): daß können wir nicht leugnen, daß Aristoteles durch die natürliche Vernunft bloß bis zu denen Gestalten, die in irgend einem Körper sind, gekommen sei; wie auch Nichus vor ihm gesagt hat, daß solche Gestalten und abgesonderte Substanzen, nach dem Peripatetismus gewisse *teretismata* und *figmenta* wären, und Theupolus, daß Aristoteles sie beständig *tamquam Sphingii & Chimeræ inania nomina*, vernachlässiget hätte,

M 3

und

*) Quæst. de Dæmon. art. 1. Part. 2. part. de universo spirit. lib. de incant c. 10. lib. 19. de subtil. &c. c. 6. de variet. c. 93. in Acad. contemp. Comment. in Fernel. lib. 1. de abditis c. 11. lib. de Dæmon. c. 3. lib. 29. de singulis certam. 519.

***) Illud negare non possumus. Aristotelem ratione naturali non pervenisse nisi ad formas, quæ in corpore aliquo sunt

und alles, was man ihm gewöhnlich beimißt, der Natur, nemlich den Eigenschaften der natürlichen Dinge, dem Gemüthszustande und Temperamente der Thiere, der Beschaffenheit der Orter und ihrer Dünste und Ausdünstungen zuschrieb, indem er diesen Substanzen nichts zu wirken übrig ließ, wovon man wirklich in seinen Werken gar keinen Streit findet, weil er, da er sie nicht ohne einige Erklärung davon zu geben festsetzen wollte, es auch nicht wagte, sie zu widerlegen, um dem Plato nicht zu widersprechen, welcher durch die Einführung derselben sich gewissen Kredit erworben hatte, und noch mehr, weil er sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, für gottlos gehalten zu werden, wenn man sich den Gesetzen seines Vaterlandes und der allgemeinen Meinung, die man von den Göttern und Orakeln hegte, widersetzte. Man kann indessen nicht unterlassen, zufolge seiner Lehre zu schliessen, daß diese Intelligenzen bloße Träume und Schimären sind, weil, wann es dergleichen gäbe, sie entweder einen Körper haben würden, oder keinen; wollte man sagen, sie hätten keinen Körper, so würde man dem widersprechen, was er im zwölften Buch der Metaphysik sagt, daß es keine Intelligenzen gebe, die nicht mit einem gewissen Körper vereint seyn, und überdem müßte man eingestehen, daß sie alle gut wären, ohne Bosheit und ohne Verderbniß, da er im neunten desselben Traktats sagt, die Sünde könne nur von der Materie herrühren, worinn, wie er in seinen Ethicis *) erklärt, der sinnliche Reiz

liegt,

*) Ober Buch von der Moral.

liegt, der diese Unregelmäßigkeit hervorbringt, da er den vernünftigen Theil überwindet und beherrscht; und wenn sie einen Körper besäßen, so würde er entweder ewig, oder sterblich sein: und kann das erste nicht bezahet werden, weil Aristoteles in seiner ganzen Physik nur Einen Körper von dieser Beschaffenheit annimmt, nemlich den Himmel. Wäre er sterblich, so würde er entweder einfach oder zusammengesetzt sein; wäre er einfach, so ist es ein offenerer Widerspruch, was er im ersten und zweiten von der Seele sagt, daß sie sich in keinem einfachen Körper befinde; wäre das letzte, so würden sie also verderblich, fühlbar, sichtbar, und tausend Abwechslungen und Veränderungen unterworfen sein, welches man doch nicht gestatten muß; und noch weniger muß man bei dem Worte Dämon stehen bleiben, welches er an einigen Orten in seinen Büchern gebraucht hat. Denn damals redete er nach der Meinung des gemeinen Volks und der Platoniker, wie Alexander und Niphus über das fünfte der Metaphisik und das dritte der Generation der Thiere im vierzehnten Kapitel versichern, oder er gebrauchte dieses Wort, wenn er von Gott sprach, wie aus diesem und dem zweiten seiner Rhetorik offenbar ist, wo er sagt *):

M 4

daß

*) Diese Stelle ist nicht vom Aristoteles, sondern von einem Dichter, den Aristoteles in dem 2ten Buche seiner Rhetorik anführt; dies ist der Sinn davon, so wie ihn Majoragius mitgetheilt hat:

Felicitates, atque opes dat maximas
 Fortuna multis, non quod illos diligit,
 Sed de gradu præstantiore ut decidant.

daß dieser Dämon vielen Menschen grosse Glückseligkeiten zuschicke, nicht wegen der Zuneigung, die er für sie hege, sondern um ihr Elend mehr auszuzeichnen; denn es ist gewiß, daß nur Gott allein diese Glückseligkeiten geben könne. Und ausser allen diesen Beweisen, dünkt mich, kann man noch einen ganz wahrscheinlichen aus seinem Buche von dem Wahrsagen durch Träume hernehmen, worinn er mit folgenden Worten zeigen will, daß darinn nichts übernatürliches wäre: *) Weil aber auch einige Thiere träumen, so werden gewiß die Träume nicht von Gott gesandt werden, noch geschehen sie durch dessen Gnade, sondern sicherlich durch Dämonen; sintemal die Natur dämonisch ist, und nicht göttlich. Denn obgleich unter den Auslegern und Kommentatoren sehr gestritten worden, in welchem Sinn dieses Epithet, welches Aristoteles der Natur beilegt, muß erklärt werden; so dünkt mich doch, daß Leonikus es besser getroffen als alle andere, und daß der gelehrte Charpentier **) die ganze Stärke dieser Redensart entdeckt hat, wenn er sagt, Aristoteles wollte dadurch anzeigen ***) , daß in einer gut geordneten Natur, die vermöge der Kon-

version

*) Omnino autem, quoniam nonnulla etiam somniant animalia, a Deo certe missa non erunt somnia, neque hujus gratia fiunt, sed dæmonia sane erunt; siquidem natura dæmonia est, non divina.

**) Comment. in hunc locum.

***) In cap. 13. Alcinoi, digressio, 4. p. 338.

version der himmlischen Welten von den Intelligenzen selbst abhinge, eben dieselbe Kraft alles zu erklären gefunden werden könne, welche andere bei den Dämonen suchten: durch dieselbe Erklärung kann man zuerst bekräftigen, was wir vorher von der Meinung des Aristoteles in Betref jener abgesonderten Substanzen gesagt haben, und zugleich auf den einzigen Grund antworten, den Casalpinus *) angibt, um sie durch die Lehre dieses Philosophen zu begründen. Dies könnte in Wahrheit zur Genüge beweisen, wie unrecht man diesem Philosophen gethan hat, ihm einen von diesen Schutzgeistern, oder vertraulichen Dämonen zuzuschreiben, welche er niemals für etwas anders als Träume und Einbildungen gehalten hat; wenn man nicht noch einige unbedeutende Beweise gewisser Auctoren beantworten müßte, welche, da sie, was sie behaupten, nicht durch die Stärke der Vernunft durchsetzen können, ihre Zuflucht zu irgend einer Kriegerlist zu nehmen scheinen, und uns verblenden wollen **), indem sie mit Medina über den Inhalt des St. Thomas sagen, daß unser Verstand nicht so weit reiche, um dermassen in die Kenntniß der Natur einzubringen, wie jener des Aristoteles, ohne die besondere Beihülfe irgend eines guten oder bösen Geistes ***), daß er sich aber vielmehr

M 5

des

*) Cap. 7. lib. de invent. Dæmon.

***) L. secundæ quæst. 109. art. 1.

****) De præmio l. de vitis Philosoph. p. 1. de universo spirit. cap. 92. 153. & 2. part. cap. 6.

des letzten bedient, kann man vernünftiger Weise nach den ausdrücklichen Zeugnissen des Laertius und Wilhelm Bischof von Paris nicht bezweifeln, da ersterer sein Buch von der Magie anführt, und der letztere an vielen Orten in seinen Werken sagt, dieser Philosoph hatte zum Rathgeber aller seiner Handlungen einen Geist, den er von der Sphäre der Venus habe herabsteigen lassen, vermittelst des Opfers eines aufgehängten Lammes und einiger anderer Ceremonien *), nach deren Aberglauben Emanuel von Mouer, aus dem Pomponius in dem Leben des Aristoteles wieder diejenigen berichtet, welche ihn zum Atheisten machten, weil er durch die Schmeicheleien einer Frau dahin gebracht wurde, das Orakel des Apollo um Rath zu fragen. Plutarch und Diogenes versichern auch, er habe durch sein Testament verordnet, daß man dem Jupiter und der Minerva als Erhaltern, die Bildnisse gewisser Thiere weihen sollte, die von Stein und vier Zoll hoch gewesen sein müssen, so wie er sie für die Wohlfahrt des Nikanor gewidmet hat, und er erkennet es selbst, wie der vorgenannte Moura sagt, im ersten Buche vom Himmel und von der Welt **).

Aus diesen Stellen schließt man nicht nur, daß er Teufel glaubte, und sehr abergläubisch in seiner Religion war; sondern daß er auch das schwerste und

erha-

*) Lib. de Consul. sect. 2. cap. 3. n. 19.

**) Sect. 2. cap. 2. n. 10. Se cum aliis obtulisse diis trina sacrificia in recognitionem trinæ perfectionis in iis inventæ.

erhabenste Geheimniß unsers ganzen Glaubens erkannt hatte, ich meine die Dreinigheit der Personen mit der Einheit des Wesens; wie Salmeronius behauptet, und vor ihm George Trapesoner *), welcher ein ganzes Buch von der Aehnlichkeit der Lehre des Aristoteles mit der heiligen Schrift geschrieben hat. Es war auch die Meinung des berühmten Gottesgelehrten Heinrich von Alfia, daß Aristoteles ganz natürlicherweise eine eben so vollkommene Kenntniß von der Theologie erlangen können, als unsern ersten Vater entdeckt wurde, da er im irdischen Paradiese einschlieff; oder dem heiligen Paulus in seiner Entzückung. Weil aber endlich alle diese Beweise uns auch verleiten könnten, von der Seeligkeit dieses Weltweisen zu reden, von welcher Seeligkeit die Meinung so allgemein und angenommen war, daß einer von den Kirchenvätern und Doktoren ihn zu sich sagen läßt **). Aristoteles, man wird dich loben, wo du nicht bist, und martern, wo du bist, und daß Werlinus ***) einen gewissen Philosophen Namens Lambert du Mont anführt, welcher die stolze Frage darüber aufwirft, was man von dieser Seeligkeit vernünftigerweise urtheilen soll. Bei alle dem, sage ich, thun wir besser, uns von allen diesen Ungereimtheiten, welche ohne Ende und Aufhören auf-

*) Tom. 2. tract. 23. §. 3. lib. 2. de comparat. Arist. & Plat. apud Sib. lam., Decade. Peregr. quæst. cap. 8. qu. 1. quæstiurcula.

***) Aristoteles, laudaris ubi non es, & cruciarius ubi es.

****) In add. 2 ad Trith.

aufeinander folgen, loszumachen, und die vorhergehenden zu widerlegen, als noch länger den Faden unserer Rede dadurch zu unterbrechen. Dieses zu bewerkstelligen, müssen wir mit der Autorität des Medina den Anfang machen, welcher wenig Grund zu haben scheint, dem Aristoteles seine eigene Fähigkeiten zu rauben, um ihm andere die ausser ihm sind beizulegen, und die Vortreflichkeit seiner Natur, um ihn einem Dämon unterwürfig zu machen: besonders in Betracht, daß alle diese natürliche Wahrheiten, welche ihm bekannt gewesen sein sollen, jetzt sehr verdächtig und zweifelhaft geworden sind, da es einen Schwarm von Neuerern giebt, der von Tage zu Tage sich verstärkt, unter der Anführung des Telesius, Patricius, Campanella, Verulamus, Jordan Brunus, und Casson, welche in Wahrheit keine andere Absicht haben, als diese Philosophie über den Haufen zu werfen, und dieses grosse Gebäude zu Grunde zu richten, welches aufzubauen Aristoteles und mehr denn zwölftausend seiner Ausleger sich eine lange Reihe von Jahren hindurch beeifert haben. Und vielleicht werden sie es ausführen können, nicht so sehr wegen der Zuverlässigkeit und Stärke ihrer Gründe, als weil sie die Gelegenheit ergreifen, und wegen des Zirkels und der Revolution aller Dinge, welche ihn allmählich zu seinem Fall leitet *).

Auch

*) Virgil. Aeneid. 2.

— Et jam per moenia clarior ignis
Auditur propiusque æstus incendia volant.

Auch das Buch, das Diogenes Laertius von der Magie des Aristoteles angeführt hat, kann gar nichts zur Bekräftigung dieser Meinung des Medina beitragen; denn dieser Autor zeigt sehr, daß er es für untergeschoben hielt, weil er es bloß in der Vorrede seiner Lebensbeschreibungen zitiert, und nicht unter den andern Werken dieses Philosophen, bei deren Spezifikation, besonders angiebt. Man muß auch glauben, daß dieses Buch von der nemlichen Beschaffenheit war, als das vom Demokritus, wovon wir vorher Meldung gethan haben, und als alle diese Handschriften von der Magie, welche die neuern Griechen, nach dem Urtheile des M. Gaumin *) unter dem Namen Salomon, und mehrerer anderer Alten, herausgegeben haben. Ob man indessen gleich aus den Worten des Diogenes (daß Aristoteles in dem gedachten Buche versichert, die Magier der Perser hätten sich nicht mit Wahrsagen beschäftigt) vermuthen können, daß, wenn es auch ihm zugeschrieben werden müßte, es dennoch mehr für unsere Meinung beweisen, als unsre Gegner begünstigen würde, welche die Autorität des Willhelm **) von Paris so sehr anzupreisen keine Ursach haben, weil aus dem, was er in einer andern Stelle von diesem Geiste sagt (daß Aristoteles ***) selbst von seinem vertraulichen

*) In notis ad Psellum de dæmon.

**) Lib. de legib c. 28.

***) Deceptus fuit ab ipso familiari dæmone suo, quem de cœtu Veneris descendisse opiniabatur, quod hoc ex somno Rustici cuiusdam acceperat.

chen Dämon, welchen er vom Himmel der Venus herabgestiegen zu sein glaubte, betrogen worden, wie er dieses von dem Traume eines Bauren hergenommen habe) genug erhellet, daß er diese abgeschmackte und so schlecht zusammengewebte Erzählung aus einem gewissen Buche von Beschwörungen und Astrologie entlehnt hatte, welches nach Trithemius *) fälschlich unter seinem Namen bekannt gemacht worden ist. Und was den Emanuel von Moura betrifft, so kann man sagen, daß er den Pomponius offenbar belügt, welcher nach dem griechischen Text und der alten Uebersetzung, die mit jener von dem Numesius übereinstimmt, nichts weiter sagt, als: es sei dem Aristoteles, da er das siebzehnte Jahr erreicht hatte, von dem Orakel der Pythia angerathen worden, sich vorzüglich auf die Philosophie zu legen. Der Artikel in seinem Testament, wodurch er die Statuen zu verfertigen befahl, welche er dem Nikanor gewidmet hatte, würde im Nothfall ein sichrerer Beweis sein, als die vorhergehenden, wenn nicht dieser kluge Weltweise zur Nachahmung des Sokrates einen solchen Kunstgrif gebraucht hätte, um zu verhüten, daß sein Gedächtniß nicht durch den Argwohn des Atheismus beschimpft würde, um denen eine beständige Gewissensangst zu lassen, welche ihn dessen beschuldigt hatten, wodurch er weit besser gerechtfertigt werden konnte, als durch die drei Opfer, so er den Göttern brachte,

oder

*) Antipal. malef. l. 1. cap. 3.

oder durch die Kenntniß der Dreieinigkei, die ihm viele katholische Doktoren beigemessen haben: denn es sind allezeit Schimären, deren erster Ursprung und Grund in derjenigen Stelle seines ersten Buchs vom Himmel enthalten ist, worinn er sich über die gedritte Zahl also ausdrückt: *) Deswegen pflegen wir diese von der Natur genommene Zahl auch gleichsam als ein Gesetz derselben und bei den Opferfeierlichkeiten zu gebrauchen. Aus dieser Stelle kann man nichts anders schliessen, als was Aristoteles sagt: daß man sich zu seiner Zeit bei den Opfern der Zahl drei bedient habe. Dies bezeugt auch Theokritus in seiner Pharmacie **) dreimal opfere ich, und dreimal spreche ich diese mystischen Worte, wofern man ihn nicht etwas will sagen lassen, woran er weder jemals gedacht hat noch denken muß, wie der Kardinal Bessarion ***) sehr gelehrt erweist, welcher auch über Trapezunt spottet, daß er sich so viele Mühe gegeben, durch diesen Text zu beweisen, Aristoteles hätte eine völlige Kenntniß von der Dreieinigkei gehabt: da doch alle Kirchenväter und nachmals der H. Thomas gezeigt haben, daß es unmöglich, ja selbst gottlos wäre, sie aus natürlichen Gründen zu behaupten und zu vertheidigen; und daß man gerade zu dieser Auctorität

*) Quapropter hoc a natura, numero sumto, perinde atque quadam illius lege, & in Deorum sacrificiis celebrandis uti solemus.

**) Ter libo, terque hæc pronuntio mystica verba.

***) Cap. 15. lib. 3. adversus calumniat. Plat.

torität des H. Paulus *) (Wir reden eine Weisheit, die Niemand von den Vornehmen dieser Welt versteht) widerspreche, wenn man den Aristoteles und Plato für so scharfsichtig und erfahren in den Geheimnissen unserer Religion angeben wollte, Man setze noch hinzu, daß man die Philosophie Jesu Christi gänzlich über den Haufen werfe, wenn man diese Weltweisen wegen der Erudition in christlichen Wahrheiten lobt; weil um dem Heinrich von Assia eine endliche Autorität zu geben, das Wesen der materiellen Dinge der einzige Gegenstand für den Geist des Wanderers ist, wie die Scholastiker sagen; das heißt: des Menschen während seines Daseins in der Welt. Wollten wir aus diesem Kapitel ein ganzes Buch machen, so dürfte man nur alles pünktlich widerlegen, was man von der Magie der Platoniker laut des Berichts unzähliger Autoren sagen könnte, welche uns gern die allernunmöglichsten Sachen überreden würden **), welche weder jetzt sind, noch jemals sein können. Da man aber die Zeit umsonst verderben würde, anstatt der Wurzel nur die Zweige abzuhauen, so muß man die Ausrottung dieser fabelhaften Erzählungen von dieser Wurzel beginnen, und darthun, daß alles, was die Platoniker von Dämonen und von der Magie gesagt haben, weder durch die Vernunft noch durch die Erfahrung bewiesen werden kann; denn auf

ihren

*) In epist. ad Corinth. Loquimur sapientiam, quam nemo principum huius sæculi novit.

**.) Quæ neque sunt usquam, nec possunt esse perfecta.

ihren ersten Punkt, daß zwei Extrema in der Natur nicht ohne einiges Medium, das sie verknüpft und zusammenfügt, angetroffen werden, und daß der Himmel und die Erde die zwei Extrema sind, welche kein anderes Medium haben können, als diese intellektuellen Kräfte; antworten die Paripatetiker, daß sie weder das Medium noch die beiden Extrema gehörig anweisen, weil sie vielmehr den ersten Urheber der Bewegung, der absolut, unveränderlich, unleidend, unbeweglich ist, den sublunarischem Dingen entgegen setzen, und sie zusammen durch die himmlische Natur vereinigen sollten, welche ihrer natürlichen Beschaffenheit nach unveränderlich und der Möglichkeit nach der Veränderung unterworfen ist; welche Gott ähnlich ist durch ihre Intelligenzen, und den hinfälligen und vergänglichem Dingen durch ihre Bewegung. Eben so leicht kann man den zweiten Punkt beantworten, daß die Seele der Welt, welche über die ganze Welt ausgestreuet und verbreitet ist, nicht müßig bleibe, sondern in allen ihren Theilen Thiergeschöpfe hervorbringe, und daß die im Feuer und in der Luft befindlichen eigentlich diejenigen sind, die man Dämonen nennen muß; denn ausserdem, daß diese allgemeine Seele von dem ehrwürdigen Pater Merfanne in seinem Buche wider die Deisten *) förmlich ist bestritten worden; so wird auch Aristoteles niemals zugeben, daß ein Thier welches verschiedene Organe nöthig hat, in diesen zwei reinen Elementen hervorgebracht

und

*) Partie. 2. chap. 20.

und erhalten werden können. Und was den dritten Grund betrifft, den sie von vielen Wirkungen hernahmen, welche man diesen Ursachen zuschreiben muß*), so wollte ich, sie hätten, ehe sie verlangen, ihn für gültig zu halten, den Pomponatius**) Kardan, und den gelehrten Bischoff Bernhard Mirandolamus gehörig widerlegt, welche richtig genug erweisen, daß man, um die Engel und Teufel zu glauben, sich vielmehr zu Beweisen aus unserer Religion wenden müsse, als zu der Menge aller dieser Erfahrungen, wovon man vermittelst der Grundregeln der natürlichen Philosophie die Ursache angeben kann. Nach diesem, darf man nicht mehr zweifeln, daß nicht alles, was von den Genien des Porphyrius, Plotinus und Jamblichus erzählt wird, mit dem übereinstimmen sollte, was wir vorher von dem Dämon des Sokrates gesagt haben, und daß nicht die andern Geschichten und Wunder, die man ihnen beilegt, bloße Schmeicheleien ihrer Schüler und Anhänger sein, oder zum Vergnügen geschmiedete Märchen des Eunagius, welcher dadurch die Meinung heruntersetzen wollte, die man von der Heiligkeit der neuen Christen hatte. Daß es in Ansehung dieser dreien Philosophen sich wirklich also verhalten, kann man aus dem Traktat des Plotinus vom Dämonie proprio urtheilen, von welchem er vielmehr aus Verachtung als Erfahrung redet.

*) Lib. de incantat.

**) Contr. 6. tract. 2. lib. 2. contradict. lib. 29. de fing. certamin.

redet. Und Porphyrius konnte nicht sicherer bezeigen, daß er allen diesen abergläubischen Betrügereien wenig Glauben beimesse, als durch seine Epistel, welche man im Theodoret und Eusebius lesen kann *). Denn er giebt darin acht oder neun Schwürigkeiten an, die er gegen die Anrufung der Teufel und ihre Opfer hätte, wovon die geringste uns hinreichend zeigen kann, daß er niemals ein Zauberer gewesen. Die ganze Schwürigkeit könnte nun auf den Jamblichus fallen; weil er es ist, der diesen Zweifel beantwortet hat, und alle die andern Autoren von ihm mehr Wunderbares erzählen, als von den beiden vorhergehenden. Aber zum Glück ist noch weniger Beweis und Vernunft darinn; denn was die Alektromantie betrifft **) wodurch er, wie Zonarus und fast alle Dämographen versichern, sagte, wer dem Kaiser Valens succediren würde, so spricht ihm Am-

N 2

mia

*) Lib 3. de cur. Græc. affect. lib. 5 de præparat. Evang. cap. 6.

**) Tim. 3. in Valent. Die Alektromantie war eine Wahrsagerci, die auf folgende Weise geschah. Man theilte einen gewissen Strich Erde in gleiche Theile, wovon ein jeder mit einem Buchstaben aus dem Alphabet bezeichnet wurde. Auf jeden Buchstaben legte man ein Roggen- oder Gerstenkorn. Darauf ließ man einen Hahn in diesen Bezirk, und gab genau auf die Ordnung Achtung, welche er beim Aufressen der Körner beobachtete. Fraß z. B. der Hahn das Korn vom Buchstaben T. hernach vom S. darauf von E ferner

von

mianus Marcellinus *) von einer solchen Verläumdung frei, denn er erwehnt ihn nicht im geringsten bei der Erzählung, welche er ganz umständlich von dieser Geschichte mittheilt. Und seine Erstasen, Herbeirufungen und andere Wunder, zu widerlegen, darf man sich keine Mühe geben, weil sie sich von selbst genug vernichten, sowohl wegen der Ungereimtheit, die sie begleitet **), als wegen des Zweifels des Erinapins, etwa für einen Betrüger gehalten zu werden, daß er sie uns erzählte. Man muß doch immer glauben, daß diese Philosophen keinesweges Zauberer gewesen sind, und daß im Fall noch einiger Zweifel in Ansehung ihrer Bücher, die einigermaßen wieder ihre Unschuld zeugen könnten, übrig ist, weil diese Bücher mit vielen abergläubischen Dingen angefüllt sind; man zu dem 6ten Kapitel dieser Apologie seine Zuflucht nehmen müsse, wenn man nicht lieber der Meinung des Kardan folgen will, welcher, da er von dem Dämon spricht, sehr richtig sagt: Ich ***)

will

von O und endlich von D, so waren dies die Buchstaben des Namens, den man finden mußte. Das Wahrsagen, wovon Amianus Marcellinus spricht, ist etwas ganz anders, und geschieht mit einem Ringe. Siehe Amm. Marc lib. 29. cap. 11.

*) Lib. 26. Histor.

***) Lib. de vita sophist in Jamblic.

****) Lib. 19. de subtilit. Nolim ego ad trutinam hac sectari, velut Porphyrius, Psellus, Plotinus, Proclus, Jamblicus, qui copiose de his quæ non videre, velut historiam notæ rei scripserunt.

will dies nicht annehmen, wie Porphyrius, Psellus, Plotinus, Jamblichus, welche häufig von Dingen, die sie nicht gesehen, gleichsam eine wirklich geschene Geschichte geschrieben haben; der nehmliche Grund, der mich bewogen hat, in diesem Kapitel von diesen ältern Weltweisen zu reden, verbindet mich noch, dreier neuern Autoren Meldung zu thun, welche gleichfalls mit den Genien Umgang gehabt haben sollen, ich meine den Chikus, Skaligar und Kardanus. Wenn ich von dem ersten hier handele, so ist meine Absicht vielmehr die Wahrheit als das Verdienst seiner Person zu behaupten, oder den Nutzen, den man durch seine Bücher erhalten kann; denn der einzige Kommentar, den wir von ihm haben, über die Sphäre von Sakrobasto *) beweist zur Gnüge, daß er nicht allein abergläubisch, wie Delrio ihn nennt, sondern auch unflug war **), da er sich befließigt hatte, drei Dinge in seinen Kommentar zu betrachten, welche hinreichend im Stande sind, seine Narrheit zu entdecken: Erstlich, das Buch des Sakrobasto nach dem Sinn der Astrologen, Nekromantisten auszulegen ***).

Zwei-

*) Oder Sacrobosta, im Englischen Holywood, weil er aus einem Flecken dieses Stammes in England gebürtig war.

***) Disquisit. lib. I. cap. 3.

***) Die Chirokoptisten sind die, welche eine gemeine und unter den Namen Chiromantie bekannte Wahrsageret verrichten. Diese Kunst besteht im Vorhersagen des Guten oder des Bösen, oder den vornehmsten Begeben-

Zweitens eine grosse Anzahl falscher Autoren zu citiren, und welche voll Erzählungen und Narrenpessen sind; als z. E. Salomon de umbris idearum, Hipparchus de vinculo spiritus, de ministerio naturæ, de Hierarchiis spirituum, Apollonius de arte Magica, Zoroaster de domino quartarum octavæ spheræ, Hippocrates de stellarum aspectibus secundum lunam, Aftason de mineralibus constellatis, und viele andere ähnliche: und drittens sich sehr oft der Offenbarungen eines Geistes, Namens Floron zu bedienen *), welcher, wie er sagte, von der Ordnung der Cherubinen wäre, und da unter andern einstens gefragt wurde, was die Flecken im Monde wären, kurz zur Antwort gab, daß die Erde Erde ist **). Aber ausserdem, daß er sich in keiner Stelle des bemeldten Kommentars diesen Geist zuschreibt, kann man noch leicht schliessen, daß diese Erzählung mit dem übereinkommt, was Plinius von dem Grammatikus Appio ***) sagt, welcher den Teufel her-

halten des Lebens einer Person aus den Linien der Hand. Es ist eine Stelle im Hiob welche die Chiromantie zu bestärken scheinen würde, wenn man in der That die Stelle nach den Buchstaben verstehen müßte. Aber das Wort Hände, wovon da die Rede ist, muß bildlich genommen werden, anstatt Macht, wie es an tausend Orten in der heiligen Schrift genommen wird. Diese Stelle steht Hiob 37. Kapitel.

*) Cap. 4. Spl.

**) Ut terra terra est.

***) Lib. 2. c. 7.

herbeirief, um zu wissen, aus welchem Lande Homer wäre, und was Bodinus vom Hermolaus Barbarus meldet, der das nehmliche gethan, um zu erfahren, was Aristoteles mit seiner Entelechie hätte sagen wollen; oder endlich was Niphus von einem gewissen Menschen seiner Zeit gehört haben will, der das Mittel den philosophischen Stein zu verfertigen auf ein Stück Papier geschrieben sahe, das ihm von einem bärtigen Dämon gezeigt wurde *). Wie könnte man wohl eine bessere Auflösung von allen Träumereien geben, als durch die Worte des Lucretius **) in der Note?

Wäre es mir erlaubt und schicklich meinem Willen eher zu folgen als meiner Pflicht, so würde ich freiwillig unterlassen nichts wider die Genien zu sagen, welche die beiden einzigen grossen Männer, die wir den gelehrtesten und berühmtesten der Alten entgegenstellen können, sich zugeeignet haben, und welche gleichsam die letzte Aeussierung und ein Wunder der Natur gewesen sind, Scaliger und Kardan. Denn ich glaube gewiß, sie haben sich entweder durch das Anerkennen dieser Dämonen selbst betrogen, weil sie nach einer genau angestellten Untersuchung die Ursach einer so grossen und so ausserordentlichen Vollkommenheit in sich nicht finden konnten; oder sie haben es aus Bescheidenheit gethan,

N 4

um

*) Comment. in Disp. 3. destruct. quæst. an Necrom. sit vera lib. I.

**) Quis dubitat, quin omne sit hoc rationis egestas.

um nicht durch ihre Gelehrsamkeit zu zeigen, wie sehr sie über den übrigen Theil der Menschen erhaben wären; oder sie haben endlich diesen grossen Ruf, den sie sich durch ihre Mühe und Fleiß erworben haben, durch diesen besondern Beistand vor dem Neide und der Eifersucht der Menschen in Sicherheit setzen wollen. Da jedoch die Wahrheit eher ausfindig gemacht wird, wenn viele Personen derselben nachforschen, so verdienen diejenigen gewiß mit ihrer Meinung angeführt zu werden, welche sagen, daß Scaliger nach dem Beispiel aller grossen Männer, und um seinen Gegnern an Ehrgeiz nicht nachzustehen, diese List gebraucht habe, indem er in seinem Buche *) von der Dichtkunst für den Genius ausgab,

*) Lib. 3. c. 26. Dies sind von diesem Umstande die eigenen Worte des Julius Cäsar Scaliger aus dem 25. Capitel seines 3 poetischen Buches. Ego vero, qui nec cum minimis me conferendum censeo, si quid unquam nobis excidit imprudentibus, tantundem posset non sperem a me præstari non posse. Quæ causa est, ut adscriptionem aut commentationem numquam accingamus, nisi ab ipso ingenio incitati, qui nobiscum intus loquitur, neque auditur, extendens divinitatis late, patenter compos in animis nostris, quam ab officiis corporis suspensos atque abstractos aliis distinctet functionibus &c. Es scheint nicht, daß Scaliger seinen Genius für einen blossen witzigen Einfall angesehen, sondern es scheint im Gegentheil, daß er der Meinung derer Weltweisen ist, welche die Menschen unter dem

gab, was ein blosser witziger Einfall war, wodurch die Seele gleichsam in sich selbst erhitzt wird, um sich zu der Kenntniß einer Sache zu erheben, während dessen man etwas reden und schreiben kann, das man nicht versteht, sobald die Hitze des Enthusiasmus vorüber ist. Was den Kardan betrifft, so spricht er in Wahrheit so verschieden von seinem Genius, daß, nachdem er ausdrücklich in einem Dialog, *Tetum* genant, gesagt hat, er hätte einen Genius, der aus der Venus, Saturnus, und Merkur zusammengesetzt sei, und in seinem Buche *de libris propriis*, dieser Genius theile sich ihm durch Träume mit; er an demselben Orte zweifelt, ob er wirklich einen hätte, oder ob dieses die Vollkommenheit seiner Natur sei *). Er sagt und schließt endlich in seinem Buche *de rerum varietate*, daß er keinen Genius hätte, mit diesem ungekünstelten Ausdruck **): Ich erkenne fürwahr nicht, daß ein Dämon oder Geist in mir wohnt. Hieraus kann man zum Beschluß dieses Abschnittes sicher urtheilen, daß derselbe so-

N 5

wohl

dem Schutze eines Genius glauben. Dies kann man ersehen, wenn man die ganze Stelle, welche der von uns eben angeführten vorsteht, durchlieset.

*) *Sentiebam, seu ex Genio mihi perfecto, seu quod natura mea in extremitate humanae substantiae conditionisque & in confinio immortalium posita esset &c.*

***) *Ego certe nullum Dæmonem aut genium mihi edesse cognosco.*

wohl, als Scaliger keinen andern Genius besessen habe, als die grosse Gelehrsamkeit, die sie durch ihren Fleiß, durch ihre Arbeit und Sachkenntniß erlangt hatten, wodurch sie ihr Urtheil, als auf zwei Seulen oder Pyramiden erbaueten, und daher von allen Materien ganz richtig urtheilten, und nichts vorbeigehen ließen, was ihnen nicht bekannt und offenbar gewesen wäre.

V.

Alphabetisches Verzeichniß
derer Namen, welche der Stein der Weisen
in den Schriften der hermetischen Künstler
führt;

von

M. D. T. P.

Dir ewigem, allmächtigem, unendlichem, unsterblichem, dreieinigem Gott, Erschaffer aller Dinge, beides im Himmel und auf Erden — oberstem Regenten aller Monarchen und himmlischen Heerschaaren, König aller Könige, vom Anfange der Welt her, bis zu ihrer Wiedervergehung — aller Menschenherzen einzigem Beherrscher und Prüfer, und aller Frommen barmherzigem Vater — meinem
und

und ihrer aller Gott! — Dir sei für die an mir Unwürdigem, deinem Geschöpfe, erwiesene, und durch deinen erhabenen Geist mir geschenkte gnadenvolle Gaben, nicht allein ewiglich Lob und Dank gesagt, sondern auch diese meine Arbeit in tiefster Demuth gewidmet, zugeeignet und wiederum übergeben.

Dem von Dir habe ich Unwürdiger alles aus unverdienten Gnaden, durch die Erleuchtung deines weisen Geistes, der meinen Verstand geleitet, und mein unermüdetes Streben, so bei Nachtzeit als bei Tage, und die Arbeit meiner Hände gesegnet.

Und weil du, allwissender Gott, der du Herzen und Nieren prüfest, aller Menschen Herzen am besten ergründest, da Menschen hingegen nur nach Anschein und äußerer Gestalt urtheilen, weil du dir aus dem Munde der Kinder und Säuglinge einen Mahmen bereiten, die Niedrigen aus dem Staube erheben, und sie neben die Fürsten, die Fürsten deines Volkes, setzen willst, die Hoffärtigen hingegen vom Stuhle zu stossen, und mit Blindheit zu schlagen gedrohet hast: so finde ich auf dieser Erde keinen Sterblichen, dem ich dieses mein Werk mit gegründetem Rechte zueignen, und dessen Schutz mir darüber ausbitten sollte oder könnte — als dir, meinem Gott und Vater, und so komme dann zurück zu dir, — was Du mir ja gegeben hast, und schon zuvor Dein war.

Du

Du allein kannst mich schützen, wenn Verläumder meinen Namen schänden; wenn bösar-
tige Unwissenheit mich verlästert, tadelt, und mich
redlichen, vor dir bewährten Mann über das, was
er nach dem sorgfältigsten Forschen, der ämsigsten
Arbeit, der richtigsten Erfahrung, aus herzlichster
Wohlmeinung mit seinen Nebenmenschen geschrie-
ben hat, vor der ganzen Welt bösllich beschimpfet;
ohne in Acht zu nehmen, was du befehlest: „Was
du nicht willst, daß dir die Leute thun, das thue
du ihnen auch nicht,“ und: „liebe Gott über alles,
deinen Nächsten wie dich selbst, rede Gutes von
jedermann, belüge keinen, verrathe keinen, mache
keinem bösen Leumund; sondern entschuldige ihn
vielmehr, und wende alles zum Besten.“ Und
nun, mein Vater und mein Gott, bitte ich dich,
daß du mir verständige Leser verleihest; denn nur
für die Söhne der Weisheit dient, was ich schrieb;
für sie, die dir, erhabener Gott, allein die Ehre
geben, so wie ich, dein unwürdiges Geschöpf, aber
ein Werk deiner Hand, und dein treuer Knecht.

II.

Aquila Adler der Weisen. So nennet sich die Ma-
terie beim Basilius, wenn der gemeine Merkur
spricht:

Und wenn die Welt wär noch so welt:
Mit vielen Künsten zubereit't,
So wird kein Mensch den grossen Stein
Je machen, ich muß auch da sein.

Versteh, du seist Herr oder Knecht,
 Merk auf, vernimm mein Nede recht,
 Und hab wohl Acht auf meinen Sinn:
 Gemein Quecksilber ich nicht bin,
 Sondern gevohr'n von edlerer Art,
 Eh ich zu einem Adler ward,
 Ist hab ich Flügel wunderbar,
 An Hand und Füßen, Haupt und Haar,
 Dazu an meinem ganzen Leib
 Bin ich mit Federn wohl bekleidt.

Adler, (der schwarze fliegende). S. verschiedene Philo-
 sophen.

Antimonium magicum. Alexander Suchten sagt:
 Man urtheile, ob im gemeinen Spiesglanze das An-
 timonium magicum & medicum, von welchem
 Parazelsus und die Magi so viel geschrieben, enthal-
 ten sein können.

Antimonium (das) welches alle vier Eigenschaften in
 sich begreift, das Kalte und Feuchte (vom ♀) das
 Trockene und Hizige (vom ♂).

— In ihm liegt Reichthum und wahre Arznei. Seine
 Wirkung ist himmlisch und durchdringend, es ver-
 birgt den Stern der Sonne, und ist im erblichen
 Besitze des Reichthums. Basil.

— Auch wird aus ihm das Salz oder der philosophische
 Vitriol gemacht, ganz süsse und ohne äzendes Wesen.
 Ohne sein feuerbeständiges Salz würde in aller
 Ewigkeit der Mercurialgeist in keine beständige Uni-
 versaltinktur gebracht werden können. Ebendas.

Azoth. Azoth und Feuer, oder Kochung, sind dir genug. Der kleine Bauer. Im Merkur und Azoth steckt alles, was die Weisen suchen. Ebendas. Unser Azoth ist nicht gemeiner Essig. Basil.

Auripigmentum; so heißt die Materie, welche unserm Golde die Farbe giebt.

Arsenicum. Also genannt, wegen der giftigen Eigenschaft. Die Weisen reden bekanntlich mehr von den äussern Zufälligkeiten, die sich bei der Materie während der Arbeit zeigen, als von der wahren Essenz derselben. Ferner vergleichen sie auch die Materie dem Hüttenrauch, um die Unwürdigen abzuhalten.

Adrop. Ein chaldäisches Wort, deutsch Blei. Es regiert die Erde am meisten. Jambsthaler. Die Dichter und auch philosophische Schriftsteller nehmen den Saturn für den Gott der Erde. Daher wird der Adrop einer rothen Erde verglichen, aus welchem der Künstler seinen Mikrokosmos, seinen Adam und seine Heva ziehen muß.

Adamische Erde. R. Agrippa. Ist ein Auszug aus allen Geschöpfen, alle Naturkräfte liegen in ihr beisammen. Diese Erde heißt Mikrokosmos, besser aber ist es, sie die Materie der kleinen Welt zu nennen. — In der Schöpfung der Welt, als Gott Adam schuf, gab er ihm, ohnerachtet alles schon geschaffen war, keine andere Kreatur zu, um sich darinn zu vermehren, machte auch aus keinem andern Dinge das Weib, als aus Adams eigenem Fleisch und Gebein. Alsdann
erst

erst sprach er: *Crescite & multiplicemini.* Bern-
hard.

Alter (der Weisen) Unser Alter, der todt scheint, ist ein Beispiel unsrer Wissenschaft. In ihm, diesem alten Saturn, befinden sich die vollkommenen Zusammensetzungen der Natur. Mit ihm öfnet man die sieben Thore der Weisheit, und die sieben Pforten der Metalle. Der grosse Bauer.

Alderstein. In seinem Centro ist unser Stein unsichtbar verborgen. Daher schreiben die Alten: Unser Stein ist nicht sichtbar, unsern Merkur kann man nicht bekommen, als aus den weichen ächten Körpern, und keines kann ohne das andre geschehen.

Aula Lucis. Der Verfasser des hermetischen Triumphs sagt: „ich bin immer der Meinung gewesen, der Stein der Weisen sei eine sehr körperliche Sache, die in die Sinne falle, unterdessen sehe und vernehme ich immer mehr, daß dieser Stein unsichtbar sei.“ — Ihm antwortet Eudorius gleich darauf: „Die meisten Weisen reden auf diese und ähnliche Art, und in der That ist auch unser Stein, eigentlich zu reden, unsichtbar; sowohl in Absicht seiner Form, als in Ansehung seiner Materie. Und zuörderst in Absicht seiner Materie; denn unser Stein, oder unser Merkur entsteht zwar wesentlich; dennoch bleibt's wahr, daß er uns gar nicht vor die Augen kommt, es müßte der Künstler denn der Natur Handreichung thun, und ihr beistehen: daß sie die philosophische Frucht gebären kann.“ Darüber wird der Weltbürger veran-
lasset

lasset zu sagen: „Der Gegenstand unsrer Philosophie hat eine wahrhafte Existenz; aber er läset sich nicht sehen, bis es dem Künstler gefällt, ihn zum Vorscheine zu bringen. - Man hat sonst gesagt, er sei unsichtbar in Ansehung seiner Form. Man nennt hier Form den Anfang seines wunderbaren Vermögens, weil diese Energie des Steins, dieser Geist, in welchem die kräftige Wirkung seiner Tinktur ihren Sitz hat, eine reine astralische unberührbare Essenz ist; welche sich nicht anders als durch die grossen Wirkungen die sie äussert, zu erkennen giebt.“ — Eben das versteht Hermes, wenn er sagt, der Wind habe ihn in seinem Uterus getragen.

Noch andere philosophische Schriftsteller sagen, dieser Geist, Stein, Merkur, sei ein natürliches Feuer, welches alle metallische Körper belebe; allein es sei nicht sichtbar, wenn nicht der Geist Gottes, oder ein freundschaftlicher Artist solches den Menschen offenbaren. Und dieses Innere ist ein reines, feuriges, salpetrisches, unverbrennliches Wesen, welches man, wenn es fixirt worden, das Licht der Natur nennen möchte. Denn es ist der Glanz und die Form aller Metalle, es erleuchtet und vervollkommt die Körper. Wie mannichfaltig irrt der Künstler, eh er zur Wahrheit kommt, wenn er dieses vorläufige Licht nicht kennt. Man kann dieses Licht nicht sehen, es komme dann das Vorborgene ans Licht.

Nun sieht man doch ein, warum, wann der Stein dem grossen Werke vorangehen muß, solcher der Vor-

hoff des Lichtes genannt werde! und mit welchem Rechte!

Androgyna, auch der Zwitter. Wegen der zwei Naturen, in sofern so wohl der Schwefel, als das Quecksilber aus ihm gezogen wird, wovon man den einen für den Mann, das andre fürs Weib nimmt.

Adam (der Weisen), aus dessen Fleisch und Gebein auch die Hera der Philosophen hervorgebracht werden muß.

Asche, aus welcher sich, mittelst des Feuers der Weisen, ihr Phönix wiedergebirt.

B.

Der mit mancherlei Blumen und angenehmen Früchten geschmückte Garten.

Braut (die) des gestirnten Himmels, der ihr täglich, seine treffliche Influenz vollkommen und überflüssig zuschickt.

Brunnen (der Universal), aus welchem, ausser dem Universal, auf trockenem und nassem Wege, auch alle Partikulare hervorfließen, und aus welchem das Wasser geschöpft werden muß, in welchem das Gold, als in seiner natürlichen Feuchtigkeit wurzelmäßig zergeht; ein Wasser, das nicht befleckt, nicht naß macht, wenn es versprengt wird, weil es die äussere Gestalt eines zarten Staubes hat.

Blei (der Weisen). Diesen Namen hat man angenommen, um zu zeigen, daß wie Saturn der Vater der Götter; der Stein der Vater der Metalle sey. Von
 Archiv 2. Th. D Diesem

diesem Saturn und nicht von dem gemeinen Blei sagt Geber, daß in ihm alle Metalle der Philosophen enthalten sind; und Phases versichert, man finde, wann gleich nicht sichtbar, doch innerlich im Saturn sowohl Gold als Silber; und menschliche Kunst habe dabei nichts zu thun, als solches an den Tag zu bringen, indem man das Verborgene offenbar macht, um das Elixier zu erhalten. Daher kommt es; daß Pythagoras bereits sagte, im Saturn steckt das ganze Geheimnis.

Der berühmte Scheidekünstler und Alchimist Kunzel sagt darüber seine Meinung in ganz gegenseitigen Ausdrücken. „Es ist eine wunderliche Sache, sagt er, daß man vorgeben will, das Spießglas sey das Blei der Weisen. So thöricht waren die ächten Weisen nicht, daß sie den Stein oder eine Tinktur zu den Metallen, aus diesem Spießglase zu ziehen gesucht haben sollten. Auch ich habe die Anfertigung dieses Bleies aus dem Spießglase sehr eifrig gesucht, dessen Bereitung ein gewisser David Beuther dem Churfürsten August zu Sachsen damals überreden wollte. Sein Prozeß bestand aus dem Spießglase oder Eisen, dessen Krokus, Schwefel, Salpeter u. a. den sollte man so lange giesen, bis er zum Saturn würde, hernach Gold und Silber zusetzen, so würde es endlich lauter Gold werden. Dieses wäre ein höchst schätzbares Stück, wenn es sich in der That also verhielte. Aber ich habe solches Giesen und Fliesen über fünf hundertmal mit einem Regulus angestellt;

let; es ward aber nicht allein kein Saturn daraus, sondern ich fand auch nicht so viel Gold darin, daß man einen Trunk Wein davon bezahlen können. Das wenige, so es gab, war aus dem Eisen und Kupfer. Auch hätte ich diese Mühe mit Kohlen zu schmelzen nicht unternommen, wenn ich es nicht hätte bequem in einem kleinen Glasofen verrichten können.“

Kunkel ziele hier ohne Zweifel auf den Basilium, dessen geschwornener Feind er war. Denn dieser sagt auf der 89ste Seite unserer Ausgabe: „dieses Mineral hat viel Merkur, auch viel Schwefel, und wenig Salz. Wegen dieser kleinen Menge von Salz, besitzt es keine Geschwindigkeit, und wegen des Merkurs nähert es sich dem Saturn, denn das Blei der Philosophen wird aus ihm bereitet.“

Demnach sagt eben dieser Schriftsteller gleich auf der 1 Seite seiner Konkordanz: „Und obwohl der Blutdürstige eiserne Hauptmann mit seinem Spiese, dem Merkur viel zusetzt, so kann er allein ihn doch nicht ganz überwältigen, wenn ihm nicht der alte Saturn zu Hülfe kommt, und Jupiter mit seinem Zepster Frieden gebeut. Denn das sind ihrer drei.“

An einem andern Orte sagt Basilium: „Obgleich Mars und Venus der Kleidung nicht bedürfen, sondern solche den andern Fürsten noch mittheilen können: so sage ich doch, daß sie ohne den Löwen, weil sie mit der Feuerbeständigkeit ihres Merkurs, und der Geschwindigkeit des Salzes nicht hinlänglich versehen sind, gar nichts ausrichten können, etwas

mit Reichthum zu erjagen, es sey dann, daß sie der Erde im Streite überwunden, und sie auf beiden Theilen triumphiret haben, und sämtlich zugleich in Verbesserung gekommen sind; welche Verbesserung im Regimentsterne, oder in ihrem Magneten verborgen liegt, daraus alle Metalle ihre Gaben selbst empfangen haben, und also nicht im Spießglase und Eisen allein. Denn das sind wieder ihrer drei. *)

VI.

*) Wir müssen hler für mehrere Gattungen Leser sorgen, und brechen daher die hermetische Konfordanz hler ab. Sollte diese Art, die Aussprüche so vieler Autoren über den Stein der Weisen zu sammeln, und unter einen Blick zu bringen, Belsfall finden: so werden wir in den folgenden Theilen mehr liefern. Für dieses mal müssen wir es an dieser Probe genug seyn lassen; theils weil wir nicht glauben, daß es allgemeiner Geschmack sey; theils weil wir noch mehrere Aufsätze haben, welche nicht zurück bleiben können.

Ohnehin ist uns die Handschrift unter dem Titel dieser Rubrik, mitgethelt worden, und nicht unsere Arbeit. Wir thun demselben, uns unbekanntem, Verfasser, den Vorschlag, ob es ihm nicht gefalle, bei seiner Belesenheit in alchimistisch, rosenkreuzerischen Schriften, ein mehr verständliches Werk über den Stein der Weisen zu liefern, weil es so viel vergebliche Mühe macht, die Räthsel der wunderlichen Autoren aufzulösen, und es doch die Mühe belohnete, das in ihnen enthaltene, oft noch unbekannte, Gute, allgemeiner brauchbar zu machen, da es ohnehin, zum großen Theile, ohne allen Schaden geschehen kann. Denn

frei

VI.

Angeschuldigte Gaunerei, unter geweihtem Vorwande.

Wenn es allgemein nützlich ist, getaufte Juden, die betrügen, und fromme Christen, die sich betrügen lassen, zur Warnung für Zeitgenossen und Nachwelt, dem Publico näher bekannt zu machen: so ist es eben so nützlich, aus folgenden, eigentlich geheimen Schriften, das Nähere zu berichten.

- 1) Protokoll der Versammlung zu Heilbronn den 10ten Januar 1778. 10 Seiten.
- 2) Beilagen zu dem Protokoll, 1 — 12, auf 25 Seiten.
- 3) Prospect der Heilbronner akademischen Zeitung, oder historische, unterhaltende und politische Neuigkeiten der Welt. Vom 6ten October 1777. 20 Seiten in gr. 8.

Im Jahre 1777 kam nemlich ein Unbekannter, der sich den Namen eines Vicomte de Tourouvres beilegte, nach Heilbronn, und kündigte an, er wolle eine wohlthätige und patriotische Akademie der Wissenschaften, schönen Künste, des Ackerbaues, der Künste und des Handels, unter seiner obersten und hauptsächlichsten Administration, und unter der beständigen Protektion

D 3

und

freylich: das opus magnum selber in alle Hände zu geben, wäre nicht rathsam; wäre bei dieser Lage der Weltangelegenheiten schädlich, in einer andern vielleicht unnütz.

Die Herausgeber.

und Bürgschaft des Magistrats in Heilbronn stiften; wozu ihm auch dieser Magistrat unter dem 5ten September 1777 den Octroibrief ertheilte.

Dieser Brief besteht in 19 Artikeln, nach welchen die Akademie Manufakturen und Druckereien anlegen, ein Journal schreiben, ein ausschliessendes Privilegium über Spiele, Schauspiele, Reduten und andern Vergnügungen der Stadt haben, eine Caisse d'Escompte et de Depot für alle Hauptstädte von Europa eröffnen, und dafür jährlich der Stadt Heilbronn $6\frac{1}{2}$ vom Hundert von ihrem reinen Gewinnste abgeben, und ausserdem noch monatlich 30 Gulden in die Armentasse abliefern soll.

Zu gleicher Zeit legte er den künftigen 42 Mitgliedern der Akademie in dortigen Gegenden einen Gesellschafts-Kontrakt vor, der aus 11 Artikeln bestand; in demselben wird alles haarklein bestimmt, durch welche Beamte, und wie die 4 Millionen franz. Pfund, die den Fond der Akademie ausmachen sollten, (wiewohl aber 1778 noch kein Kreuzer vorhanden war, den die angeblichen Academiciens in Frankreich geschickt hätten), verwendet werden sollten. Der 10te Artikel bestimmt, daß jeder Heilbronner Akademikus bei seiner Aufnahme 66 Gulden, und 4 vom Hundert an die referirenden Sekretarien zahlen, und auf das heilige Evangelium schwören soll.

, Niemanden und auf keine Weise das Geheimnis der Operationen und Unternehmungen der Akademie, oder was in ihren Versammlungen vorgehet

gehe, zu offenbaren, sich auch im Bezirk von zehn deutschen Meilen in keine ähnliche Unternehmung einzulassen.“

Indessen kam von denen aus Frankreich erwarteten Millionen noch immer kein Kreuzer an; aber der Zahltag der Kosten, der Komddianten, der Arbeitsleute am Theater erschien. Der Vicomte sollte also am 1ten December in den Schuldthurm wandern. Nun faßte er den Bürgermeister, Herrn geheimen Rath v. N., bey seiner fühlbarsten Seite: er beschwor ihn bey der geheiligten Zahl, ihm mit einem Vorschusse von einigen hundert Gulden auszuhelfen. Zugleich wollte er ihn bereden: er sey von einem großen Herzoge abgeschickt, um unter dem Deckmantel einer Akademie, die angesehensten Brüder und Deputirten der deutschen Logen, zu einer der vortheilhaftesten Associationen zu veranlassen, und das große Kommerzium einer Stadt an der französischen Gränze zu etabliren. Herr v. N. prüfte ihn, und fand, daß der vorgebliche Abgesandte weiter nichts als ein Lehrling sey, ohne aber auch hierüber Zeichen und Worte zu geben. Gegen eben den Herrn v. N. hatte der Graf anfänglich mit verächtlichen Mienen geläugnet, daß er vom Freimäuerorden sey. Nun aber entdeckte er sogar einer Privatperson in Heilbronn, einem Kaufmanne, der gar nicht zum Orden gehörte, dem er aber schuldig war, um ihn zu beruhigen: „daß unter seiner Akademie eine große Verbindung der Maurerei verborgen sey.“

Gleichwohl bekam er den Vorschuß. Er versprach dabei, sich innerhalb 14 Tagen vom 1ten December an, eine ansehnliche Beisteuer zu bewürken. Aber den 10ten Januar war noch nichts da. Mittlerweile machte er in seiner Zeitung kund, die Akademie werde sich den 12ten Januar durch Abgeordnete versammeln; und berichtete dem Magistrat unter dem 9ten December: die Akademie habe ihm befohlen, solches kund zu machen — und kein Mensch von der Akademie wußte etwas davon. Durch Vorschuß eroberte er wieder 30 Louis d'or; er wollte aber nicht sagen, von wem? sondern gab vor: ein unbekannter junger Mensch habe ihm solche ausgezahlt, dem er dafür einige vorgeschriebene deutsche Zeilen unterschrieben, die er selber nicht verstanden. Eine schöne Probe von der Vorsicht eines obersten Administrators einer Caisse d'Escompte.

Den 31ten December schrieb der Herr Vicomte von Vibrane, französischer Bevollmächtigter Minister am Würtemberger Hofe, und Minister beyhm Schwäbischen Kraise, aus Stuttgard, dem Herrn v. N. in Heilbronn:

„Ich habe die Ehre, Ihnen begehende Note zu zusenden, die ich von meinem Hofe empfangen, und die den vorgeblichen Grafen v. Tourouves, gegenwärtig in der Reichsstadt Heilbronn wohnhaft, betrifft. Da ich angewiesen bin, diese Aufklärung öffentlich bekannt zu machen; so habe ich nichts angelegener, als solche in Ihre Hände zu bringen, damit Sie diesen Menschen recht kennen, mit dem Sie

Sie

Sie kontrahirt haben; indem er weiter nichts ist, als ein Avanturier, den die Gerichtshöfe des Königreichs gebrandmarkt haben, und der von der Polizei zu Paris als ein Escroc beschrieben wird; welcher endlich, da er in Frankreich keinen Vortheil mehr vor sich sahe, weil er dort entlarvt ist, in fremde Länder geflüchtet ist, wo er nun sucht, die Redlichkeit derer zu hintergehen, welche allzuleicht Vertrauen zu ihm gewinnen möchten. Mit vielem Vergnügen theile ich Ihnen diese Schilderung mit, die den Herrn des Rathes zu Heilbronn nicht anders als nützlich seyn kann, und sie bewegen wird, sich nicht von den scheinbaren Vorschlägen eines Betrügers hintergehen zu lassen, der gar nicht im Stande ist, die Versprechungen, wozu er sich anheischig macht, zu erfüllen. —

der Vicomte v. Vibraye.“

Diesem Schreiben war folgende Note beigefügt:
 „Johann Karl Boctei, Besizer von Moyaux, Verfasser verschiedener, den guten Sitten zuwiderlaufenden, und gegen die Regierung gerichteten Schriften, ist von dem Bretagischen Parlament den 29ten Merz 1768 verurtheilt worden, für seine ganze Lebenszeit, in einem festen Hause, welches der König anzuweisen geruhen werde, eingesperet zu bleiben. Derselbe Urtheilsspruch befiehlt: daß die Schrift, das Reich der Weiber, und eine andere, die Bescheidenheiten des Vicomte v. ***, und alle übrige,

in den Verwahrsam des gedachten Boctei gefundene Aufsätze, unten an der Treppe des Pallastes, von dem Scharfrichter zerrissen und verbrennet werden sollen.“

„Um diesen Urtheilsspruch zu vollziehen hat der Herr Duc de la Vrilliere die Befehle des Königs ausfertigen lassen, denen zu Folge der Boctei in Bretagne in Verhaft genommen, und im April 1768 nach dem Schlosse Vincennes gebracht worden, woselbst er bis in den Januar 1775 gefessen hat, da der damalige Staatsminister, Herr von Malesherbes, ihn wieder auf freien Fuß gesetzt hat.“

„Die Frau von Boctei hatte sich indessen auf Monaur begeben; nachdem sie durch vielfaches Ansuchen endlich die Freiheit ihres Gemahls bewürkt hatte, schlug sie ihm vor, die mäßigen Einkünfte dieses Gutes daselbst mit ihr zu theilen. Allein Boctei schlug ihr Anerbieten aus, und überließ sich dem unordentlichen Leben, wozu der Umgang mit ausschweifenden Frauenzimmern veranlasset. Bei ganzlichem Mangel an Einkünften lebte er von Intrigen, und veranlaßte verschiedene Klagen wider sich bei der Polizei.“

„Bald hernach sann er den Plan einer akademischen Gesellschaft des Ackerbaues aus, um daraus eine gesellschaftliche Anstalt zur Uebermachung unbauter Länderelen zu errichten. Da der Vorschlag war, einen Fond durch Aktien zu erhalten, so hielt der v. Monaur um Erlaubnis an, seinen Plan drucken

ken zu lassen, um ihm Bestand zu geben. Indessen legte er sich den Namen eines Vicomte v. Monaux bey, schafte sich Kutsche und Pferde an, richtete ein Haus ein, miethete Bediente, und nahm Silberzeug aus. Es gelang ihm, viele Leute zu betrügen, und unter andern auch obrigkeitliche Personen; ja Herr von Ecaquelon, Parlamentsrath von Rouen, ward sogar einer seiner eifrigsten Anhänger.“

„Indessen erhielt er vom Minister, seines wiederholten und dringenden Ansuchens ohnerachtet, welches er 6 Monate lang fortsetzte, nie die Erlaubnis, seinen Entwurf drucken zu lassen, der ihm Aktionärs und Dúpen verschaffen sollte, vielmehr bekam er beständig abschlägige Antwort.“

„Dieser Verzug hielt den v. Monaux aber nicht ab; sondern er ließ seinen Plan heimlich drucken.“

„Zu eben der Zeit benachrichtigte Herr v. Mauregard, Administrator der Post, den Polizeileutenant, daß er im Vaux-Hall, in der Messe von Saint-Germain, einen Escroc gewahr geworden, der ihn betrogen habe. Man gab ihm einen Polizeidienner mit, um diesen Escroc anzeigen zu können. Man folgte ihm auf dem Fusse nach, er hatte rothe Hacken an den Schuen, eine Equipage, und Bediente mit Tressen. Einige Tage darnach kam der v. Monaux auf die Polizei, der Inspektor erkannte ihn, und auf der Stelle sagte er zum Polizeileutenant, daß das der vom Herrn v. Mauregard angegebene Escroc sey. Es war schwer, ihn auf der Stelle in Verhaft nehmen

men zu lassen, aber der v. Monaux ergrif den Entschluß, die Flucht zu ergreifen, machte sich reisefertig, packte seine Effekten ein, welche mit dem Gelde, das er etwa hat fortbringen können, ohngefähr auf 100 000 franz. Pfund an Gelde geschätzt worden. Sein Wirth wollte die Effekten nicht verabsolgen lassen; er ward mit Silberzeuge bezahlt, und der von Monaux reistete mit der Post, von Paris, im April 1777 ab.

Da man Nachricht eingezogen hatte, daß er seinen Weg durch Bourgogne nehme, so wurde dem Polizeileutenant zu Rouen, Herr v. Royer, geschrieben, und derselbe gebeten, ihn in Verhaft nehmen zu lassen. Allein es war unmöglich, ihn aufzufinden. Seitdem hat er an den Polizeileutenant von Paris, vom 15ten Mai datirt, und unter Strasburger Postzeichen geschrieben, und ihn gebeten, er möchte, ohne Aufhebens zu machen, Nachricht von seinen Schulden einziehen, die er in Paris hinterlassen, und den Belang derselben an den Herrn v. Ecaquelon einsenden. Er fügt hinzu, daß er von seinen Bedienten bestohlen worden, indem sie die Effekten aus seinen Packen herausgenommen, und dagegen Lumpen hinein gemacht hätten. Er bittet um Gerechtigkeit wegen dieses Diebstahls.“

„Dieser v. Monaux ist der gegenwärtige Vicomte v. Tourouvre, welcher Vorhabens ist, französische Handwerker zu verführen, um in fremden Ländern Manufakturen anzulegen. Ob das wohl
seine

seine Absicht ist? Es sey wie ihm wolle, so kann sein Verhalten unmöglich gut seyn, und sein ganzer Plan ist unlängbar nur der, neue Betrügereien zu versuchen.“ *)

VII.

*) Dieses ist die Nachricht, den Herrn von Tourouvers betreffend, wie sie in Schözers Briefwechsel Hest 13. Seite 54. bis 69. Hest 37. Seite 64. und Staatsanzeigen, Hest 3. Seite 302. und folgende gegeben worden.

Es war es aus mehr wie einem Grunde werth, daß wir sie hier, wohin sie eigentlich gehört, mittheilen. Diese Sache hat viel Aufsehens gemacht, und ohnerachtet der v. Moyaux von dem Herrn v. R. nur für einen Freimauern Lehrling erkannt worden, so hat er doch nicht nur von diesem den verlangten Vorschuß erhalten, sondern uns ist auch zuverlässig bekannt, daß die ganze Unternehmung an mehreren Orten für die Spekulation einer Freimaurersekte ist angesehen worden.

Es ist uns nicht möglich gewesen mehrere Data über diese Geschichte zu erhalten. Allein man würde uns, und wahrscheinlich einen großen Theil des Publikums verblinden, wenn man uns nicht nur die hiehergehörigen Druckschriften, sondern auch mehr Partikularien von dem Moyaux mittheilen wollte.

So weit es erlaubt ist, nach den vor uns habenden Erzählungen zu urtheilen; so ist der Boctel von Moyaux eigentlich wohl ein Projektmacher, der vielleicht dabel ein ehrlicher Mann seyn kann; welches um so möglicher ist, da er so viel redliche Leute für sich zu interessiren gewußt hat. Um die Strafbarkeit seiner Schriften, die wir zu besitzen wünschten, einzusehen, müßte man diese kennen. Denn wie mancher ehrliche
Mann

VII.

Pythagoras.

Unter allen Männern, die man bis auf den Sokrates in Griechenland Weise oder Naturkündige nannte, ist keiner, der die Aufmerksamkeit des Geschichtsforschers und Menschenkenners in so vielerley Betrachtungen verdient, als Pythagoras. Er vereinigte in einem höhern Grade, als irgend einer seiner Vorgänger und Nachfolger, reife und oft überdachte Erfahrungen mit unergründlicher Tiefe des Genies. Er besaß vorzüglich das Geheimniß, die mächtigsten Triebfedern des

Aber

Mann ist nicht von französischen Parlamentern und Ministern eben so arg und ärger behandelt worden. Seine Escroquerie ist nicht erwiesen. Die gemachten Schulden war er gesonnen zu bezahlen. Es bleibt also in der That sehr leicht die Möglichkeit übrig, daß man den Moyaux in Mißkredit zu bringen gesucht hat, weil man argwohnte, er wolle französische Handwerker zur Auswanderung verleiten.

Wie sehr dieser angebliche Herr Bicomte v. Tourovres die Freimaurer in seinen Plan zu ziehen gesucht habe, erhellet noch aus folgender Anekdote:

Er übergab nemlich noch am 10ten Januar der ehrwürdigen Versammlung in Heilbronn folgende Vorschläge: Nie könnte, sagte er, der ehrwürdige Orden eine günstigere Gelegenheit finden, um seine Wiederaufhebung zu bewürken. Der Titel einer wohlthätigen und patriotischen Akademie, sey zuversichtlich der anständigste Deckmantel, unter welchem eine

eine

Uberglaubens und der Staatskunst, allen Pomp und Würde der Religion und Tugend, endlich jedem Reiz anziehender und nützlicher Kenntnisse zu den größten Absichten

eine auserwählte Anzahl der angesehensten und aufgeklärtesten Brüder, sich vereinigen, und die Abgesordneten aller Logen, sich zu allen Zeiten im Nothfalle versammeln könnten. — Darauf versprach er der Akademie, unter allgemeiner, besonderer, und immerwährender Verbürgung einen Fond von 4 Millionen 339 tausend 104 franz. Pfund zu $5\frac{2}{3}$ vom Hundert, zu verschaffen. Die Namen derer in Frankreich, die diese Millionen vorschleffen würden, zu nennen, wäre für diese zu gefährlich: also hoffe er, die Versammlung werde so billig und gescheut sein, und solche von ihm zu wissen nicht verlangen. Dieses Kapital nun, müßte, vermittelst der vorhabenden Operationen, wenigstens $8\frac{1}{2}$ vom Hundert eintragen; er wolle aber nur 7, das ist $1\frac{1}{2}$ vom Hundert reinen Gewinn nehmen, machte jährlich 65 tausend und 80 Pfund. Nun auf Kredit eben so viel zum wenigsten, mache wieder 65 tausend 80 Pfund.

Die Druckerei, die er einen der beträchtlichsten Theile der gesellschaftlichen Operationen nannte, sollte jährlich 400 Prozent abwerfen. Nun nur 10 tausend Pfund jährlich hineingesteckt, mache 40 tausend Pfund. Und zusammen 170 tausend 172 Pfund; für jedem der Akademisten jährlich wenigstens 4 tausend Pfund.

Allein in eben derselben Versammlung wurde der Brief des Herrn Ministers v. Vibreze vorgezeigt; auch erzählte der Herr geheime Rath v. N. seine Vorfälle.

sichten anzuwenden; zuerst sich selbst Freunde, Ansehen und Herrschaft über die Seelen seiner Zeitgenossen zu verschaffen, und durch diese nicht sein Vaterland, sondern fremde, bloß durch eine gemeinschaftliche Sprache mit

fälle. Der nun also genannte Abentheurer setzte eine Apologie auf, die wir nicht kennen, und die doch gedruckt, aber keines Auszuges werth seyn soll. Die Szene änderte sich nun. Der B. H. v. Tourouves hatte selbst in Frankreich, wo man doch von denen ihm Schuld gegebenen Verbrechen Notiz haben mußte, verdienter Männer Schutz und Beistand sich erworben. Konnte er nicht nun ausser Frankreich, auch darauf rechnen? Um so mehr, da der Plan vortheilhaft schien, und der Minister v. Vibrete von französischen Handwerkern spricht, wovon in des Tourouves Plan kein Wort steht? Jedermann hatte ihn vom Anfange an in Heilbronn, für einen verständigen und redlichen Mann gehalten. Auch der Prinz v. H. D. hatte ihn geschützt. Aber er verließ ihn jetzt; vielleicht nur, weil der französische Hof hätte böse werden können. Die Justiz verwaltete in dessen ihr Amt ganz sanft an ihm: sie ließ ihn einsperren. Auch der ehrwürdige Orden (welcher? welches Systems?) soll sich eine empfindliche Abndung an ihm verbethen haben. Worin soll und kann sie bestehen?

Nochmals widerholen wir die Bitte: wer theilt uns sämmtliche Aktenstücke, auch gedachte Apologie, und wer eine unpartheische Geschichte vom Anfang bis zu Ende mit? Die Adresse wäre an unsern Verleger.

Die Herausgeber

mit ihm verbundene Menschen zu bessern und glücklich zu machen. Die Gründung und Fortdauer der Gesellschaft, die er stiftete, hatte mehr glückliche, und ihr Umsturz mehr nachtheilige Folgen für die Sitten, Freiheit, Staatsverfassung und Aufklärung eines großen Theils von Griechenland, als die Entstehung und der Untergang einer jeden andern Sekte. Aus ihr gingen mehr große Dichter, Erfinder und Erweiterer der Wissenschaften, mehr berühmte Staatsmänner, Tyrannenwürger, Feldherrn, Gesetzgeber, oder Bilder von solchen hervor, als keine weder ältere noch jüngere Schule erzeugt hat. So gewiß es aber ist, daß die Geschichte dieses Weltweisen wichtiger ist, als die aller übrigen des alten Griechenlandes; eben so wahr ist es auch, daß keine so schwierig, so verwickelt, und seit Jahrtausenden durch so viele Fabeln und Meinungen verdorben ist, als eben sie. Die ersten Geschichtschreiber, die von Pythagoras und seinen Freunden in weitläufigen Werken handelten, lebten fast zwei Jahrhunderte nach dem Untergange des Pythagoreischen Bundes, und schöpften nicht alle aus sicheren, öffentlichen, sorgfältig geprüften Urkunden und Denkmälern, sondern meistens aus Ueberlieferungen, die nothwendig während eines so großen Zeitraums unter den eben so leichtgläubigen als kühn erdichtenden Griechen auf mannigfaltige Art verstümmelt und verfälscht seyn mußten. Und wenn sie auch den seltensten Scharfsinn und den unermüdesten Fleiß mit der reinsten und wärmsten Wahrheitsliebe verbunden hätten, und alle ihre Werke unverfehrt zu

uns gekommen wären, so würden wir dennoch immer fragen und prüfen müssen, ob selbst solche Männer, die mit allen Vorzügen großer Alterthumsforscher ausgerüstet waren, in einer so ungeheuren, alles verkehrenden Entfernung, die Hauptpersonen und ihre Verdienste richtig gefaßt und nach der Natur geschildert hätten. Nun aber ist es gewiß, daß mehr als die Hälfte dieser ersten Schriftsteller über den Pythagoras, leer von allen Tugenden waren, die man von einem jeden Geschichtsforscher fordern darf. Anstatt die verschiedenen Sagen und Ueberlieferungen von ihrem Helden, den die Volksmeinung schon lange in einem Gott, oder Göttergleichen Mann umgeschaffen hatte, nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit abzumägen, und dann die glaublichsten anzunehmen, die zweideutigen abzusondern, und die unglaublichen ganz zu verwerfen, griffen die mehren gerade nach den lächerlichsten Fabeln mit der größten Gierigkeit, schmückten diese noch mit eignen Erfindungen aus, und beugten alles nach ihren Lieblingsmeinungen, die bey der größten Vorsicht schon allein hinreichend gewesen wären, ihre Erzählungen schieß zu machen. Aus dieser großen Verschiedenheit von Gaben, Arbeitsamkeit, Redlichkeit und vorgefaßten Meinungen, entstanden schon in den Werken der ältesten Geschichtschreiber häufige Widersprüche fast über jeden Lebensumstand des Pythagoras, über eine jede Einrichtung seiner Gesellschaft, über eine jede Meinung und Erfindung die ihm oder seinen Anhängern zugeschrieben wurde. Die kühnsten und zuverlässigsten haben sich oft selbst

selbst widersprochen, und Dinge vorgebracht, die gar nicht mit einander bestehen können. Alle diese Verwirrungen, Ungewissheiten und Dunkelheiten würden aber doch mit Hülfe einer strengen Critik gehoben werden können, wenn nur ihre Schriften ganz zu uns gekommen wären. Unglücklicherweise sind aber diese Werke größtentheils verloren gegangen, und aus diesen verschwundenen Schriften, entlehnten wieder, während eines Zeitraums von fünf Jahrhunderten ganze Geschlechter von Geschichtschreibern, deren Namen, Zeitalter und Grad der Zuverlässigkeit oft ganz unbekannt sind. Unter diesen Schriftstellern war keiner, der sich durch hervorstechende Verdienste ausgezeichnet hätte; hingegen viele leichtgläubige, die bekannte geschriebene Fabeln mit neuen unbekanntem vermehrten; viele Unwissende und Nachlässige die Personen und Zeitalter verwechselten; viele Hypothesenerfinder und Beschützer, denen daran gelegen war, daß Pythagoras auch andern das scheinen möchte, wofür sie ihn hielten, und die die Meinungen und Thaten dieses Weltweisen nach ihren Einbildungen modelten; endlich seltsame Zwitter von abergläubischer Schwärmererei und arglistiger Verschmitztheit, die sich für Besitzer göttlicher, übermenschlicher Künste ausgaben, von denen sie selbst nicht recht wußten, was sie glauben sollten, die sie unterdessen zu ihrem Vortheile ausübten, und von Pythagoras ableiteten, um sich desto mehr Zutrauen und Ansehen zu erwerben. Aber auch die Arbeiten dieser Männer hat uns die Zeit entrissen, und von ihnen und der ersten Ges-

schichtschreiber Denkmäler ist nichts zu uns gekommen, als ein roher Haufe widersprechender, ungereimter, und größtentheils falscher Nachrichten und Erzählungen, die drei der elendesten Compileren, sieben hundert Jahre nach dem Tode des Pythagoras zusammengeschleppt haben. Wenn man zu diesen fast unüberwindlich scheinenden Schwierigkeiten noch hinzudenkt, daß man den Pythagoreern schon vor den Zeiten ihrer ältesten Geschichtschreiber falsche Bücher angedichtet, und daß man eben dieses in allen nachfolgenden Zeitaltern fortgesetzt habe, daß diese untergeschobenen Werke bei vielen Gläubigen gefunden, und neue Widersprüche verursacht haben, daß noch jezo unter dem Namen alter Pythagoreer ganze Schriften und einzelne Bruchstücke übrig sind, deren Ansehn ungewiß und schwer zu bestimmen ist, so wird man sehr leicht einsehen, daß eine wahre Geschichte des Pythagoras und seiner Nachfolger so lange vergebens geholt wird, so lange man nicht die Richtigkeit oder Unrichtigkeit Pythagoreischer Schriften, und die Zuverlässigkeit der verschiedenen Geschichtschreiber untersucht und bestimmt hat. Es würde uns zu weit von unserm Zwecke und dem uns vorgezeichneten Plan abführen, wenn wir Herrn Meiners in seinen gelehrten kritischen Untersuchungen dieser Gegenstände nachfolgen wollten. Wir verweisen daher die Leser, die sich davon genauer unterrichten wollen, auf das Buch selbst, wo sie auch eine sehr scharfsinnige Berichtigung der verschiedenen Meinungen über das wahre Zeitalter des Pythagoras, und die ihm ange-

dich

Dichteten Reisen finden werden. Aus der letztern sehen es uns nur erlaubt anzuführen, daß unter allen angeblichen Wanderungen des Pythagoras, der wie bekannt von Samos gebürtig war, nur allein die nach Egypten gewiß ist, die übrigen aber entweder unsicher oder völlig erdichtet sind. Egypten besuchte unser Weltweise, um die Verfassung, Gesetze, Sitten und Religion dieses Volks, vorzüglich aber um die Einrichtung und Kunstgriffe des Priesterordens kennen zu lernen; die sie beinahe zu unumschränkten Herren über die Könige und das Volk gemacht hatten. Er konnte dieses Land besuchen, weil die Griechen lange dahin gehandelt und viele sich da niedergelassen hatten, auch die Priester sogar die Sprache seines Volkes redeten. Er war gewiß in Egypten Gastfreunde, Landleute und viele Eingeborne zu finden, mit denen er sich unterhalten konnte. Diese Vortheile und Bequemlichkeiten würde er in den Phöniciſchen Städten entweder gar nicht, oder in sehr geringem Maasse gefunden haben. Diese waren ihm überdem nicht so wichtig als Egypten, und sein Aufenthalt in Phönicien bleibt daher immer zweifelhaft. Seine Reisen nach Palästina aber, nach Arabien, Chaldäa, Persien und Indien kann man ohne Bedenken für erdichtet erklären. Denn es ist gar nicht einmal denkbar, daß Pythagoras sich unter Völker gewagt haben sollte, die mit den Griechen in keiner Verbindung waren, wo er keine Gastfreunde und Dolmetscher finden, und deren Sprache er eben so wenig, als sie die seinige, verstehen konnte, und solche Länder waren

damals Arabien, Palästina, Chaldäa, Persien und Indien, von welchem letztern man mit Zuverlässigkeit behaupten kann, daß die Griechen es nicht einmal den Namen nach kannten. —

Nach dieser kurzen Ausschweifung, die man uns verzeihen wird, wollen wir jetzt den Leser von den Sagen, Einrichtungen der Lebensart, den Geheimnissen und Symbolen des Pythagoras und seiner Gesellschaft oder seines Bundes unterhalten.

Als Pythagoras sein Vaterland Samos, gegen die Gote Olympiade verließ, weil er unter der Herrschaft des Tyrannen Polikrates, weder Sicherheit für seine Person, noch auch die geringste Hoffnung hatte, sich auf eine seinen großen Talenten und Kenntnissen entsprechende Art jemals empor zu heben; wandte er sich nach Italien, dessen unterste Küste, so wie die Küsten Siciliens schon seit einigen Jahrhunderten von Griechen besetzt, angebaut, und mit Städten bekränzt waren. Er vermied das griechische Asien, weil dieses kurz vorher von den Persern unterjocht worden war: und schifte vor dem eigentlichen Griechenland vorüber, weil die wichtigsten Staaten und Städte, entweder, wie Sparta, allen Fremdlingen Aufnahme und Bürgerrecht versagten, oder doch unendlich erschwerten; — oder weil sie, wie Athen, damals noch zu arm und ohnmächtig waren; oder endlich auch, wie Korinth den Despotismus eines Zügellosen Pöbels eingeführt hatten: eine Regierungsform, die Pythagoras eben so sehr, als die unumschränkte Alleinherrschaft eines Tyrannen haßte.

hafte. Die griechischen Städte in Italien und Sicilien hingegen, kamen in Ansehung ihres Reichthums, ihrer Macht und Volksmenge, den reichsten, mächtigsten und bevölkertesten in Asien gleich, und hatten so vortrefliche Geseze und Verfassungen, daß Pythagoras immer hoffen durfte, sie durch Weisheit und Tugend zu erwecken und wieder herzustellen, wenn sie etwa durch zügellose Sitten erschlaft seyn sollten. Alle alte Schriftsteller stimmen auch darin überein, daß die vornehmsten Griechischen Städte in Italien, besonders Tarent, Sybaris und Kroton zur Zeit der Ankunft des Pythagoras in Groß-Griechenland, unglaublich bevölkert, aber auch in eine fast märchenhafte, oder doch sittenverderbende Pracht, Schwelgerei und Weichlichkeit versunken waren; zwar an äusserm Wohlstande alle Städte des eigentlichen Griechenlandes sehr weit übertrafen, von diesen aber in der Reinigkeit der Sitten eben so weit übertroffen wurden.

Pythagoras wählte unter allen mächtigen Städten in Groß-Griechenland, Kroton zu seinem künftigen beständigen Wohnsitz, wahrscheinlich nicht, weil ihn der Zufall zuerst hieher geschlagen hatte, sondern entweder, weil er sie für gesunder hielt, als die übrigen, oder ihre Einwohner am wenigsten verdorben, und daher zur Erreichung seiner großen Absichten am geschicktesten fand. Gleich nach seiner Ankunft zog er die Bewunderung aller Stände, Geschlechter und Alter auf sich, weil er alle Gaben und Vorzüge besaß, die eine freigebige Natur, verschwenderisches Glück, langwierige Reisen,

sen, reife Erfahrung, vertrauter Umgang mit den größten Männern seiner Zeit, und eine beständige Beobachtung seiner selbst, nur immer verleihen konnten. Vor ihm gieng der Ruf seiner großen Reisen, und seines vieljährigen Aufenthalts in fremden Ländern her, und bereitete die Gemüther zur Ehrfurcht seltener und erhabener Weisheit vor. Er war schön und groß von Person: ein Vorzug der unter den Griechen den tiefsten Eindruck machte, die ungewöhnliche Schönheit ebenso sehr, als große Talente und eine vollkommene Tugend schätzten. Einladender Liebreiz und Ehrfurcht gebietende Würde, waren nicht nur über seinen Körper verbreitet, sondern auch in seiner Stimme, seinen Bewegungen und Reden in seltner Eintracht vereinigt. Hierzu kam endlich eine alles überwältigende Beredsamkeit, die nicht den Ohren und der Eitelkeit eines müßigen und stolzen Pöbels schmeichelte, sondern eingewurzelte, herrschende Leidenschaften und Laster angriff, und die Seligkeiten eines weisen und tugendhaften Lebens verkündigte. Er redete, nicht lange nach seiner Ankunft im Gymnasien, Tempeln, und in dem Versammlungshause des großen Raths, zuerst nur zu den Kindern in Kroton, dann zur stärkern Jugend, und endlich zum regierenden Rath selbst, und auf dessen Befehl, zu den Matronen der Stadt. Und für diese vorzüglichen Ermahnungen erhielt er nicht nur von den Vätern des Volks, öffentliche Danksagungen, sondern wirkte auch auf seine Zuhörer so mächtig, daß die Männer ihre Nebweiber abschafften, die Weiber allen ihren Schmuck,

Schmuck, und ihre kostbaren prächtigen Gewänder, als überflüssige, und ihrer Tugend unwürdige Verzierungen, im Tempel der Juno niederlegten, und der Göttin heiligten; die Jünglinge endlich mit dem lebhaftesten Eifer für nützliche Kenntnisse erfüllt wurden. Aristoteles erzählt, daß die Krotoniaten den Pythagoras, wegen seiner Weisheit, für einen göttlichen Mann, oder gar für ein göttliches Wesen, für den Hyperboreischen Apoll gehalten hätten, der sich in menschlicher Gestalt geoffenbaret, und unter ihnen niedergelassen habe: der Skeptiker Zimon hingegen nannte den Pythagoras einen bezaubernden Schwärzer und listigen Menschenjäger. Diese außerordentlichen Eindrücke, die unser Weltweise in Kroton machte, sind doch nicht unglaublich, und können dem nicht einmal unwahrscheinlich vorkommen, der sich an den ungeheuern Beyfall vieler, weniger großen Männer zu andern Zeiten, und in andern Ländern erinnert.

Bei den so sehr hervorstechenden Verdiensten des Pythagoras, und seiner fast göttlichen Verehrung in Kroton, konnte es nicht fehlen, daß nicht die ersten Männer des Staats, und alle edle, lernbegierige Jünglinge seinen Umgang und Unterricht gesucht hätten. Diese Bewerbung um seine Bekanntschaft war gerade das, was Pythagoras wünschte, und zu bewürken gesucht hatte, und gleichsam der erste nothwendige Schritt zur Vollendung des großen Plans, den er gewiß schon in Egypten entworfen und lange überdacht

hatte, und um den er aus seinem Vaterlande entwichen und nach Italien gekommen war.

Wahrscheinlich prüfte und beobachtete Pythagoras, mehrere Jahre hindurch alle die vornehmen Männer und Jünglinge, die sich um seine Freundschaft bewarben, ohne sich zu verrathen, sehr genau. So wie er sie näher kennen lernte, zog er sich allmählich von denen zurück, in die er einiges Mißtrauen setzte, und verband sich hingegen immer inniger mit solchen, in denen er große Anlagen des Geistes und Herzens entdeckte. Diese legten vermochte er endlich dahin, sich mit ihm in eine Gesellschaft zu vereinigen, und nach ganz eignen, von ihm vorgeschriebenen Gesetzen zu leben und zu handeln. Auf diese Art entstand in Kroton der berühmte Pythagoreische Orden, der auch von einigen der Pythagoreische Bund, die Pythagoreische Verbrüderung und Schule, und vom Herodot sogar die Pythagoreischen Orgien genannt wird.

Die Menge der Theilnehmer dieses Ordens bey ihrer ersten Errichtung, kann nicht genau bestimmt werden. So viel ist aber gewiß, daß auch ausser den Mauern von Kroton, in den größten Städten von Groß-Griechenland, ähnliche, von der in Kroton abhängende, oder wenigstens mit ihr verbundene Verbrüderungen errichtet worden; allein wann und wie sie entstanden, und wie zahlreich eine jede gewesen, ist unbekannt. Eben so zweifelhaft ist auch die Behauptung, daß sich der Pythagoreische Orden nicht nur über Italien und Sicilien, sondern auch bis ins eigentliche Griechenland

und

und in die Griechischen Inseln, ja sogar bis nach Karthago und Kyrene verbreitet habe, oder daß sich hier einzelne Mitglieder desselben gefunden haben.

Die Errichtung der Pythagoreischen Schule, ist gewiß das weiseste System von Gesetzgebung, das jemals zur Vervollkommnung unsers Geschlechts erfunden worden; ein System, das ganz auf die reinste, uneigennützigste Tugend gegründet, und auf die Glückseligkeit ganzer Länder abgezielt war, das endlich nicht nur dem Geiste und Herzen seines Erfinders, sondern der menschlichen Natur selbst Ehre macht, aber freilich nur bei einer kleinen Anzahl auserwählter Männer ausgeführt werden konnte. Nach den Regeln des Ordens konnte in denen, die darnach lebten, keine Kraft und Anlage unentwickelt, und keine Unart oder Gebrechen unbemerkt und ungeschwächt bleiben. Alle Theile des Körpers, alle Fähigkeiten der Seelen, wurden durch die angemessensten, beständig anhaltenden Uebungen bis zur dauerhaftesten Gesundheit, und zur höchsten Wirksamkeit und männlichen Stärke ausgebildet; und Tugenden wurden nicht durch Vorschriften, sondern durch Beispiele gelehrt. Alles, was Pythagoras, bei allen Völkern heilsames beobachtet hatte, sogar die Heiligkeit der Religion und gottesdienstlicher Gebräuche, und das Ehrwürdige herrschender Vorurtheile war meisterhaft genutzt, um den Verehrern seiner Gesetze Ansehn zu verschaffen. Das Gesetzbuch des Pythagoras war so vollständig, daß nach ihm keine Stunde unausgefüllt, keine Handlung ungerregelt, keine Pflicht unbestimmt, kein Gut

Gut oder Vergnügen, unabgewogen blieb. Seine Freunde waren zwar, nach den ersten Hauptstücken desselben, genauer unter sich, als mit ihren Mitbürger vereinigt; allein bloß, um mit verbundenen Kräften desto thätiger an ihrer Glückseligkeit arbeiten zu können. Eben diese Gesetze bestimmten ferner die würdigsten zu Häuptern und Führern anderer Menschen, aber nicht sie zu unterdrücken, sondern um mit ihren eignen Gut und Blut, die Freiheit, Rechte und Sicherheit ihrer Mitbürger zu schützen, gegen jeden der sie angriffe. Man wird vielleicht dies Gemälde für idealisch halten, allein man lese nur folgende Erzählung, und urtheile dann, ob Pythagoras nicht mehr gesegnet zu werden verdient, als wenn er alle die Wissenschaften erfunden hätte, die man ihm zuzuschreiben pflegt. —

In der Wahl der Kleidung nutzte Pythagoras, erstlich die Beobachtungen der egyptischen und anderer Priester, die alle früh bemerkten, daß das Gewand dem großen Haufen, oft eben so sehr als Würden, Verdienste und Tugenden Ehrerbietung einflößten. Er entlehnte daher aus Egypten eine Kleidung, die sich durch Seltenheit und kostbare Einfalt von der Tracht der übrigen Griechen unterschied, und einen Geruch von priesterlicher Heiligkeit über diejenigen verbreitete, die damit angethan waren. Dies war ein Gewand von feiner egyptischer Cattunleinwand, oft mit Purpur gefärbt, oder doch durch Purpurstreifen erhoben, und von blendender Weisse, für deren Reinlichkeit man die größte Sorge tragen mußte. Eine gleiche Sorge wand
man

man auf die Reinlichkeit des Körpers. Man mußte sich daher häufig scheren, und Bäder und Salbungen gebrauchen. Diese Sitte hatte Pythagoras von den egyptischen Priestern angenommen, und wahrscheinlich nicht bloß deswegen, weil er sie für nothwendig, und der Gesundheit zuträglich hielt, sondern weil der Pöbel, von äußerlicher Reinlichkeit und öfteren Reinigungen des Körpers auf Unbeflecktheit und Keuschheit des Herzens schloß, und weil diese Handlungen, nach den Begriffen der damaligen Zeit zu den gottesdienstlichen gehörten. Indessen darf man doch zweifeln, ob Pythagoras hierin so weit gegangen sey, als die egyptische Priester, und so oft als diese, seinen Körper, und vorzüglich das Haupt beschoren habe. Es ist nicht wahrscheinlich, daß Er, der so sehr auf ein vortheilhaftes Aeußere sah, eine die Griechen beleidigende Kahlheit sollte empfohlen haben, und überdem versichern viele Schriftsteller, daß er in seiner Jugend einen reichen Haarwuchs genährt habe.

Die Pythagoreer ruheten auch auf, und unter Decken von weisser Cattunleinwand, und ließen sogar nach dem Tode, ihre Leichname darin einwickeln, darin waren sie den frühern Nachahmern der egyptischen Priestern den Vorstehern und Einweihern der Orphischen Geheimnisse ähnlich. Nach der Meinung des Apollonius hatte Pythagoras deswegen die egyptische Leinwand zur Bedeckung des Leibes gewählt, weil sie eine Gabe der mütterlichen unvergänglichen Erde sey; die wollenen Kleider deswegen aber verboten, um seinen Leib nicht durch

etwas zu beflecken, das von einem lebenden oder sterblichen Geschöpfe genommen, oder ihm geraubt worden.

Eben so voll tiefer Menschenkenntniß und durchgedacht waren die Gesetze über die Vergnügungen und Erholungen, Geschäfte und Arbeiten des ganzen Tages. Körper, Geist und Herz, wurden gleichförmig und verhältnißmäßig geübt und entwickelt, und folgten so zweckmäßig und abwechselnd auf einander, daß aus der einen nie Langeweile und Verdruß, und aus der andern nie Ermüdung oder Erschöpfung entstehen konnte.

Am frühen Morgen wandelten die Pythagoreer in einsame Haine oder Tempel, nicht nur um ihren Körper zu erfrischen, sondern auch um ihr Gemüth zu sammeln, um die Thaten der vergangenen Tage zu überdenken, und endlich um sich auf die Geschäfte des angefangenen vorzubereiten. Mit Hülfe einer Leyer zerstreuten sie die Nebel des Schlafes, ermunterten ihre Lebensgeister, und stimmten die Seele zu einer gesetzten gleichförmigen Thätigkeit. Sie redeten nie mit andern, ohne vorher sich mit sich selbst unterhalten zu haben, weil nach ihrer Meinung Unruhe und Verwirrung des Geistes, und Uebereilung in den Geschäften daraus erfolgen müsse, wenn man sich ohne alle Vorbereitung ins Gewühl von Menschen hineinstürze.

Nach ihren frühen Spaziergängen suchten sie sich einander auf, und wandten die heitersten Stunden des Tages zur Aufklärung des Geistes, zur Erweiterung nützlicher Kenntnisse, oder auch zur Besserung des Herzens an. Dann folgten körperliche Uebungen. Sie
wette

wetteiferten miteinander im Laufen, und ließen sich zugleich salben und reiben; sie rangen und balgten sich in Gärten und Hainen, warfen große Gewichte nach gewissen Zielen, oder tanzten auch gewisse Tänze, die vorzüglich mit heftigen Bewegungen der Hände verbunden waren. Nach diesen Uebungen gingen sie zu ihrem Mittagßmal, oder vielmehr höchst einfachen Frühstück. Kein Fleisch, kein Wein, nur so viel Brod und Honig als zur Stillung des Hungers nöthig war. Nach der Mahlzeit arbeiteten sie in öffentlichen Angelegenheiten, und erst gegen Abend gingen sie zu zwei und drei spazieren, und wiederholten die Materien, worüber sie sich des Morgens unterredet hatten. Diese Spaziergänge wurden mit einem kalten Bade beschloffen, worauf man sich in gemeinschaftlichen Speisesälen zum Nachtessen versammelte, das aber immer vor Untergang der Sonne geendigt wurde. Diese Abendmahlzeiten, an denen nie mehr als zehn Brüder der größern Vertraulichkeit wegen beisammen saßen, wurden immer mit Libationen und Opfern angefangen und beschloffen, bestanden auch aus mehreren und nahrhafteren Speisen, als das Mittagßmal. Sie aßen gekochte und ungekochte Kräuter und Gemüse, Fleisch und Fische aber selten und wenig; auch tranken sie Wein. Nach Tische unterhielten sie sich noch mit einer angenehmen oder unterrichtenten Lektüre, der Älteste schlug vor, was gelesen werden sollte, und der Jüngste mußte lesen, den jener, wo es nöthig war verbesserte und unterbrach. Beim Auseinandergehen wurden noch jedem die Pflichten des Lebens

bens, und die Hauptgrundsätze des Ordens in Erinnerung gebracht. Ehe sie sich zur Ruhe legten, überdachten sie noch vorher, was sie den ganzen Tag über gesehen, gehört und gethan hatten, und bemühten sich dann ihre Seele zu entspannen, und durch die sanften Harmonien der Leier in eine süsse Ruhe einzunwiegen, und zu einem ungestörten und traumlosen Schlafe vorzubereiten.

Nach dieser Schilderung des Tageslaufs eines Pythagoreers, wollen wir jetzt einzelne Theile desselben untersuchen, und auch die noch nicht berührten Ordensregeln nachholen.

Erstlich fällt es selbst dem Unaufmerksamsten auf, wie sehr die zweifache Rückkehr in sich selbst, womit der Tag angefangen und beschlossen wurde, das innere Auge schärfen, einen jeden mit sich selbst bekannt machen, Unbedachtsamkeit und Unüberlegtheit im Reden und Handeln vermindern, und durch das selige Vergnügen, was das Andenken an gute Thaten gewährt, die Liebe zur Tugend stärken, hingegen durch Schaam und Reue, die Reime unmäßiger oder ungeselliger Neigungen allmählich ersticken mußten. Pythagoras schrieb aber diese Uebung nicht bloß als Mittel der Selbsterkenntnis und Bildung des Herzens vor, sondern verordnete sie auch als die vortrefflichste Uebung des Gedächtnisses, und man beschrieb sie daher auch als eine Pythagoreische Gedächtniskunst. Es war den Schülern dieses Weltweisen nicht genug, sich im Ganzen der Begebenheiten eines oder mehrerer Tage zu erinnern, sondern sie

sie bemühten sich, die Spuren derselbigen in eben der Ordnung zu erneuern, in welcher sie selbst einander gefolgt waren. Natürlich mußte durch diese anhaltenden Uebungen, ein Seelenvermögen, das die Alten überhaupt mehr schätzten als die Neuren, ausserordentlich gestärkt werden. Bei der beständigen Erfrischung aller Eindrücke, mußte der Vorrath ihrer Erinnerungen gleichsam eine aneinander hängende Gallerie von Gemälden werden, welche alle wichtigen Auftritte ihres Lebens mit fast unvergänglichen Farben vorstellten. Wahrscheinlich war Pythagoras der erste seines Geschlechts, der die großen Vortheile einer periodischen Prüfung seiner selbst, und regelmäßiger Gedächtnißübungen einsah; gewiß aber war er der erste, der sie öffentlich empfahl, zur Gewohnheit für sich und seine Freunde machte, und aus ihr einen so mannigfachen Nutzen zog, den man einige Jahrtausende nach ihm sich kaum vorstellen kann.

Weniger neu und eigenthümlich sind die Erholungen und Leibesübungen seiner Freunde. Das Spazierengehen vielleicht ausgenommen, waren sie schon alle unter den Griechen eingeführt. Allein die zweckmäßige Vertheilung derselben war doch dem Pythagoras eigen. Sie entsprachen der Absicht, wozu sie erfunden waren, so sichtbar, daß es uns unnöthig deucht, darüber etwas mehr zu sagen.

Ueber die Beschaffenheit und Arten der Nahrungsmittel, die Pythagoras seinen Nachahmern erlaubte, sind sich die Schriftsteller nicht einig. So viel ist ge-

wiß, daß die Pythagoreer der Natur nie mehr aufgedrungen haben, als sie forderte, und daß sie auch niemals durch künstliche Mittel Begierden erregt hätten, um sie mit einem augenblicklichen Kitzel befriedigen zu können. Nur allein Pythagoras verstand die Kunst, üppige, in allen Arten von Wohlleben erweichte Männer und Jünglinge von einer, gleichsam zum Bedürfnis gewordenen Schwelgerei loszureißen, und auf den Weg der einfachen Natur zurückzuführen. Er lehrte nicht bloß die Mäßigkeit, sondern er ließ sie ausüben; er empfahl sie nicht bloß, sondern er zwang gewissermaßen dazu; seine Schüler mußten den ganzen Tag über, weder Wein, noch Fleisch, noch warme Speisen genießen; des Abends aßen sie in der Gesellschaft älterer Mitglieder, die durch ihr Ansehen die jüngeren von allem Uebermaß würden zurück gehalten haben, wenn die Gerichte auch verführerischer, und nicht bloß zur Stillung des Hungers wären zubereitet gewesen. Das einzige zuverlässige Merkmal eines mäßigen untadelhaften Lebens schien dem Pythagoras eine stete Gleichheit des Zustandes des Körpers zu seyn, die nur durch die unvermeidlichen Gesetze der Natur unterbrochen werde. Hingegen hielt er alle Krankheiten ohne Ausnahme, ferner Magerheit, oder plötzliches Verschwinden von Kräften und Fleisch, endlich überflüssiges Fett und Aufgedunsenheit für untrügliche Zeichen von Unmäßigkeit.

Von einem Manne, der nach diesen Grundsätzen lebte, kann man schon erwarten, daß er in der Wahl der Speisen äußerst strenge gewesen sey. Er unter-

sagte

sagte gewisse Speisen nicht bloß deswegen, weil er sie für schädlich und ungesund hielt, sondern weil sie zu den Leckereien der damaligen Schwelger gehörten, oder weil sie nach dem Aberglauben seiner Väter und Zeitgenossen entweder für heilig, oder auch für unrein gehalten, und in den Mysterien verboten wurden. In seiner Diätetik suchte er nicht bloß Arbeiten und Erholungen, Schlaf und Wachen, Essen und Trinken, so genau abzuwägen, daß daraus nothwendig eine dauerhafte Gesundheit des Körpers und Geistes entstehen mußte; seine Absicht bei der Untersagung gewisser Speisen war auch diese, einer zur Sitte gewordenen Schwelgerei zu steuern, der unbegrenzten Leckerhaftigkeit seiner Zeitgenossen keine Nahrung zu geben, und die Religionsbegriffe der Griechen nicht zu beleidigen, weil ihm viel daran gelegen war, mit seinen Anhängern, für reine und unbesteckte Menschen gehalten zu werden.

Keine Frage ist schwerer zu beantworten, als diese: ob Pythagoras seinen Freunden eine gänzliche Enthaltensamkeit von aller animalischen Nahrung empfohlen habe? — Die mehresten Schriftsteller melden, daß die Pythagoreer nach den Gesetzen ihres Lehrers gar keine Fleischspeisen genossen haben. Andere hingegen, und zwar Männer von größerm Gewicht, versichern, daß die ältesten Pythagoreer auch Fleisch, nur nicht von allen Thieren, und auch nicht alle Theile von Thieren gegessen haben. Einige wenige endlich sagen, daß zwar Pythagoras und seine vertrautesten Freunde, die sich nach seinem Vorbilde der höchsten Reinigkeit des Lebens

beflissen hätten, sich von Opfern, von Essen und Schlachten der Thiere unbefleckt erhalten, daß hingegen die niedern Klassen seiner Anhänger, die nicht Kräfte genug gehabt, sich von allen Irdischen abzureißen, wie andre gewöhnliche Menschen gelebt, und animalische Speisen nicht unter die verbotenen gerechnet hätten.

Die Zeugnisse der Alten für eine gänzliche Enthaltung der Pythagoreer von Fleischspeisen, rühren im geringsten nicht von verdächtigen und unberühmten Schriftstellern her, mehrere derselben sind von Weltweisen und Dichtern, die älter, oder eben so alt als die ältesten Geschichtschreiber des Pythagoras waren, und einen großen Namen hatten. Der große Bewunderer und Nachahmer des Pythagoras, Empedokles, sucht die Menschen vom Schlachten der Thiere, als vom Vater- und Brudermorde abzuschrecken. Der große Sternkundige Eudorus erzählt beym Porphyre, daß Pythagoras niemals Thiere schlachtete, niemals von ihrem Fleisch aß, und sich sogar in acht nahm, Köchen und Jägern zu nahe zu kommen, als wenn sie verurtheilt, und mit Menschenblut besetzte Mörder gewesen wären. Eben diese Abgeneigtheit der Pythagoreer gegen die thierische Nahrung bezeugen viele sehr geachtete Schriftsteller. Hierzu kann man noch endlich diesen Grund fügen, daß Pythagoras an die Wanderung von Menschenseelen in Thierleiber glaubte, und daher das Erwürgen und Essen von Thieren für eben so unerlaubte und gewaltsame Handlungen erklären mußte, als den Todschlag und wilde Menschenfresserei.

Indessen läßt sich daraus noch immer nicht der gewisse Schluß ziehen, daß Pythagoras selbst und seine ältesten Freunde, eben die Lebensregel beobachtet haben, die von seinen Nachfolgern ein halbes oder ganzes Jahrhundert nach seinem Tode ausgeübt worden ist. Es ist vielmehr erweislich, daß sich diese in vielen wichtigen Punkten von ihren Vorgängern unterschieden haben; und zu diesen Neuerungen gehört nun auch die größere Strenge in der Lebensart, und die Enthaltung von allen Fleischspeisen. Ueberdem stimmen Aristoteles und Aristoreus, die gelehrtesten und wahrhaftigsten Geschichtschreiber des Pythagoras darin überein, daß dieser Philosoph und seine ältesten Freunde, sich nicht von allen Thieren, sondern nur von einigen Arten, besonders vom Zugochsen und Bock, und dann von einigen Theilen, besonders dem Herzen und der Mutter enthalten hätten.

Diesen Männern trauten Plutarch und die Pythagoreer seiner Zeit, die daher alle ungescheut vom Fleische heiliger Opferthiere aßen. Noch weniger ist die Lehre von der Seelenwanderung ein Grund, warum man das Schlachten der Thiere, und das Essen ihres Fleisches als von Pythagoras verboten, ansehen mußte. Denn selbst die egyptischen Priester, von denen diese Lehre herstammt, erwürgten und aßen fast eben so viele Thierarten als sie göttlich anbeteten, oder auch für unrein hielten. Auch giebt es unter Brahmen mehrere Classen, die zwar die Seelenwanderung annehmen, aber deswegen doch Thiere opfern und essen. Man kann

also nicht schliessen, weil Pythagoras die Einkehr menschlicher Seelen in die Leiber von Thieren lehrte; so konnte er diese weder opfern noch schlachten, noch sich mit ihrem Fleische nähren.

Es läßt sich ferner keine Ursache anführen, warum Pythagoras strenger gegen sich und seine Schüler, als die egyptischen Priester gewesen seyn sollte. Vielmehr muß man vermuthen, daß wenn auch die letztern in ihrer Zurückgezogenheit nur vegetabilische Speisen genossen hätten, Pythagoras sie in diesem Stücke würde verlassen haben, weil er nicht müßige Mönche, sondern thätige Männer für den Staat ziehen wollte. Es ist immer höchst unwahrscheinlich, daß er, der zuerst den Kämpfern eine Fleischdiät empfahl, und seinen Freunden durch alle Arten von Leibesübungen Stärke und Behendigkeit des Körpers zu geben suchte, diese Vorzüge durch eine übertrieben strenge Lebensart sollte verhindert haben.

Indessen erlaubte Pythagoras das Fleischessen seinen Schülern doch nur unter gewissen Bedingungen. Sie durften nemlich nicht von allen Thieren, sondern nur von gewissen Arten, besonders von jungen Böcklein und Schweinen, und auch von diesen nur gewisse Theile bloß alsdann essen, wenn sie den Göttern zum Opfer waren dargebracht worden. Die Pythagoreer aber opferten nicht so viel, als die übrigen Griechen; auch schlachteten sie bei ihren Opfern weder so große Thiere noch in so großer Anzahl, als ihre Zeitgenossen; woraus denn natürlich folgt, daß das Fleischessen für
sie

sie nicht eine tägliche Kost seyn konnte, und im angeführten Falle, nur von jungen, zarten und leicht verdaulichen Thieren genommen wurde.

Die angesehensten Schriftsteller versichern ferner, daß Pythagoras und seine Freunde sich von gewissen Fischarten ganz enthalten, und auch die eßbaren viel seltener als das Fleisch von Landthieren gegessen haben. Eine sehr weise Einrichtung des Pythagoras für seine Gesellschaft, die eine Schule der Mäßigkeit seyn sollte. Er erreichte dadurch zwei große Absichten, die ihm beide gleich wichtig waren; und zwar zuerst die Einschränkung der Schlemmerei der Griechen, denen Fische die feinsten Leckerbissen und die größten Kostbarkeiten der Tafel waren. Ein anderer Vortheil war, daß er und seine Anhänger, für heilige, den Göttern eifrig dienende Männer gehalten wurden, weil sie sich von lebenden Geschöpfen enthielten, die nicht opferbar waren. Der wahre Grund warum Fische nicht geopfert wurden, war dieser: weil die Menschen zu der Zeit, als sie thierische Opfer den Göttern darzubringen anfangen, noch keine Fische aßen. Der Pöbel aber glaubte, daß man sie deswegen nicht auf die Tafel der Götter bringe, weil sie entweder heilig, oder unrein wären.

Unter den vegetabilischen Nahrungsmitteln soll Pythagoras nur allein die Bohnen verboten haben, wie mehrere Schriftsteller sagen. Allein diesen Zeugnissen widerspricht Aristoteles, nach welchem die ältesten Pythagoreer kein Gewächs so häufig genossen haben, als Bohnen, weil sie den Leib gelinde öfneten. Ueberdem

sind die Gründe des Verbots so beschaffen, daß es fast unglaublich ist, daß Pythagoras sie sollte gebraucht haben. Denn wenn man auch drei davon gelten lassen wollte: daß man nemlich keine Bohnen essen müsse, weil sie einige Aehnlichkeit mit den menschlichen Zeugungsgliedern hätten; oder weil sie dem Körper schädlich wären, und unfruchtbar machten; oder weil sie Symbolu der Oligarchie wären; — so läßt es sich doch kaum denken, daß Pythagoras sie verboten, weil sie den Thoren der unterirdischen Götter, und auch dem ganzen Universo ähnlich seyen. Will man aber dennoch die Sage, daß Pythagoras selbst das Bohnenessen verboten habe, nicht aufgeben; so darf man ihn einer solchen Vorschrift halber nicht gleich als einen Abergläubigen verdammen. Er untersagte sie alsdenn entweder, weil er sie für blähend oder gar unfruchtbar machend hielt, oder weil die egyptischen Priester sie verabscheuten, oder weil sie in mehreren Mysterien verboten waren, oder endlich, weil er die Untersagung derselben als eine symbolische Ermunterung zur Keuschheit und wahren Freiheitsliebe ansah.

Durch alle diese Verordnungen glaubte Pythagoras die Schwelgerei und Ueppigkeit, ein paar Ungeheuer, die Uebermuth erzeugten, und Städte und Familien ins Verderben stürzten, noch nicht genug gebändigt zu haben. Er machte es daher zu einem Gesetz, daß seine Freunde zu gewissen Zeiten die herrlichsten Mahlzeiten zubereiten, und die Tafel ihrer Speisesale mit allem besetzen lassen sollten, was die dem Gnumen dienende Künste

Künste nur reizendes erfinden könnten, daß sie alle diese Reichthümer der Schwelgerei eine Zeitlang mit den Augen genießten, und denn zur Besiegung der erregten Begierde von ihren Slaven wegnehmen und verzehren lassen sollten. Dieser Umstand gab in spätem Zeiten zu der Erzählung Anlaß, Pythagoras habe durch Fasten und andre gewaltsame Mittel gegen die fleischlichen Lüste gekämpft, und sie durch Feuer und Schwerdt, und die peinlichsten Kreuzigungen auszurotten gesucht.

Durch diese mannigfaltigen Mittel gegen die Schwelgerei erstickte er das verzehrende Feuer des Triebes der sinnlichen thierischen Liebe in der Geburt. Er warnete und redete nicht bloß wider die Wollust, wie sein würdiger Nachfolger Archytas von Tarent, er schilderte sie nicht nur als eine Feindin der Tugend und Vernunft, oder als die verderblichste unter allen natürlichen Krankheiten und Gebrechlichkeiten unseres Geschlechts, oder endlich als die Mutter von Verräthereien des Vaterlandes, Umkehrungen ganzer Staaten, heimlichen Verbindungen mit Feinden, und den schändlichsten Ehebrüchen und Gewaltthatigkeiten; — er verwandelte sie dadurch in einen heilsamen, der Vernunft gehorchenden Naturtrieb, daß er ihr alle Nahrung entzog, indem er nicht nur seine Freunde mäßig leben, und Leib und Seele beständig üben ließ, sondern ihnen auch Weischläferinnen zu entfernen, ihren Weibern, die durch heilige Bündnisse mit ihnen verbunden worden, getreu zu seyn, und selbst in den keuschen Umarmungen der ehelichen Liebe

ein gewisses Maas, gewisse Zeiten und gewisse Vorsichtsregeln in Acht zu nehmen befahl.

Pythagoras rechnete den Genuß der sinnlichen Liebe mit zu den Dingen im menschlichen Leben, mit denen eine spätere Bekanntschaft am vortheilhaftesten sey. Er rieth daher Jünglinge und Jungfrauen, durch Lebensart, Uebungen und Arbeiten so zu ziehen, daß sie, wenigstens die erstern, sich nicht vor dem zwanzigsten Jahre nach der Vermischung mit dem andern Geschlecht sehnten. Wann aber ein junger Mensch dieses Alter erreicht habe, so müsse er wenn ihm anders Gesundheit und Stärke des Leibes werth sey, der Liebe nur selten pflegen, als welcher die größten Gesetzgeber der Griechen, durch die Verbote der Vereinigung mit Töchtern, Müttern und Schwestern, und aller unnatürlichen und gewaltthätigen Lust, weise Hindernisse entgegen gesetzt hätten. Pythagoras billigte die größte aller sinnlichen Vergnügungen nur alsdann, wenn sie in den Armen einer rechtmäßigen Gattin, allein den Absichten der Natur gemäß zu Erzeugung gesunder und glücklich organisirter Kinder genossen würde. Er untersagte sie sich und seinen Freunden zwar nicht ganz; allein er sah doch auch den mäßigsten Genuß als schwächend an, und rieth daher, sich ihn nur selten, und weniger in der heißen als kalten Jahreszeit zu erlauben. Diese Vorschrift gab er nicht deswegen, weil er befürchtete, durch diese sinnlichen Vergnügungen den Geist an den Körper zu schmieden, oder dadurch in himmlischen Betrachtungen gestört zu werden; sondern

zur

zur Stärkung des Leibes, und um seine Freunde zu hindern, ihre Kräfte nicht in thierischen Vergnügungen zu verschwenden, die sie auf eine edlere und bessere Art zur Wohlfahrt ihrer Freunde und im Dienste des Vaterlandes verwenden könnten. — Pythagoras eiferte ferner wider die viehische Sorglosigkeit, womit die meisten Menschen eins der wichtigsten Werke, die Fortpflanzung ihres Geschlechts unternähmen. Bei Hunden und andern Thieren, (beobachtete er vortreflich) gebe man genau darauf acht, wann und wo, von welchen Eltern und aus welcher Race sie gezeugt würden. Bei der Erzeugung des Menschen hingegen lasse man sich ganz von augenblicklichen Begierden leiten, und gebe ihm mit eben der Gedankenlosigkeit das Leben, mit der man ihn nachher erziehen lasse. Er befahl daher, sich mit der größten Sorgfalt zur Zeugung von Kindern vorzubereiten, vorher mäßig zu leben, sich nicht mit Speisen zu überfüllen, oder mit Wein zu befeuern, weil aus Völlerei eine wüste, unlautere, unharmonische Mischung des Saamens entstehe, und der Grund zur Bösigkeit und Nichtswürdigkeit des künftigen Menschen gelegt werde.

Die Methode, nach welcher er seine Freunde zur unerschütterlichen Gleichmüthigkeit, zur Herrschaft über die heftigsten Empfindungen, zur männlichen Stärke und Erhabenheit der Seele über äussere Zufälle, gewöhnte, ist eben so unverbesserlich. Er untersagte ihnen (und zeigte durch sein Beispiel, daß er nichts unmögliches fordere) alle Ergiessungen von ausgelassener Freude

Freude und übermäßiger Traurigkeit, alle Ausbrüche eines wilden Zorns, und das Krümmen und Binden niederträchtiger Schmeichler. Er verbannte daher aus der Mitte seiner ächten Nachahmer sowohl das frohlockende Jauchzen des Fröhlichen, als die Thränen des Niedergeschlagenen, sowohl die kreischenden Drohungen der Zornigen, als die entehrenden Schmeicheleien der Demüthigen. — Uebernahm aber dennoch jemanden, der noch nicht lange genug an sich selbst gearbeitet hatte, eine plötzlich entstehende Freude, oder Traurigkeit, oder Wuth; so war es Gesetz, sich aus der Gesellschaft anderer Menschen zu entfernen; sich in der stillsten Einsamkeit zu beruhigen, und nichts zu sagen oder zu unternehmen, bis diese inneren Empörungen sich gelegt, und man sich wieder in den Besitz seiner selbst gesetzt hätte.

Unter allen eigenthümlichen Vorzügen der menschlichen Natur und allen Tugenden eines vollkommenen Mannes, schätzte, wie es scheint, Pythagoras keine mehr, als eine gewisse Sanftheit und Milde des Gemüths, die uns gegen Freunde Dienstfertig und ergeben, gegen Fremde und gleichgültige Personen gefällig, und gegen Feinde versöhnlich macht. Er nannte sie Harmonie oder harmonische Stimmung der Seele, und hielt sie für die Mutter der Bescheidenheit, Verschämtheit und allgemeinen Menschenliebe. Er verabscheute hingegen unter allen angeborenen, oder erworbenen und mitgetheilten Misgestalten oder Verunstaltungen unsrer Natur, keine so sehr, als eine wilde
 Roh,

Rohheit oder Verwilderung des Gemüths, deren unzertrennliche Begleiterinnen, Schaamlosigkeit, Mangel von Mäßigung im Glück, wie im Unglück, und unerweichbare Härte seyen, und wodurch der Mensch vom Menschen entfernt, und gegen seines gleichen bei den kleinsten Anlässen entzündet werde. Er befahl daher seinen Schülern, mit ihren Freunden so umzugehen, daß diese nie Feinde werden könnten, und Feinden hingegen so zu begegnen, daß sie Freunde werden müßten. Er machte es ferner zum Gesetz, keine unschädliche, vielweniger nützliche Thiere und Gewächse ohne Noth zu beleidigen oder zu vernichten, und breitete durch dieses Gesetz das theilnehmende Mitgefühl mit dem Wohl und Weh unsrer Brüder, auch über die bloß empfindende und sogar über die empfindungslose Natur aus. Er hoffte nicht ohne Grund, daß Menschen, die sich scheuten, unvernünftige Thiere, und selbst gefühllose Gegenstände zu verletzen, daß solche Menschen sich noch vielmehr hüten würden, ihres gleichen zu schaden, mit denen sie durch die Bande des Bluts und der Freundschaft, oder durch Gleichheit der Rechte, oder doch durch Liebereinstimmung der Natur und Sprache genauer vereinigt wären.

Aus der großen Aehnlichkeit der Lebensart, Grundsätze und Gesinnungen der Pythagoreer, aus ihrem beständigen Zusammenleben, ihrem vertraulichen Umgange, der mehr, als alles dieses, Herzen zusammenziehenden Gemeinschaft großer Entwürfe und Geheimnisse, von denen wir bald reden werden, mußten nothwendig

unter

unter diesen Männern wahrhaftige Heldenfreundschaften, und heilige unzertrennliche Seelenbündnisse entstehen. Die Schriftsteller des Alterthums sagen daher, daß Pythagoreische Freundschaft zu einem Sprichworte geworden, und als eine gleichgeltende Formel für ächte Freundschaft gebraucht worden sey. Pythagoras suchte aber doch noch durch weise Rathschläge, die gleich in Handlung und Gewohnheiten übergingen, das Band seiner Freunde noch fester zusammenzuziehen, und allen möglichen Veranlassungen von Unehligkeit zuvorzukommen; und er wurde daher, wie einer seiner größten Geschichtschreiber, Aristoxenus sagt, der erste Gesetzgeber der Freundschaft genannt. Er rieth einem jeden dahin zu sehen, daß wahre Freundschaft so wenig als möglich Narben und Geschwüre erhalte, weil es schwer sey, alte Wunden, die man ihr einmal geschlagen, in der Folge ganz auszuheilen. Man müsse daher Täufereien und Nechthaberei aus dem freundschaftlichen Umgange verbannen, und Treu und Glauben dürfe man nicht einmal im Scherze verletzen. Selbst freundschaftliche Ermahnungen müßten mit einer solchen Behutsamkeit gegeben, und durch die sanftesten Worte so gemildert werden, daß man die wahre Quelle der aufrichtigsten Sorge für das Beste des Fehlenden nicht verkennen könne. Er erklärte endlich diejenigen für schändliche Verräther, die um blosser unverdienter und unvermeidlicher Unglücksfälle willen, eine geprüfte Freundschaft aufheben, die nur allein wegen einer unheilbaren Verkennung des Herzens sonst geliebter Personen zerrissen werden

den

den sollte. — Nach diesen Grundsätzen lebten die Pythagoreer untereinander, und die Beispiele von willigen Aufopferungen des Lebens und der Güter, die man von ihnen erzählt, werden jetzt nicht mehr unglaublich scheinen.

Bei allen diesen heiligen Verbindungen der Herzen entstand aber unter den Schülern des Pythagoras doch keine kalte Gleichgültigkeit und Verachtung gegen solche die keine Brüder waren. Er empfahl vielmehr Freundschaft oder Wohlwollen aller gegen alle, Ehrfurcht gegen Gott, gegen Eltern und bejahrte Personen, Zärtlichkeit gegen Ehegatten, Kinder und Verwandte, und selbst Schonung gegen unvernünftige Thiere, die mit dem Menschen wenigstens durch gemeinschaftliches ähnliches Gefühl zusammenhingen. Er erlaubte nur allein unverbesserlichen Bösewichtern Feindschaft anzukündigen, und einen ewigen Krieg mit ihnen zu führen. In solchen gerechten Fähden müsse man seinem Widersacher mehr mit Werken als mit Worten verfolgen, und nie vergessen, daß auch der verruchteste Gegner doch noch immer ein Mensch sey.

Wenn man die bisher erzählten Verdienste des Pythagoras um seine Freunde überdenkt, so findet man keine Wirkung der Dankbarkeit natürlicher als diese, daß die letztern ihrem Lehrer, in dem sie den Bilden ihres Herzens und Geistes, und den Schöpfer ihrer Glückseligkeit erkannten, als einen großen und ausserordentlichen, oder, wie die Griechen sagten, göttlichen Mann verehrten. Nach dem Aristoteles theilten die ältesten

Pytha

Pythagoreer alle vernünftige Naturen in Götter, Menschen, und solche Wesen ein, dergleichen Pythagoras sey. Es ist daher auch nicht unglaublich, daß man den Pythagoras bey seinem Leben den Göttlichen genannt, und nach seinem Tode durch das Wort Jener bezeichnet: daß ihn aber seine Freunde als einen wirklichen Gott angebetet, und er sich selbst für einen Gott ausgegeben, ist eine spätere Erdichtung.

Als den stärksten Beweis des göttlichen Ansehns, worin Pythagoras sich bey seinen Schülern gesetzt hatte, führt man gemeiniglich die berühmte Formel, er sagt's an, die statt aller Gründe bey seinen Anhängern gegolten, und wodurch er alles weitere Nachfragen auf einmal abgebrochen haben soll. Allein wer ihn so weit kennt, als er bisher geschildert worden ist, muß sogleich fühlen, daß diese stolze tyrannische Formel nicht einen Weisen zum Urheber haben könne, der mäßige Schätzung seiner eignen, und Anerkennung fremder Verdienste durch Beispiele und Grundsätze lehrte, und daß sie auch unmöglich gegen solche Männer habe gebraucht werden können, dergleichen Pythagoras zu seinen Freunden wählte und bildete. Indessen mag doch dieses: er sagt's, nicht ganz erdichtet, sondern nur mißverstanden worden seyn. Vielleicht brauchten es seine Verehrer als ein Lösungswort, um dadurch anzuzeigen, daß die Meinungen und Rathschläge, die sie im regierenden Rath zu Kroton vortrugen, auch die des Pythagoras seyen: oder sie sprachen es auch aus, um sich unter einander zu sagen, daß gewisse Ent-

Ents

Entschliessungen jezo gefast, gewisse Entwürfe auch von ihm selbst gebilligt worden, und nun ausgeführt werden sollten: oder man erinnerte endlich auch dadurch solche Pythagoreer, die noch in der Prüfungszeit begriffen waren, und also das innere Triebwerk und die Geheimnisse der Gesellschaft noch nicht kannten, daß sie jezo noch nicht die Gründe von dem, was man von ihnen verlangte, oder ihnen verbot und auftrug, erfahren könnten, und sich in manchen Fällen bloß mit dem Ansehen des Hauptes ihres Ordens begnügen mußten. Eine jede dieser Vermuthungen ist gedenkbarer als die Sage, daß Pythagoras seinen Schülern Meinungen ohne Beweise aufgedrungen, und eine löbliche Wißbegierde durch einen unvernünftigen Nachspruch unterdrückt haben sollte.

Nachdem Pythagoras eine gewisse Zahl von geprüften Freunden zusammengebracht, und sie bewogen hatte, nach seinen Gesetzen zu leben und zu handeln, nahm er mit ihnen gleichsam die Verabredung, daß keiner ein Mitglied ihres heiligen Freundschaftsbundes werden sollte, den er nicht vorher geprüft hätte, und der sich nicht solche Prüfungen gefallen lassen würde. Er machte daher nicht einmal jemanden die Hoffnung, ihn dereinst unter seine vertrauteren Freunde aufzunehmen, wenn er nicht vorher dessen ganze Bildung, Mienen, Gebärden, Stellungen, Gang und Bewegungen genau untersucht hatte. Aus diesen äussern Zeichen lockte er Vermuthungen über die Fähigkeiten und Gesinnungen ihm sonst unbekannter Personen hervor,

und er ward daher von den Alten für einen großen Kenner, oder gar für den Erfinder der Kunst gehalten, das Unsichtbare im Menschen aus den Sichtbaren zu errathen. Darauf verließ er sich aber nicht allein. Er forschte weiter nach, wie diejenigen, die sich um seine vertraute Freundschaft bewarben, sich gegen ihre Eltern, Hausgenossen und Freunde betrügen, und wie die letztern beschaffen wären? Er gab auf ihr Lachen, ihr Reden und Schweigen, auf ihre Zerstreuungen und Geschäfte, und alle ihre Bewegungen acht, und untersuchte endlich, ob, wann, bei welchen Gelegenheiten, und wie sehr sie aufgebracht, oder erfreuet, oder niedergeschlagen würden? ob sie zänkisch, ungesellig und roh, oder friedfertig, freundlich und milde wären? Von der Prüfung ihrer Gemüthsart gieng er zur Ergründung ihrer Fähigkeiten über. Er merkte auf, ob sie die Kenntnisse leicht und begierig faßten, und treu und dauerhaft behielten, oder ob das Gegentheil geschähe? Am allermeisten aber suchte Pythagoras zu erfahren, ob jemand anvertraute Geheimnisse aufbewahren konnte, oder ob er geschwätzig, unvorsichtig, mittheilend, und leicht auszuforschen sey. Fand er nun nach allen diesen Prüfungen solche Gaben und Vorzüge als er verlangte, so rückte er solche geprüfte Männer in die Klasse der schon lange Eingeweihten ein, und ließ sie mit diesen dieselben Vorrechte genießen.

Weil Pythagoras die künftigen Mitglieder seines Bundes vorzüglich in Ansehung ihrer Verschwiegenheit prüfte, so wurde die ganze Zeit der Prüfung in der

Folge

Folge die Zeit des Stillschweigens genannt. Dieses Stillschweigen nahm man nun in der strengsten Bedeutung, und überredete sich, daß Pythagoras seinen Schülern geboten habe, ihren Mund während eines Zeitraums von zwei, drei, oder gar fünf Jahren gänzlich zu verschließen, und gegen keinen Menschen auch nur ein einziges Wort vorzubringen. Allein ausserdem daß die Sache ganz unglaublich ist, erwähnt der glaubwürdigste Geschichtschreiber der Pythagoreischen Prüfungsmethode, Aristoxenus nichts davon. Er sagt nur, daß Pythagoras einen jeden vorzüglich wegen der Gabe zu schweigen erprobt, und wenn er diese und andre Vollkommenheiten in Personen gefunden hätte, er ihnen alsdann sein ganzes Zutrauen geschenkt habe. Natürlich wurde es ihm bei dem einen leichter, bei dem andern schwerer ihn genau kennen zu lernen, und eine nothwendige Folge hiervon war, daß der eine früher, der andere später in seine Gesellschaft aufgenommen wurde.

Von beschwerlichen und peinlichen Büßungen derjenigen, die sich zu Mitgliedern des Pythagoreischen Bundes meldeten, sagt kein zuverlässiger Geschichtschreiber etwas. Solche unnöthige, und in dem damaligen Zeitalter mehr abschreckende als einladende Kreuzigungen würden den Absichten des Samischen Weltweisen eben so hinderlich gewesen seyn, als die Prellereien und Foppereien, die Kratin in einem Fragment beim Diogenes, auf eine übertriebene Weise schildert.

Eine gemeine Sage, die aber allem Vermuthen nach wiederum aus Mißverständnis entstanden ist, ist diese:

daß die Pythagoreer entweder gleich, wenn sie sich zu künftigen Mitgliedern angaben, oder auch wenn sie ihre Prüfungszeit überstanden hatten, ihr ganzes Vermögen der Gesellschaft überliefert hätten, und daß daher unter den Pythagoreern eine völlige Gemeinschaft der Güter eingeführt gewesen sey. Dieses Zusammenhäufen aller Habe, welches Pythagoras zugleich mit der Zusammenschmelzung der Seelen verbunden haben soll, ist eine so unwahrscheinliche Sache, und eine mit der Klugheit dieses Mannes so wenig vereinbare Unternehmung, daß man sie läugnen könnte, wenn sie auch nicht von den ersten und zuverlässigsten Geschichtschreibern verworfen würde. Aristoreus erzählt, daß die Pythagoreer bei der Gefahr von Brüdern, deren Glück einen nahen Umsturz drohte, alle Baarschaft die sie nur aufbringen konnten, zusammenraffen, um ihre wankende Freunde zu unterstützen. Diese Beispiele von Nothhülfe begleitet Diodor mit der Anmerkung, daß die Pythagoreer mit einem jeden Bruder, der sein Vermögen verlohren hatte, das ihrige brüderlich getheilt, und daß sie diesen Freundschaftsdienst nicht bloß denjenigen, mit denen sie täglich umgegangen wären, sondern auch solchen, die sie nie von Person kennen gelernt, erwiesen hätten. Die Veranlassungen der Meinung von der Gemeinschaft der Güter liegen in den Aussprüchen des Pythagoras, die nachher unter den Griechen Sprüchwörter wurden: daß die Freundschaft eine völlige Gleichheit, und eine Zusammenschmelzung mehrerer Herzen in Eins, und ein wahrer Freund ein anderes Ich oder Selbst

Selbst sey, daß daher unter Freunden alles gemein seyn müsse. Dieß letzte Freundschaftsgesetz legte man fälschlich so aus, als wenn Pythagoras alles Eigenthum einzelner Mitglieder hätte aufheben, und aus den Gütern aller einen gemeinschaftlichen Fond des ganzen Ordens hätte stünden wollen.

Nichts ist glaublicher, als was Diogenes beim Jamblich erzählt, daß die Pythagoreer ein jedes unwürdiges Mitglied, das wider die Grundsätze ihrer Gesellschaft gräßlich sündigte, von dem gesunden Körper abgesondert, für todt erklärt, und ihm als einen Verstorbenen ein Grabmal gesetzt hätten. Falsch hingegen ist der Zusatz, daß sie einen solchen ausgestossenen Bruder zweimal so viel, oder noch mehr zurückgegeben hätten, als er bei seinem Eintritt in die Kasse der ganzen Gesellschaft eingeliefert hatte.

Aus dem bisherigen kann man die Hauptklassen der Anhänger des Pythagoras leicht bestimmen, wenn man diejenigen nicht mit dazu rechnet, die seinen und seiner Schüler Reden zuhörten, ohne sonst mit ihnen in nähere Verbindung zu kommen. Es waren nemlich zwei; erstlich solche, die Pythagoras geprüft hatte, und denen er sich ganz offenbarte; und dann solche die noch geprüft wurden, und vor denen man noch immer etwas zurück hielt. Es ist wahrscheinlich, was die meisten bezeugen, daß die noch nicht bewährten Freunde des Pythagoras, Akustiker oder Akusmatiker und Exoteriker; die geprüften hingegen entweder Esoteriker oder Mathematiker genannt wurden. Auch ist es nicht unglaublich, daß die

letzteren nach ihren verschiedenen Fähigkeiten, entweder für die Erforschung und den Vortrag von Wissenschaften, oder auch für öffentliche Geschäfte, entweder die Namen von Theoretikern oder Physikern, oder auch von Politikern und Nomothetikern trugen. Falsch hingegen ist es, daß die einen deswegen Esoteriker und Mathematiker genannt worden, weil sie den Pythagoras innerhalb des Vorhanges gehört, und seine geheimsten Lehren ausführlich und mit allen ihren Beweisen aus seinem Munde empfangen hätten; die anderen hingegen Exoteriker und Akusmatiker, weil sie den Pythagoras außerhalb des Vorhanges gehört, und sich bloß mit gewissen, kurzen und unbewiesenen Lehrsätzen hätten begnügen müssen.

Dies war die ganze innere Einrichtung der Pythagoreischen Gesellschaft; und nun wird jeder Leser entscheiden können, ob es ihm glaublicher vorkomme, daß diese Männer in einer beständigen Entfernung von öffentlichen Gesellschaften gelebt, und sich ganz in die Betrachtung und Erforschung himmlischer und unsichtbare Dinge versenkt haben; oder ob er es den Sätzen des Pythagoras entsprechender finde, daß er und seine Schüler ihre Kenntnisse und Kräfte, in einem thätigen Leben und in der Uebernehmung öffentlicher Aemter und Würden zum Dienste ihres Vaterlandes angewandt haben? Das letztere behaupten alle zuverlässigen Schriftsteller. Sie stimmen darin überein, daß die Pythagoreer, in allen Städten, wo sie sich fanden, eine genau verbundene Gesellschaft von Staatsmännern ausmachten, die nach den vortreflichen Grundsätzen ihres Oberhauptes öffentliche

liche Angelegenheiten verwalteten, Sitten und Gesetze zu verbessern, Alleinherrschaft, oder übermäßig drückende Gewalt eines oder einiger Tyrannen zu hindern und zu vertilgen, Eintracht und Friede unter allen Ständen zu erhalten, und eine gemäßigte, auf das Glück aller abzielende Aristokratische Regierungsform einzuführen und zu befestigen suchten. Schon Theopomp hielt den Pythagoras zwar nicht für einen so edel denkenden Staatsmann, als er wirklich war, aber doch für einen feinen politischen Kopf, der unter dem Vorwande seiner scheinbar schönen Philosophie, sich der Alleinherrschaft zu bemächtigen, und ähnliche gewaltthätige Gesinnungen seinen Schülern einzuführen gesucht hätte. Aristoreus, dieser vortrefliche Schüler des Aristoteles erzählt, daß die Pythagoreer den ganzen Nachmittag auf politische Angelegenheiten verwandt hätten; daß man ihnen alle Abend beim Weggehn von ihren Gastmälern eingeprägt habe: der Gerechtigkeit und den Gesetzen zu helfen, und mit der Ungerechtigkeit und Tyranei einen unaufhörlichen Krieg zu führen; endlich, daß die Pythagoreer folgende Ermahnung, als den Inbegriff ihrer und aller rechtschaffenen Männer Sittenlehre beständig wiederholt hätten: daß man auf alle nur mögliche Arten, und selbst mit Feuer und Schwerdt, vom Körper Krankheit, von der Seele Unwissenheit, oder vielmehr rohe Ungebildheit, vom Bauche Schwelgerei, von Städten Aufruhr, von Familien Uneinigkeit entfernen und vertilgen, und in allen Dingen sich vor Uebermaaß hüten müsse. Auch Dikarch erzählt, daß

Pythagoras das Haupt einer mächtigen Gesellschaft gewesen sey, die sich über viele Städte verbreitet, selbst benachbarte ungriechische Könige und Dynasten zu Mitgliedern gehabt, allenthalben einen überwiegenden Einfluß in Staatsgeschäfte erhalten, und endlich durch ihren Untergang die größten Unordnungen in allen Staaten von Groß-Griechenland nach sich gezogen habe. Polybius, Cicero und Diodor reden vom Pythagoras, als einem Manne den die Krotoniaten in den wichtigsten Fällen und Angelegenheiten um Rath befragt und gefolgt hätten, und von den Gesellschaften der Pythagoreer, als von den Häuptern und Vornehmsten in den Groß-Griechischen Staaten, die sie viele Jahre hintereinander durch ihre Weisheit, Beispiele und Gesetze blühend gemacht hätten. Endlich erzählt Strabo von den Tarentinern, daß auch sie die Pythagoreische Philosophie angenommen hätten, und daß unter den Weltweisen aus dieser Schule vorzüglich Archytas lange mit vielem Ruhme seiner Vaterstadt vorgestanden habe.

Mit diesen ältern Geschichtschreibern stimmen auch die jüngern überein, und widersprechen nur allein sich selbst. Apollonius, dessen erster Grundsatz war, unbekannt zu leben, oder doch unbekannt zu sterben, und der diesen Grundsatz für ächt Pythagoreisch hielt, schildert doch die Pythagoreer als eine Oligarchische Parthei, die fast alle Gewalt in Kroton in Händen gehabt, und sich der Wahl von Magistratspersonen durchs Loos mit der äussersten Gewalt widersetzt habe. Nikomachus redet an vielen Orten von den Pythagoreern, als von

himmlisch

himmlisch gesinnten Forschern und Liebhabern der Wahrheit, die alle irdische Dinge verachtet hätten; unter andern hingegen pflichtet er denjenigen Erzählungen bei, nach welchem Pythagoras nach seiner Ankunft in Italien viele Staaten von Tyrannen entlastet, und in ihre alten Rechte und Freiheiten wieder eingesetzt habe. Er nennt die Städte welche durch die Pythagoreer aus der Sklaverei gerissen worden, und hält gar den Charondas und Zaleucus, die berühmtesten Gesetzgeber in Groß-Griechenland für Mitglieder des Pythagoreischen Bundes. Er versichert ferner, daß aus der Schule des Pythagoras nicht nur die größten Dichter und Weltweisen, sondern auch Gesetzgeber hervorgegangen seyen, und daß die von ihnen geschriebenen Gesetze sogar ins eigentliche Griechenland wären übertragen worden. Auch die beiden Diogenesse stimmen mit diesen Erzählungen überein. Der erstere gesteht daß es unter den Pythagoreern Staatsmänner und Gesetzgeber gegeben habe; daß die Städte in Italien ihnen die wichtigsten Aemter und große Macht anvertraut, und daß sie eben deswegen zur Zeit der Pythagoreischen Schule am meisten geblüht hätten. Auch sezet er hinzu, daß diese Männer aus vielen Städten Tyrannen verjagt, und ihnen eine freie Regierungsform wiedergegeben hätten. Diogenes von Laerte sagt, daß Pythagoras den italienischen Griechen Gesetze gegeben, und dreihundert Freunde in Kroton um sich her versammelt habe, die gleichsam einen Aristokratischen Körper ausgemacht, und den Staat vortreflich regiert hätten.

Alle diese Zeugnisse werden leichtlich einen jeden überzeugen, daß Pythagoras vorzüglich deswegen seinen Bund errichtet habe, um durch die Hülfe, Weisheit und den Arm der ganz von seinem Geiste beselten Freunde einen mächtigen Einfluß in alle Staatsverwaltungen von Groß-Griechenland zu erhalten.

Der Untergang des Pythagoreischen Ordens wird zwar nicht von den zuverlässigsten Geschichtschreibern genau mit denselben Umständen vorgetragen, allein sie stimmen doch fast alle in der Angabe der Veranlassungen und Folgen desselben überein. Man mag daher wählen, welchen Führer man will, so muß man immer zugestehen, daß solche Verschwörungen, denen die Pythagoreer unterlagen, nicht gegen eine Schule von ruhigen, alle öffentlichen Geschäfte fliehenden, und sich selbst lebenden Weltweisen statt haben könnten, und daß die Ermürgung oder Verjagung von bloß speculirenden Grüblern nicht solche fürchterliche Zerrüttungen ganzer Staaten hätte nach sich ziehen können, als unlängbar auf die Vertilgung der ältesten Pythagoreer folgten.

Die Ursache der Verschwörung, die Jamblich aus dem Aristoxenus ausgezogen hat, ist folgende: Ein reicher Krotoniate, mit Namen Nylon, verlangte ein Mitglied des Pythagoreischen Bundes zu werden: er wurde aber abgewiesen, weil er ein kühner, unruhiger und herrschsüchtiger Kopf war. Er brachte aus Rache eine Verschwörung wider die Pythagoreer zu Stande, der sie nach langem Widerstande endlich unterlagen. Sie waren eben in dem Hause des Milo versammelt, und

rath-

rathschlagten über wichtige Kriegsangelegenheiten, als sie von der Nothe des Kylon überfallen wurden. Diese Wüthenden zündeten die Wohnungen, in welchen sie beisammen waren, an, und erwürgten oder verbrannten alle, den Archytas und Lysis ausgenommen. Nach diesem Vorfall bekümmerten sich die Pythagoreer um keine wichtige Angelegenheiten mehr, theils weil die Städte sich ihrer nicht annahmen, am meisten aber, weil die Häupter ihres Ordens, und ihre größten Staatsmänner gefallen waren. Von denen entronnenen gingen einige nach Griechenland, die übrigen versammelten sich in Rhegium, und blieben ihrer Lebensart und ihren Grundsätzen getreu, ohngeachtet ihr Bund aufgehört hatte. —

Nach dem Diktarch ergriffen die Verschwornen nur vierzig Pythagoreer auf einem Haufen, und ermordeten die übrigen einzeln, wie sie sie in der Stadt antrafen. Pythagoras selbst aber entfloh, und wandte sich zuerst nach Lokri. Die Einwohner sandten ihm einige Mitglieder des regierenden Rathes mit dem Bedeuten entgegen: daß sie ihn zwar für einen ausserordentlichen und weisen Mann erkannten, daß sie aber auch mit ihrer gegenwärtigen Verfassung zufrieden wären, und hinfort auch über ihre Gesetze halten wollten. Sie ersuchten ihn daher, sich einen andern Aufenthalt zu wählen, doch seyn sie bereit, ihn mit allem was er brauchte, zu unterstützen. Eben so wurde Pythagoras in Tarent empfangen und abgewiesen, und kam endlich nach Metapontum. — Einen ruhigen Wahrheitsforscher würde man

man gewiß nicht das Einkehren in mehrere Städte verwehrt haben.

Den Nachrichten des Apollonius zu folge hatten die Pythagoreer schon lange vorher dadurch den allgemeinen Haß auf sich gezogen, daß sie so genau unter sich verbunden waren, und sich so sehr von ihren Mitbürgern unterschieden. Diese Unzufriedenheit wurde nicht wenig vermehrt, als nach der Zerstörung von Sybaris vorzüglich auf ihr Anstiften die eroberten Ländereien nicht nach dem Wunsche des Pöbels ausgetheilt wurden. Sobald dies die Feinde der Pythagoreer merkten, thaten sie den Vorschlag, der mit dem größten Beifall aufgenommen wurde, daß alle öffentliche Würden und Aemter, einem jeden Mitbürger, der Verdienste besäße, offen stehen, und alle Magistratspersonen einer gewissen Zahl von Männern, die durchs Loos aus dem ganzen Volk erwählt würden, Rechenschaft ablegen sollten. Diesem für alle alte Freistaaten so verderblichen Entwurfe widersetzten sich die Pythagoreer aus allen Kräften, richteten aber weiter nichts aus, als daß sie ihre Gegenparthei verstärkten, und die Wuth des Pöbels noch mehr wider sich reizten. Zwei Auführer, Kylon und Ninon, die durch niederträchtige Verläumdungen die Väter des Vaterlandes aus dem Wege zu räumen, und zugleich durch kriechende Schmeicheleien sich selbst zu Führern des Volks zu erheben suchten, flagten die Pythagoreer öffentlich an. Der letztere stellte sich, als wenn er in alle ihre Geheimnisse eingeweiht wäre, und ließ ein untergeschobenes Buch ablesen, dessen Inhalt

tyran-

tyrannische und oligarchische Gesinnungen, ausschließenden Eifer für das Wohl der Gesellschaft, Verschwörung wider das Volk, und Verachtung aller derer, die nicht zum Bunde gehörten, enthielt und empfahl. Er warf es den Krotoniaten als etwas ihrer unwürdiges und sie entehrendes vor, daß sie sich von dreihundert Männern beherrschen ließen, sie, die sie tausendmal so viel am Teientfluß überwunden hätten. Er ermahnte sie endlich, den Verräthern fernerhin kein Gehör zu geben, die es auf alle Weise zu hindern gesucht hätten, daß sie sich zur Behauptung ihrer Freiheit nicht einmal hätten versammelt und berathschlagen sollen. Durch diese Reden wurde der Pöbel so erbittert, daß er einige Tage nachher zusammenlief, um die Pythagoreer umzubringen. Allein diese flohen entweder in heilige Schutzörter, oder auch ausser der Stadt. Nach der Entweihung selbst wurde ihre Sache untersucht, und von bestochenen Schiedsrichtern aus Tarent, Kaulonia und Metapontum, dahin entschieden, daß sie, die Pythagoreer, samt ihren Familien, und denen, die mit der neuen Verfassung unzufrieden wären, auf ewig verwiesen seyn sollten. Erst nach vielen Jahren, und nach dem Tode der Hauptauführer sahen die Krotoniaten das Unrecht ein, und söhnten sich mit den Verwiesenen, deren nur noch wenige waren, wieder aus.

IX.

D. Jakob Price zu London.

Wenn die meisten Alchemisten die Welt durch die Versicherung, sie hätten wirklich aus einem oder dem andern unedlen Metalle Gold gemacht, betrogen, und gegen ihre Prahlereien eine gerechte Eifersucht erregt haben: so sind allerdings andere zu weit gegangen, wenn sie, was sich nie wird erweisen lassen, diese Verwandlung für ganz und gar unmöglich ausgegeben, und alle Erzählungen, die sich davon in Schriften gefunden, ohne Unterschied mit dem gehäßigen Namen der Betrügerei gebrandmarkt haben. Einige, freilich und der geringste Theil, haben offenbar, man mag nun die Denkart der Schriftsteller, die Stufe ihrer Aufklärung, die Absicht ihrer Erzählung, oder andere Umstände in Erwägung ziehen, so viele Glaubwürdigkeit, als nur irgend eine historische Thatsache haben kann.

Ein Beispiel der besten Art schien D. Jakob Price zu Guilford in England zu geben. Wenn man den einzigen Umstand ausnimmt, daß er die Bereitungsart seines färbenden Pulvers nicht angegeben hat, so zeigte er so wenig von der sonst so äußerst verdächtigen Zurückhaltung gewisser, nur ihm bekannter, Kunstgriffe, setzt sich so weit über die gewöhnlichen Vorurtheile und den Eigennuß anderer Alchimisten hinweg; und belegt die Beschreibung, die er davon in einer eigenen Schrift von einigen Bogen liefert, mit solchen Zeugnissen, daß man wohl thut, ihn darüber selbst zu hören.

Er gab davon selber in seinem Account of some experiments on mercury, Silver and Gold, made at Guilford in May 1782. in the Laboratory of James Price, M. D. F. R. S. to which is prefixed an abridgment of Boyles account of a degradation of Gold. Oxford 1782. 28 Seiten in 4. umständlichen Bericht. Wir wollen ihn selber hören.

„Fleißiger Umgang mit alten chemischen Schriftstellern, sagt er, und frühe Anhänglichkeit an diejenigen Zweige der Chemie, welche sich mit Metallen beschäftigen, ließen mich glauben, daß die Wunder, welche jene in ihren jetzt wenig gelesenen Schriften erzählen, zwar oft übertrieben sind, aber wenigstens einigen Grund haben. Die Erscheinungen, die ich beständig bei meinen Untersuchungen sah, trugen viel dazu bei, mich in dieser Meinung zu bestärken. Ich fand auch, daß einige Entdeckungen, die man für Entdeckungen unsrer Zeit hält, wirklich schon bei sehr alten Schriftstellern vorkommen; aber in so dunkeln Ausdrücken, daß man eher die Sache nöthig hat, um ihre Beschreibungen zu erklären, als ihre Beschreibung gebrauchen kann, um die Sache aufzuklären.“

„Mich dünkt, die Sätze der Spagirischen Weisen in Absicht auf die Metalle ließen sich sehr leicht mit den Begriffen der neuesten Scheidekünstler vereinigen. Daß ihr brennbares Wesen in der neuen Sprache, oder ihr Schwefel in der alten, im ganzen Eins ist, wird nun allgemein zugestanden; daß die unvollkommenen Metalle einen salzigen Grundstoff haben, wußten oder glaubten
die

die alten Chemisten, und bezeichneten dieses nach Boerhave mit einem Kreuze in ihren Charakteren. Prof. Bergmann zu Upsala vermuthet, aus den Versuchen des scharfsinnigen Scheele, die eine wirkliche Säure im Arsenik erwiesen, daß alle unvollkommene metallische Körper eine Säure, wenigstens ein Salzwesen zur gemeinschaftlichen Grundlage haben.“

„Was die Erde der Metalle betrifft, so haben die meisten einen Unterschied angenommen; allein da man eigenthümliche Schwere gewöhnlich als ein sicheres Merkmal von wirklicher Aehnlichkeit zwischen zwei sonst unähnlichen Körpern ansieht, so war es wahrscheinlich, daß Quecksilber und Gold eine beinah gleiche Grundlage hätten: die merkwürdige Aehnlichkeit in dem Verhalten des Silbers und Quecksilbers, zu Auflösungsmittein und andern chemischen Kräften, war jedem Chemisten bekannt.“

„Diese und tausend andere Aehnlichkeiten, die theils zu alltäglich, theils zu geringe sind, als daß ich sie erzählen sollte, fielen mir in einem ununterbrochenen Gange von Untersuchungen auf, in die mich eine brennende Neugierde sehr früh verwickelte; ich hatte nachher theils durch den Unterricht, den ich andern gab, und theils aus verschiedenen Gründen, die ich hier nicht anführen will, Anlaß, sie mit Stellen in Büchern zu vergleichen, die lauter solche Lektüre enthalten, die niemals gelesen wurde. Unter diesem ungestalteten Klumpen, wo Meinung mit Meinung focht, und ein Chaos den Streit entschied, verführte mich der Schimmer einiger
einiger

einiger zerbrochener Edelgesteine, meine Untersuchung weiter zu treiben, und, wo möglich, auf den Grund zukommen; das trübe Wasser erlaubt mir nicht, in die untersten Tiefen zu blicken, aber ich kehre zurück, um zu zeigen, daß ich unter der Oberfläche, und zwar nicht ganz vergebens, gewesen bin.

„Chemisten mehrere Winke zu geben, würde unnöthig, andern würde es unnütz seyn; Anspielungen auf chemische Thatsachen würden für die letztern unverständlich seyn; der erste Theil ist also nur für Weise durchs Feuer; denn wer kann eine Wissenschaft auf einer Seite lehren?“

„Von Thatsachen hingegen können alle Leute von gemeinem Menschenverstande gleich gut urtheilen. Nachdem ich also die Gründe, warum ich die Untersuchung angestellt, zum Theil angegeben habe, gehe ich nun zur Bezeugung ihres Erfolgs über.“

„Nichts von der Bestätigung zu erwähnen, welche dieser Versuch dadurch erhält, wenn man erwäget, wie schwer es hält, Menschen auch von gemeinem Verstande, in einer Sache zu betrügen, die vor ihren Augen vorging: so haben die Zeugnisse, die ich hier anführe, besondere Vorzüge. Der Charakter vieler Zuschauer bei diesen Arbeiten, die ich in der Folge nennen werde, ist in der bürgerlichen und gelehrten Welt zu bekannt, als daß sie der Sache nicht Gewicht geben sollten. Unter den übrigen waren einige Glieder einer Gesellschaft, deren Gegenstand es ist, Wahrheit durch Versuche zu entdecken, zu scharfsinnig, um einen Irrthum unbemerkt

entwischen zu lassen, und das heilige Amt anderer müßte sie verpflichtet haben, ihn, wenn ich ihn mit gutem Willen begangen hätte, mit öffentlichem Tadel zu bestrafen.“

„Bei meinem ersten Versuche hatte ich wirklich nur so viel Zeit, den Hauptmann Grose, der durch seine Untersuchungen und Schriften den Alterthumsforschern vortheilhaft bekannt ist; den Herrn Anderson, einen Geistlichen bei Guilford, der in der untersuchenden Naturkunde und ihren chemischen Zweigen sehr bewandert ist; und Hr. Kussel, eine obrigkeitliche Person dieses Orts, der durch sein Gewerbe, mit dem äussern Aussehn der edlen Metalle, mit den gewöhnlichen Arbeiten, welche dabei vorgenommen werden, und mit den Arten, ihren Werth im Handel zu bestimmen, sehr genau bekannt ist, um ihre Gegenwart zu bitten.“

„Da der erste Versuch geschwind bekannt wurde, so fanden sich zu den folgenden mehrere Zuschauer ein, und der siebente wurde vor einer so ehrwürdigen Gesellschaft angestellt, daß mir in Absicht auf Zeugniß wenig mehr zu wünschen übrig war.“

„Die Versuche, die ich zu erzählen habe, sind übrigens von einer so ungewöhnlichen Art, und bestätigen eine so allgemein verworfene Meinung, daß ich, um ihnen Eingang zu verschaffen, eines solchen Zeugnisses bedarf; sie sind in einer beträchtlichen Entfernung von der Hauptstadt gemacht, und daher konnten sie von manchen nicht gesehen werden, denen ich sie zu zeigen für ein Glück geschätzt hätte.“

„Zu

„ Zu diesen Versuchen, in welchen eine so außerordentliche Veränderung mit dem gebrauchten Metalle vorging, hatte ich alles aufgewandt, was ich davon besaß; auch kann ich mir diese Materie nicht zum zweiten male verschaffen, als durch eine Arbeit, die eben so verdrüßlich als mühsam, und, wie ich neuerlich erfahren habe, der Gesundheit nachtheilig ist, deren Wiederholung ich also vermeiden muß. — Auch würde die Wiederholung die Thatsachen nicht mehr bestätigen, oder ihnen mehr Glauben verschaffen. Daß mehrere glauben würden, wenn mehrere dabei gewesen wären, ist freilich wahr; allein, da die Zuschauer niemalsen so zahlreich sind, als diejenigen, welche die Sache nachher erzählen hören: so muß der größte Theil, wenn sie anders glauben, zuletzt doch auf blosses Zeugniß glauben.“

„ Vor dieser Bekanntmachung hatte ich oft Gelegenheit, die Meinungen vieler über diese Sache zu hören. Einige sagen, sie können die Theorie der Arbeiten nicht einsehen. Die Sache sey daher nicht wahr. Andere fragen: wenn sie wahr ist, ist sie auch vortheilhaft? Schlecht denkende Leute sagen aus, die Sache sey nur ein Taschenspielerstreich gewesen, und nennen, ohne sich um Evidenz zu bekümmern, mich mit aller Bescheidenheit einen Schurken, und die Zuschauer betrogene Thoren. Und einige Helden des Unglaubens erklären, sie wollten es nicht glauben, wenn sie auch mit eigenen Augen sehen, und mit eigenen Händen betasten könnten.“

„Leuten, die von Vorurtheil oder Geiz eingenommen sind, oder von jedermann schlecht denken, wird keine Antwort genug thun. Aber aufrichtige und unpartheiische Männer darf ich fragen: durch welche Betrügereien sich verhindern läßt, daß das Quecksilber in der Glühbize nicht kocht, wie im II. Versuch, oder wenn es wirklich kocht und abdampft, wie es durch den Zusatz einer Materie, die nicht über $\frac{1}{480}$ seines Gewichts beträgt, wie im III. Versuch, plötzlich fest gemacht werden kann?“

„Man kann (jedoch nicht leicht vor zwölf oder vierzehn Zuschauer) Metall heimlich in den Tiegel bringen; dies ist aber im IV. und V. Versuche gewiß nicht geschehen, wo das Silber mit acht mal mehr Gold, als das Gewicht des darauf gestreuten Pulvers ausmacht, bereichert wurde, und doch das ganze Gewicht des Gemenges eher ab, als zunahm; dies hätte aber nicht geschehen können, wenn ein betrügerischer Zusatz gebraucht worden wäre. Ich könnte ferner fragen (obgleich dies nicht für das Publikum überhaupt, sondern nur für Leute, die meine Lage kennen, gehört): was konnte mich verleiten, solche mühsame und krumme Wege einzuschlagen, um in übeln Ruf zu kommen, da ich ganz unabhängig, und im Rufe eines guten Chemisten war.“

„Ich kenne die Macht des Vorurtheils zu wohl, um zu viel zu erwarten; aber die Neugierde des Publikums wurde so rege gemacht, und mein Charakter so streng untersucht, daß ich es beiden schuldig war, folgende kurze Erzählung davon aufzusetzen. Alle Zeugen
eines

eines jeden Versuchs haben sie durchgelesen, und ich bitte sie nun öffentlich, ohne die mindeste Furcht von Widerspruch, um ihre Bestätigung.“

„Ich habe meine Arbeiten so genau als möglich von den Zuschauern beobachten lassen; ihr Rang und ihr Scharfsinn machen mir eben so viel Ehre, als ihre Aufrichtigkeit ihnen selbst.“

„Was auch das Publikum davon urtheilen mag, so hielt ich es für nöthig, ihm die Sachen voraus vor Augen zu legen. Ich werde mich glücklich schätzen, wenn ich Glauben finde, aber mich nicht wundern, wenn es nicht geschieht. Mit Vertrauen auf meine Rechtschaffenheit, und seine Aufrichtigkeit erwarte ich dessen Entscheidung, nicht ohne Bekümmerniß, aber ohne Zittern. Die Ehre, welche neuerlich die hohe Schule, der ich meine Erziehung zu danken habe, meinen chemischen Einsichten erwies, macht mir Muth; ein besserer Bewegungsgrund, als Eitelkeit, ermuntert mich, dies öffentlich zu sagen. Dadurch ist mein gelehrter und sittlicher Charakter wenigstens bei der gemeinen Prüfung gesichert.“

Jetzt ist es nöthig, die Versuche selbst anzuzeigen.
I. Versuch, den 6 März 1782. vor den Hrn. Anderson, Große, d. ält. und d. jüng. und Ruffel.

Herr N. brachte 1 Loth Quecksilber, welches Hr. G. d. ä. bei einem Apotheker in der Stadt gekauft hatte, in einem kleinen heßischen Zigel, in welchen vorher ein Fluß geworfen worden, der aus Vorax, den Herr N. gebracht, und einem Stücke Holzkohle, welches der

jüngere G. blindlings aus einem ganzen Korbe voll herausgenommen, und die übrigen untersucht hatten, und einem kleinen Stück Salpeter, welches auch ohne Wahl vom Hrn. A. aus einem großen im Laboratorio befindlichen Vorrathe herausgenommen wurde; alles wurde vorher in einem Mörsel, den die ganze Gesellschaft vorher recht angesehen hatte, untereinander gerieben, und mit einem kleinen Stempel in den Ziegel eingedrückt. Auf diesen Fluß goß A. das Quecksilber, und auf dieses ein von N. sorgfältig abgewogenes halbes Gran eines dunkelrothen Pulvers, das D. Price brachte. Dieser letztere, der wegen seiner größern Fertigkeit am besten das Feuer regieren konnte, setzte dann den Ziegel in eine mäßige Glühhitze, und bat die Gesellschaft um genaue Aufmerksamkeit, damit kein vorseßlicher Betrug angenommen werden könnte.

Ungefähr $\frac{1}{4}$ Stunde, nachdem das Pulver eingetragen, und der Ziegel ins Feuer gesetzt war, bemerkte man, daß das Quecksilber dennoch kein Zeichen vom Abdampfen oder Kochen gab. Das Feuer ward verstärkt; man gab genau acht, nichts fremdes kam in den Ziegel, und nun ward auf einmal alles stark roth, oder vielmehr weißglühend, man tauchte die Spitze einer eisernen Ruthe nur ein klein wenig hinein, als sie kalt war, nahm und brach man die Schlacken ab, zeigte sie der Gesellschaft, und fand sie voll kleiner Kügelchen eines weißlich gefärbten Metalls. Dies konnte nicht Quecksilber seyn, da es offenbar in dieser strengen Hitze

bestän-

Beständig geblieben war, sondern ein Mittel Ding zwischen Quecksilber und einem vollkommenen Metall.

Man warf wieder etwas vom N. gebrachten Borax hinein, und verstärkte das Feuer. Man gab genau Acht, als die weiß glühende Hitze ohngefähr $\frac{1}{4}$ Stunde gedauert, nahm man den Tigel sorgfältig heraus, und ließ ihn nach und nach kalt werden. Bei dem Zerbrechen fand man ein Kügelchen gelbes Metall, und in den Schlacken noch kleinere, beim Wägen fand sie N. 10. Gran schwer; dieses Metall wurde in einer Phiole mit dem Siegel des N. versiegelt, um nachher zu untersuchen, ob es Gold sey.

Am nächsten Morgen fand man das Siegel unversehrt, es ward vom A. erbrochen, und nun das Metall hydrostatisch untersucht. Das größere Korn wog in der Luft $9\frac{1}{4}$ Gran; in destillirtem auf 50° Fahrenh. erwärmtem Wasser, verlor es etwas über $\frac{1}{3}$, nicht ganz $\frac{1}{2}$ Gran, man nahm es gemeinschaftlich zwischen $\frac{7}{8}$ und $\frac{1}{2}$ Gran an. Die spezifische Schwere war also etwas über 18:1. Wäre nur $\frac{1}{3}$ im Wasser verlohren gegangen, so würde sie über 24:1 gehen, und die Mittelzahl $21 + \frac{1}{7}$ seyn. Am besten bestimmt man sie, = 20:1.

Nun schlug man das Kügelchen platt zu Blech, und N. prüfte es nach der Kunst. Er erklärte es für eben so gut, als das Grangold der Goldscheider.

Hierauf ward das Blech entzwei getheilt. Eine Hälfte ward von A. vor der Gesellschaft versiegelt, und vom Higgius, einem Freunde des D. Price, unter-

sucht. Das übrige gab in Königswasser (aus Salmiak und Scheidewasser) eine Auflösung, die reich genug war, um mit Zinnauflösung einen recht fetten mineralischen Purpur zu geben. In etwan 4 Stunden war das angewandte Stück Metall zugleich aufgelöst, und am andern Morgen ward die Auflösung in eben der Gesellschaft, bis auf \mathcal{L} . der nicht kommen konnte, in 3 Theile zu eben so vielerlei Versuchen getheilet.

Zu dem 1ten wurde, nachdem er mit Wasser verdünnet worden, nicht brausender Salmiakgeist gegossen, und von dem Staube, der in großer Menge niederfiel, nach gehörigem Scheiden und Trocknen 1 Gran auf eine Zinnplatte gelegt, und heiß gemacht. Es knalzte stark, und dieser Versuch ward dreimal wiederholt.

Zum 2ten wurde nach dem er verdünnt war, Zinnauflösung in Königswasser gegossen; es fiel in beträchtlicher Menge ein karmosinrother Saß nieder. D Price trocknete ihn, und vermischte 5 Gran davon mit $\frac{1}{2}$ Loth eines schmelzbaren Glasfalzes, das aus gestoffenen Kieseln, und dem Flusse zum Casischen Rubinlase bestand. So erhielt man in etwa 3 Stunden ein durchsichtiges Glas, welches, wieder erhitzt, eine schöne Karmosinfarbe annahm. Das Residuum erhielt bei längerem Feuer auch eine glühende Röthe.

Den 3ten Theil vermischte der Doct. mit Vitriolnaphthe, sie bekam auch die gelbe Farbe davon, die sie immer von einer Goldauflösung erhält; und nachdem die Naphthe in einem flachen Gefässe abgedampft war, blieb

Blieb ein hin und wieder geflecktes Purpurchäutchen an den Seiten hängen.

D. Higgins hatte das versiegelt ihm zugesandte Stückchen Metall auch geprüft, und war mit der Reineigheit des Goldes völlig zufrieden.

II. Versuch. Bei D. Price, den 8ten Mai 1782, Zeugen, D. Spence, und die Hrn. Clarke, Anderson, beiden Grose und Ruffel.

Auf einen Fluß (bestehend aus 2 Loth Kohlenst. $\frac{2}{3}$ Loth Borax, und 1 Skrupel Salpeter) ward 1 Loth Quecksilber, bei einem Stadtpotheker gekauft, und nachdem er etwas warm geworden war, darauf 1 Gran eines weissen Pulvers eingetragen.

Der Tiegel war glühend, aber das Quecksilber lag ruhig auf dem Boden, ohne zu dampfen noch zu kochen; so blieb es auch, da der Tiegel in voller Gluth stand. Man hielt $\frac{3}{4}$ Stunden mit dem Feuer an, und verstärkte es so sehr, daß alles weiß glühete, und deckte inzwischen einen kleinen Tigel, den man zuvor genau versehen, umgestürzt darauf, damit keine Kohlen hinein fallen möchten. Man sah viel weisse Metallkugeln durch die ganzen Schlacken zerstreut; davon brachte man 10 Gran zusammen, die R. mit sich nahm.

Man sammelte noch einige Kugeln, die zurück geblieben waren, als man den Tigel klein stieß und alles schlemmte; man schmolz alle zusammen, und hatte nun 13 Gran.

D Price merkte an, er habe zu viel Kohlen genommen, darum wären die Kügelchen durch die ganze Masse zer-

zerstreut, und das Pulver an die Seite des Tiegels gesprüht. Auch wäre etwas Quecksilber durch die Hitze verflüchtigt worden, welches man auch bei näherer Besichtigung des Tiegels fand. Der Versuch ward vor 4 dieser Zeugen am andern Morgen wiederholet.

III. Versuch. Man nahm das noch übrige Loth Quecksilber, und ohne Wahl Holzkohlen und Borax aus dem im Laboratorio vorhandenen Vorrath. Der jüngere G. stieß sie klein, und trug wie im II. Versuch, das Quecksilber darauf in den Tigel. Kaum $\frac{1}{2}$ Gran weißes Pulver, vom N. abgewogen, wurde darauf gestreut; durch eine zufällige Verzögerung hatte das Quecksilber schon angefangen zu kochen, allein so wie das Pulver hinein kam, hörte das Kochen auf, ob man gleich dem Tigel und dem Quecksilber darin eine noch viel stärkere Hitze gab. Auch da alles glühete, kochte es nicht. Man stieg mit dem Feuer nach und nach auf, bis der Tigel weiß glühete, ließ ihn dann kalt werden, und zerschlug ihn; auf dem Boden lag ein sehr schönes Korn von einem feinen weißen Metall, 4 Gran schwer.

IV. Versuch. An demselben Tage, in derselben Gesellschaft, ward folgender Versuch mit Silber angestellt. N. wog 1 Quent. Gransilber ab, welches von bekann- ten Goldscheidern gekauft worden. Er brachte es in einem kleinen Tiegel auf einen genau untersuchten Fluß, und als das Silber im Schmelzen war, warf er kaum $\frac{1}{2}$ Gran vom rothen Pulver darauf. Man stellte den Tigel ins Feuer, ließ ihn $\frac{1}{4}$ Stunde darin stehen, dann aber durch den jüngern G. ein Stück Borax aufs Metall wer-

werfen. Bald darauf vermuthete D Preece aus dem Ansehen des Flusses, der Ziegel sey gesprungen, man nahm ihn also vom Feuer, er war wirklich geborsten, und mußte erkalten, da man ihn denn zerbrach. Man fand ein Metallkorn auf dem Boden, das beim Abwägen keinen Verlust zeigte, so daß glücklicherweise der Fluß ausgelaufen war.

V. Versuch. Weil der Ziegel gesprungen war, ward in derselben Gesellschaft und des Hrn. Gartwaide, der letzte Versuch wiederholt. N. wog 30 Gran oben erwähntes Gransilber ab, und brachte sie auf einen mit eben der Vorsicht genommenen Fluß von Kohlen und Borax, in einem kleinen heftischen Schmelztigel. Als das Silber floß, warf A. $\frac{1}{2}$ Gran des rothen Pulvers hinein, und 5 Minuten darnach ein anderes Boraxglas darauf. Nachdem der Zigel $\frac{1}{4}$ Stunde weiß geglühet hatte, nahm man ihn heraus, ließ ihn erkalten, zerbrach ihn und unter dem Flusse, der schon glatt geflossen war, lag auf dem Boden ein Metallkorn, welches beinahe, jedoch nicht ganz genau, sein ursprüngliches Gewicht hatte.

Es ward wie beim IV. Versuch von N. nach der Kunst probirt und gefunden, daß beide Gold enthielten. D. Price probirte das Korn auch, auf dem Probirstein, mit Salpetersäure; man sah einen Goldstrich zurück bleiben; da hingegen der Strich von einem Stücke eben des Gransilbers, wovon ein Theil zum Versuche genommen worden, neben dem Striche von dem durch diesen Versuch gewährten Silber, aufß Benetzen mit

mit Scheidewasser gänzlich verschwand. Der Strich von dem veredelten Silber blieb auch, nachdem zu wiederholten malen starkes Scheidewasser darauf gegossen worden. Es ward gelb, und die ganze Gesellschaft also überzeugt, daß in dem geschmolzenen Silber nun Gold sey.

Keiner von den metallischen Körpern, die Goldfarben haben, hätte bekanntlich die hier angewandte Hitze ausgehalten, ohne sich zu zerlegen; z. B. geschwefeltes Zinn, und Kupfer oder Nickelkönig hätten sich eben so wie Silber im Scheidewasser aufgelöst. Und in den Tigel konnte, bei so genauer Aufmerksamkeit, gewiß kein Metallkorn heimlicher Weise hinein praktisirt worden seyn.

Nun wurden die Metallkörner zusammengeschmolzen. Beim Erkalten nahm man wahr, daß die Oberfläche desselben mit abwechselnden Streifen und Furchen schön gezeichnet war; dies bemerkt man nicht leicht bei geschmolzenem Silber. D. Price behielt davon 10 Gran zu seiner Untersuchung, und die andern 80 Grane nahm Hr. N. zu sich, um sie kunstmäßig zu prüfen. Der erstere fand $\frac{1}{8}$ Gold in dem ganzen Korne. N. ließ in wenigen Tagen alles oben erwähnte Gold, Silber, und Gemenge aus Gold und Silber, bei Probiermeistern ohnweit Cheapside probiren. Sie probirten jedes Stück besonders nach der Kunst, und bezeugten: das Gold und Silber sey von der vollkommensten Reinigkeit, und das veredelte Silber halte den 8 Theil an Golde. Diese

Nach

Nachricht ward vor den Zuschauern des VII. Versuches am 25 Mai wiederholt.

Es war merkwürdig, daß sowohl Goldscheider als Probirmeister anfangs einen glücklichen Fortgang unmöglich hielten, und aus Vorurtheil die Reinigkeit der Metalle in Zweifel zogen, ob sie gleich gestanden, sie sehen gewöhnlichem Gold, sehr gleich. Die Probe zerstreute ihre Zweifel sogleich, und sie bekannnten mit Erstaunen, daß die Metalle ganz rein seyn, und bestätigten dieses in ihrer davon aufgesetzten Nachricht.

VI. Versuch. Angestellt den 15 Mai 1782. vor den Hrn. Norton, Clarke, Anderson, beiden Grose, D. Spence und Hallemby; mehrenmalen wiederholt vor den Hrn. Anderson, Spence und jüngern Grose.

Aus einem Troge, in welchem viel Quecksilber zu Versuchen mit Lustarten war, nahm jemand 4 Loth, und rieb sie in einem kleinen hölzernen Mörsel mit 2 Tropfen Bitriolnaphthe; auf dieses Quecksilber, welches ausnehmend glänzend und flüßig war, wurde kaum 1 Gran des weissen Pulvers gebracht, und etwan 3 Minuten lang damit gerieben. Als man das Quecks. aus dem Mörsel goß, war es schwärzlich geworden, und floß langsam; nach 10 Minuten ward es aus diesem Gefässe gegossen, und floß noch beträchtlich weniger; in $\frac{1}{4}$ Stunde wurde es so dick, daß man kaum alles ausgießen konnte, und es schien voller Klumpen zu seyn. Als es nun durch ein Tuch gepresset ward, blieb eine Materie, wie ein sehr steifes Amalgama zurück. Nachdem das noch flüchtige Quecksilber, daraus abge-

trieben

etrieben war, brachte man es auf eine Kohle, und richtete die Flamme einer Lampe darauf mit dem Löthrohre, da denn bei einer sehr starken Glühitze ein schönes weißes Metallkorn zurück blieb, das sich in allen Prüfungen als Silber zeigte. Es wurde vor der Gesellschaft geschieden und gewogen; das Gewicht betrug 18 Gran. Allein es blieb viel in dem durchgepreßten Quecksilber; dies wurde nachher geschieden, und wog 11 Gran. Das Ganze belief sich also auf 29 Gran; das Pulver hatte also um 28 Gran an Schwere zugenommen.

5 Quent. Quecks. wurden eben so, wie jene 4 Loth, herausgenommen, mit Naphthe gerieben, und nachher kaum $\frac{1}{4}$ Gran jenes rothen Pulvers darauf getragen; die Masse, die einem Amalgama glich, nach ein viertelstündigem Stehen, ebenfalls durchgepreßt, und das noch flüchtige und unveränderte Quecksilber von dem Löthrohre abgetrieben; es blieb ein gelbes Metallkorn von 4 Gran zurück. Nach längerem Stehen erhielt man noch $4\frac{1}{2}$ Gran davon, welche sich auf dem Probestein durch Scheidewasser nicht abwischen ließen. Nur sehr wenig davon lösete man in Königswasser auf; diese Auflösung gab mit der Auflösung des Zinns einen purpurrothen, mit der von Eisenvitriol einen bräunlichten Niederschlag. Der Zuwachs an Golde war also zu dem gebrauchten Pulver = 24 : 1.

Der erste Theil dieses Versuch's ward den 18 Mai vor 5 Zeugen wiederholt. — 4 Loth Quecksilber, gaben bei gleicher Behandlung, und mit den erzählten Erscheinungen einen Klumpen, wovon die Hälfte (um die
schäd:

schädlichen Quecksilberdünste des Ganzen zu vermeiden), nach angewandtem Löthrohre und bewürkter Glühitze, und dadurch ausgetriebenen Merkur, 12 Gran weißes Metall (nach den Versuchen eben so viel Silber), gab. Das Produkt verhielt sich also zum Pulver = 28: 1.

Etwann $1\frac{1}{2}$ Loth eben des Quecks. brachte der D. in ein anders Gefäß, und etwa $\frac{1}{2}$ Gran rothes Pulver darauf; es ward zusammen gerieben, stand 1 Stunde, ward dann durchgepreßt, und das Wenige, so man erhielt, vor's Löthrohr gebracht, es gab etwann 1 Gran Metall, welches, bei der Prüfung mit Scheidewasser, Gold enthielt. Weil es zu klein war, ging es verlohren.

VII. Versuch. Am 25 Mai 1782, Zeugen: die Lords Dunslow, King und Palmerston; Sir Borker, Sir Clarke; die Hrn. Manning, Anderson, Polle, Robinson, Mann, Godschal, Smith, Godschal der jüngere, Gregorn, Russel, D. Spence.

4 Loth Quecksilber wurden mit einigen Tropfen Naphthe auf bekannte Art gerieben, mit Zusatz kaum 1 Grans vom weißen Pulver. Das Quecksilber veränderte sich, wie schon bekannt ist; man goß es in ein kleines Glas, ließ es $\frac{3}{4}$ Stunden stehen, und, um es nachher durchzupressen, hierauf auf ein Tuch. Es floß jetzt so zähe wie Gruze. — Nach dem Durchpressen blieb im Tuche ein Amalgama, und nachdem auch davon das noch zurückgebliebene Quecksilber durch die Hitze abgetrieben war, blieb ein Kügelchen weißes Metall, wie Silber anzusehen, übrig, und blieb vor dem Löthrohre 2 Minuten in glühender Hitze. Es wog 10 Grane;

Grane; außs Ganze fielen also 40 Gran auf 1 Gran Pulver, das im durchgepreßten Quecksilber, gebliebene, nicht mit gerechnet.

Eodem, iisdem præst. trug Herr A. 1 Loth Quecksilber außs Zinnober wieder hergestellt, und von ihm selbst mitgebracht, auf den gewöhnlichen, mit Vorsicht gesammelten Fluß; es ward in einem vorsichtig besesehenen Mörsel gerieben, und in einen englischen Ziegel geschüttet, welchen Lord P. ohne Wahl außs mehrern im Laboratorio befindlichen hervorgesucht hatte. Der Fluß ward mit einem ebenfalls untersuchten Stempel in den Ziegel gedrückt, und in das Grübchen das Quecksilber gegossen, worauf Lord P. $\frac{1}{2}$ Gran vom rothen Pulver, genau gewogen, eintrug. Der Ziegel ward dann mit einem genau besichtigten Deckel zugedeckt, und mitten zwischen glühende Kohlen in den Ofen gestellt. Verschiedene Zuschauer standen mit unverwandten Blicken dicht ant Ofen. Als der Ziegel in voller Gluth war, sah' man, wie das Quecks. ganz ruhig blieb, ohne zu kochen und zu dampfen; so blieb es auch, da es durchaus glühete. Man setzte den Deckel wieder auf, verstärkte das Feuer, daß der Ziegel weiß glühete, und hielt damit $\frac{1}{2}$ Stunde an; dann nahm man den Ziegel heraus, ließ ihn kalt werden, und zerschlug ihn.

Man fand ein Metallkugelchen, glatt geschmolzen, und genau in die Höhlung der auseinander klaffenden Schlacken passend, auf dem Boden. Beim Blasen fiel es unter den Scherben des Ziegels auf die Erde; Lord P. hob es auf und zeigte es der Gesellschaft; in
ihrer

Ihrer Gegenwart wurde es in die Höhlung des verglasten Borax gelegt, worin es noch ganz genau paßte. Noch waren viel andre Kügelchen an den Seiten des Tiegels durch die Schlacken zerstreut, und es wurden daher Scherben davon unter die Gesellschaft auf ihr Vergehren ausgetheilt. — Das Korn, das auf dem Boden lag, wog etwann 15 Gran, G. nahm es nebst dem Silber mit sich, und schickte es an Lord P. zur Untersuchung; auch gab er das Gold, nebst des Probiermeisters Bericht darüber, so wie das Silber, zurück. Es war dem Probierer durch den Schreiber der Goldschmidsinnung empfohlen: er berichtet, es sey reines Gold. Dennoch ward es noch vom D. Price an Hr. Lock, einen erfahrenen Goldschmid zu Oxford, ohne weiteres Beifügen, zur Untersuchung gegeben; und dieser bezeugte, es sey reines Gold, folglich besser als das gewöhnliche Englische.

Mit fast noch mehr Vorsicht, im genauesten beobachtet, von Seiten der Zuschauer, wurden am fünften Tage darnach noch 2 Versuche wiederholt; und 12 Gran weißes Pulver machten von 60 Loth Quecksilber, bis $2\frac{1}{2}$ feines weißes fixes Metall, also = 50:1. — Und 2 Gran rothes Pulver machten von 2 Loth Quecks. $\frac{1}{2}$ Loth, also 60 mal mehr als es selbst schwer war, zu einem gefärbten fixen Metalle.

Diese letztern Stückchen Gold und Silber, als ein Theil von dem Produkte des ersten Versuches, haben Sr. Großbritanische Majestät Höchstsichselbst in Augenschein genommen. Es ist bekannt, daß dieser liebens-

würdige König, den Wissenschaften königlichen Schutz und Beistand angedeihen läßt.

Es war sehr natürlich, daß diese zu Guilford gemachten Versuche, in London Aufsehen erregten. Die besten dortigen Chemisten als Kirwan, Higgins u. a., ersuchten den D. Price verschiedentlich, entweder die Versuche in ihrer Gegenwart zu wiederholen, oder ihnen sein Verfahren mitzutheilen; allein vergeblich. Gegen das erstere Zumuthen wandte er ein, er habe kein Pulver mehr, und die viele Zeit, die Mühe die es erfordere, die Kosten die es mache, schreckten ihn ab, jemals wieder an die Arbeit zu gehen. Dem letztern Verlangen suchte er immer auszuweichen, und wollte nicht recht mit der Sprache heraus. Und dennoch hatte er seiner sehr bekannten chemischen Einsichten wegen, den Doktorgrad erhalten, und war als ein Mann von Vermögen und Ehre bekannt. Indessen besorgte er die zweite Ausgabe seiner Erzählung, welcher er eine Nachricht vorgesetzt, die in Deutschland nicht sonderlich bekannt geworden, und die wir daher mit seinen Worten anführen. Hier ist sie.

„Der Verfasser der folgenden Erzählung ist gesonnen, einen Anhang herauszugeben, in welchem er versuchen wird, die Grundsätze einiger seiner Arbeiten zu erklären, und ihre Aehnlichkeit mit den Versuchen anderer Chemisten von Ansehn, zu zeigen. Da die Sammlung derselben einiges Nachlesen und Aufmerksamkeit erfordert, so kann er nicht genau bestimmen, wann die-
ser

fer Anhang erscheinen wird; aber es wird so bald als nur möglich geschehen.“

„Er ergreift diese Gelegenheit zu bemerken, daß die Nachrichten, welche herumgehen, als wenn er sich in diesen Versuchen geirrt, und ein Quecksilber gebraucht hätte, welches zufälliger Weise mit Gold angeschwängert gewesen, weil man es aus einer Manufaktur von gemahlenem Golde genommen u. d. g. ganz ungegründet sind, wie wirklich aus dem IV. V. und VII. Versuche erhellet.“

„Er hat bei seinem Nachsuchen keine Ursache gefunden, zu glauben, daß das Quecksilber, welches er zu diesen Versuchen brauchte, mehr kostbares Metall mit sich führete, als gewöhnlich in allem Quecksilber steckt, und wirklich ist der Einfall, als wenn man in Manufakturen das Quecksilber so sehr angereichert aus den Händen ließe, ohne alles Gold auszuziehen, was auf die gewöhnliche Art geschieden werden kann, so sehr unwahrscheinlich, daß er kaum einer Widerlegung bedarf. Er bittet auch um Erlaubniß zu bemerken, daß die Herren, welche in einigen öffentlichen Schriften die ihm ertheilte Würde als eine Folge dieser Versuche ansehen, nicht recht berichtet waren; wie fast alle Glieder der Gesellschaft wissen; noch konnte das wirklich statt finden, indem der Doktorgrad ihm schon einige Zeit, ehe diese Versuche zu Oxford bekannt waren, ertheilet worden war. Er ward ausdrücklich wegen seiner ersten chemischen Arbeit desselben gewürdigt, und zwar auf eine so ruhmvolle Weise, daß er es für anständig hielt,

seine Dankbarkeit in der Einleitung zu dieser Schrift zu bezeugen.“

„Manche andere Anmerkungen kann ein aufmerksames Durchlesen der Geschichtserzählung entfernen. Nur hat er noch das hinzuzusetzen, daß er befürchtet, seine Nachricht, der er nur den unbedeutenden Titel: *Versuche mit Quecksilber gab*, möchte in der Welt als eine Ankündigung von der Entdeckung des Steins der Weisen ausposaunt worden seyn, den er im gewöhnlichen Sinne des Wortes, vielleicht so wohl als andere, für blosses Hirngespinnst hält.

Demohngeachtet fing man in London an, den D. Price allgemein für einen Betrüger zu halten. Einige Mitglieder der königlichen Gesellschaft trugen sogar auf eine Ausstosung an. Allein seine Freunde sollen diesen Schritt verhindert haben, der auch in der That sehr voreilig gewesen wäre.

Die Urtheile des Publikums wurden immer unglimpflicher und härter. Man verbreitete das Gerücht, daß er dem Herrn Kirwan sein Verfahren mitgetheilet, aber ein Versehen dabei eingestanden. Man wußte nicht anzugeben, was für eins? Aber die ganze Nachricht war auch falsch. Zu seinem Unglück war er als ein Mann bekannt, der sich noch nicht vom Daseyn eines Gottes überzeugen können. Und ein solcher Mann, schrien die Leute, verlangt, man soll ihm seine Lügen aufs Wort glauben? Er indessen versprach nun zwar, seinen Prozeß aufzusetzen, und Londoner Chemikern zu übergeben. Allein nach und nach faßte er den Ent-

schluß,

schluß, den ganzen Auftritt, auf folgende, für ihn und fürs Publikum traurige Weise, zu endigen.

Schon vom November 1782 bis zu Ende Jänner 1783 hielt er sich in London auf, und stand seiner Versuche wegen mit Sir Joseph Banks in Unterhandlungen. Man setzte ihm stark zu, und lockte ihm wenigstens das Versprechen ab, den Versuch zu wiederholen. Jetzt suchte er von Londoner Feuerkünstlern, Nachrichten von hermetischen Prozessen zu erhalten; z. E. von den Versuchen Constantins, den die deutschen Alchimisten recht gut kennen; von Marggrafs Versuch, Silber aus Quecksilber mittelst der Phosphorsäure zu ziehen, von Wenzels Zerlegung der Metalle, und dergleichen. Im Jänner gieng er nach Guilford, wo er zu Hause war, wahrscheinlich um zu laboriren, denn einem seiner Freunde, der ihn nach seinem Hause einladete, um einige Zeit bei ihm zuzubringen, ließ er antworten, er könne nicht, weil er auf 6 Wochen sehr wichtige Geschäfte habe. Diese ganze Zeit über, bemerkten die Leute, die um ihn waren, öfters Unruhe und Zorn an ihm. Er drückte sein Erstaunen darüber aus, daß das Publikum sich mit der Aussage derer Personen, die seinen ersten Versuchen beigewohnt hätten, nicht wollte zu Frieden stellen lassen, und an der Wahrheit der Entdeckung zweifeln. Gegen einige seiner Leute ließ er sich verlauten, er glaubte nicht, daß ein ehrgeizigerer Mann auf der Welt sey als er, und ließ sich überhaupt öfters mit Heftigkeit gegen sie aus. Im Merz, da die 6 Wochen bereits eine ziemliche Zeit verstrichen waren, und er ver-

muthlich nunmehr den Handel aufgab, destilirte er eine große Menge Kirschlorbeerwasser, das er endlich durch wiederholte Destillation auf 1 Maßsel reducirte, und der Magd aufzuheben gab. Hierauf machte er sein Testament, welches sich anhebt: Da ich vermuthlich bald an einem bessern Orte seyn werde; und vermachte verschiedne seiner Sachen an Leute, die viel älter waren als er. — Nach diesem lebte er einige Monate für sich hin, äusserte aber immerweg noch seine große Verwunderung über die Ungläubigkeit der Welt. Zu Anfang Augusts ladete er eine Gesellschaft auf einen gewissen Tag zu sich, allein alle schlugen es aus. An demselben Tage frühstückte er, und speisete zu Mittage wie sonst auch. Um die Theezeit forderte er der Magd das Lorbeerwasser ab und ein Trinkglas; sie brachte beides, aber nur ein kleines Glas; er forderte hierauf ein großes, einen Lünmler. — Dieses geschah oben im Hause. Bald hierauf kam er die Treppe herunter, und brachte die Bouteille und das Glas leer und rein ausgespült, gab sie dem Mädchen, und gieng wieder hinauf. Das Mädchen folgte ihm, und bemerkte, daß er taumelte — es lief nach Hülfe, allein ehe diese noch ankommen konnte, fand man ihn schon todt auf seinem Bette — und nun: *Finita scena!* aber wer wird sagen: *vo plaudite?*

Auch in Deutschland machte man Anfangs vieles Geräusch über die entdeckte Kunst des Goldmachens; es dauerte eine Zeitlang, dann wollte man die Sache lächerlich machen, wie z. B. der Verfasser der *Zaubersöhle*

Höle in Schottland versucht hat. Wir wollen sehen, was diese vielen unbekannt gewordenen Umstände für oder wider den Doctor mit Grunde schliessen lassen.

Todt ist er also nun, der gute D. Price, und durch freiwillig genommnes Gift todt! Es ist nicht bekannt geworden, ob er sein Verfahren englischen Philosophen mitgetheilet, ja ob er es überhaupt aufgezeichnet habe. Man weiß nicht, ob es unter seinen Pappieren befindlich, oder, wenn er es auch aufgezeichnet hatte, ob es nicht von ihm vor seinem Todte verbrant worden sey? Man brandmarkt ihn vielmehr, so wie in seinem Leben, so noch mehr nach seinem Tode, mit dem Namen eines Betrügers, ohne zu bedenken: *de mortuis nil nisi bene*, und daß zwischen Wahrheit und Betrug sich noch Mittelfälle denken lassen.

Der Mann selber stand im Rufe ausgezeichneter Einsichten in der Chemie. Er war Mitglied der Königlichlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu London, und vor Bekanntmachung seines Goldmachens hatte er, aus eigener Bewegung einer berühmten Akademie, den Doktorgrad in der Arzneikunst erhalten. Er war auch als ein Mann von Ehre bekannt, und besaß ein Vermögen, welches ihn gegen den Verdacht gewinnsüchtiger Absichten sichert.

Aber man kannte ihn auch als einen Atheisten, und er selber hat gegen seine Hausgenossen gestanden, daß es vielleicht auf der Welt keinen ehrgeizigern Mann gebe, als ihn. Was folgt aus diesem Geständnisse? Auf der einen Seite, daß er sich einen großen Namen machen wollte,

wollte, und daß ihn, einen Atheisten, auch ein Betrug, den er vielleicht nur für unschuldige Täuschung hielt, erlaubt schien; und nun er sah, daß er diese Absicht nicht erreiche, sondern vielmehr für einen Betrüger galt, eben aus Ehrgeiz, ein Leben endigte, in welchem er nichts als Verpöchtung und Schimpf vor sich sah. — Auf der andern aber, daß er wirklich aufrichtig verfährt, nicht einmal an die Möglichkeit dachte, daß man Mißtrauen in seine Rechtschaffenheit setzen könne, und da das dennoch geschah, in seiner durch Umstände bewirkten Unmöglichkeit, seine Unschuld vor der Welt zu bekunden, wieder den Tod einem beschimpften Leben vorziehen zu müssen, nach seinem Gefühle von Ehre, glaubte.

In der That ist das, wie es scheint, mit vielem Troß und Stolze geäußerte Verlangen, er solle sein Verfahren, wo nicht öffentlich, doch vertrauten Männern, bekannt machen, sehr auffallend. Gesezt, er war ohne allen Betrug zu Werke gegangen, wie konnte man fordern, ein Geheimniß, welches ihm so viele für seine Gesundheit nachtheilige Mühe und große Kosten gemacht hatte; und welches aus sehr vielen Gründen Geheimniß bleiben mußte, aus seinen Händen zu geben? Es würde ein sehr unklüglicher Schritt, und für seine Sicherheit, gefährlicher Schritt gewesen seyn.

Allein warum machte er seine Versuche zu Guilford, und nicht zu London? Warum vor Männer die keine Scheidekünstler waren? Dieser Vorwurf scheint mir sehr ungerecht. Er machte sie zu Guilford, weil er gerade hier sein Laboratorium hatte, und vor denen

Freun

Freunden, die er gleich nach seiner Entdeckung, in der ersten Freude darüber, habhaft werden konnte. Und die Zeugen, welche er erwählt hat, sind doch auch bei weitem nicht alle verwerflich; vielmehr waren Kenner der Schmelzkunst und der Metalle zugegen, und alle hatten Kenntnisse und natürlichen Verstand genug, um sich nicht von einem Taschenspielerstreiche hintergehen zu lassen.

Warum wiederholte er denn diese Versuche nicht nochmals zu London? Er hat darauf selbst geantwortet: weil er kein Pulver mehr hatte, und nicht Willens war, vor der Hand neues zu machen.

Es ist daher wohl gewiß ausgemacht, daß das Londoner Publikum, wie jedes andere, zu rasch urtheilte; daß es Wunderdinge zu sehen hoffte, und da diese Hoffnung fehlschlug, sich mit Groll und Verläumdung dafür rächte. Waren doch einige Glieder der königlichen Gesellschaft so unbesonnen, unverhörter und ununtersuchter Sache, auf seine Ausstoßung anzutragen. Wie rasch und wie unbesonnen!

Vielleicht liegen indessen in seinem Verfahren selber Umstände, welche seinen angewandten Betrug wahrscheinlich machen. Man hat ihm vorgeworfen, daß das von ihm gebrauchte Quecksilber goldhaltig gewesen seyn könne; darauf hat er aber selber hinreichende Antwort gegeben. Der meiste Verdacht bei allen ähnlichen Versuchen mußte demnächst auf die gebrauchten Instrumente fallen. Allein ist es wahrscheinlich, daß in Tiegeln, die aus einer Menge mehrerer ohne Wahl, von

einem zweiten den man keines Einverständnisses beschuldigen kann, weggenommen, und nachher von allen Zeugen genau besichtigt worden, als in Mörfern, welche mit eben so genauer Vorsicht untersucht worden, könnte wirkliches Gold verborgen gewesen seyn. Der Stempel, womit der Fluß mehrmals eingedrückt ward, die eiserne Ruthe, mit welcher der Doct. hineintauchte, und an deren Spitze Metallkugeln sich angefest hatten, kann eben so wenig einigen Verdacht begründen. Der Fluß, welcher aus Borax, Kohlen und Salpeter bestand, war der Untersuchung nicht entzogen worden; und gerade in einer Lücke des Flusses fand man, bei dem einen Versuche, ein großes Metallkorn passend.

Warum nahm sich denn aber der unglückliche Mann das Leben, da er nach aller Wahrscheinlichkeit, kein Betrüger war? Es ist nicht rathsam, alle die Gründe, die dazu bewegen konnten, auseinander zusetzen. Ge-
 tränkte Eigenliebe, unablässiges Studiren und Arbeiten, besonders in den letzten Monaten seines Lebens, und dadurch erzeugte Hypochondrie, konnten ihm wohl ein Leben überdrüssig machen, in welchem er nur ungerichte Vorurtheile vor sich sah, und erwarten mußte, daß man sich werde eben so von ihm entfernt halten, als die Gesellschaft, welche er auf seinen Todestag zu sich gebeten, und die ihre Gegenwart ihm versagt hatte.

In der That ist sein Tod in aller Absicht ein großer Verlust für die Chemie. Schwerlich wird er seinen Vorsatz und sein Versprechen, die Meinungen anderer Schriftsteller zu sammeln und zu prüfen, und solche
 nebst

nebst deren Grundsätzen, worauf sich sein Verfahren bezogen habe, herauszugeben, ausgeführt, und in seinen Handschriften verlassen haben. Wäre er auch wirklich in sofern in der Schuld der Täuschung, daß irgend ein Adept ihm das Pulver geschenkt, und er dasselbe für Produkt seines eigenen Fleisses ausgegeben habe, so wäre er doch darum noch kein bösslicher und strafwürdiger Betrüger. Die ungerechte und undankbare Welt, die einen angeblichen Fehler eines Mannes von Verdienst erhascht, und nun alle seine übrigen Verdienste darüber nicht achtet, hat denn doch auf das, was bei seinen Versuchen keinen Zweifel unterworfen, und unleugbar ist, auf die Kraft seines Pulvers, das Quecksilber in der kürzesten Zeit zu fixiren, nicht geachtet, ohnerachtet man daraus wohl einen Beweis mehr für die Rechtschaffenheit und Aufrichtigkeit des Besitzers hernehmen könnte. Und diese gilt in meinen Augen mehr, als die ohne Ausnahme schädliche Kunst des Goldmachens. Ich bedaure dieserhalb also die Kunst, und dem durch die Verläumdung getöddeten widme ich mitleidig ein *habe anima!*

X.

Erwiesene Wahrscheinlichkeit, daß auf dem Salomonischen Tempel Blitzableiter angebracht gewesen. *)

Unsre Ungerechtigkeit gegen die Alten, bei der Beurtheilung ihrer Kenntnisse in den Wissenschaften, ihrer Erfindungen, Entdeckungen, und Kunstgeheimnisse ist beinah derjenigen gleich, welche die Chineser, dieses ärmliche Volk, noch jetzt gegen uns begehen. Es ist nicht nur wahrscheinlich, sondern nun beinah zur historischen Wahrheit geworden, daß die Alten in der That im Besitze sehr wichtiger Schätze dieser Art waren. In dessen läßt sich unser ungerechtes Urtheil doch auch entschuldigen. Wir machen fürs erste aus den wenigsten Entdeckungen und Erfindungen ein Geheimniß. Wir haben weit mehr Gemeinschaft mit andern Nationen, wir theilen uns unter einander, ohne große Schwierigkeiten, unsere Kenntnisse mit, und sorgen für ihre Verewigung, welches uns um so leichter wird, da wir Druckereien haben, und folglich auch die Zerstörung einer Bibliothek nicht gleich die Vertilgung eines der Nachwelt bestimmten Denkmals mit sich führet, da für das Eine in die Flamme geworfene Exemplar, hunderte und tausende in andern Sammlungen und Vorräthen noch übrig bleiben. Endlich sind bei uns Religion und Staats-

*) Ein räsonnirender Auszug aus dem über diesen Gegenstand geführten Briefwechsel zweier Gelehrten zu Göttingen.

Staatsverfassung nicht von der Art, werden es zum mindesten in allen Ländern immer weniger, daß der Geistlichkeit und der Regierung, die durch beförderte Druckfreiheit wachsende Aufklärung, verdächtig und gefährlich schienen.

Einen großen Beweis von der Kenntniß des Alterthums hat uns der vortrefliche Ritter Michaelis zu Göttingen neuerlich geführt. Er hat wahr gemacht, daß auf dem Salomonischen Tempel Bleizableiter angebracht waren. Da dieser Tempel jeden Maurer, der sich nicht bloß mit Namen begnüget, interessant seyn muß, so will ich die beweisenden Umstände aus dem darüber geführten Briefwechsel ausziehen, auch hie und da mit einigen Anmerkungen begleiten.

Wenn ich gleich nicht einerlei Vorstellung von der Einrichtung und dem Zwecke dieses Tempels mit dem gelehrten Ritter habe, so sind mir dennoch seine mit so vielem Scharfsinn gemachten Entdeckungen sehr belehrend, aber auch um so überzeugender gewesen, daß man mit dem größten Rechte in demselben die Fortpflanzung der egyptischen Mysterien annehmen muß. In Judäa wie in Egypten war das Priesterthum Erbstück der Familien; dort wie hier waren zur Kultur dieser Mysterien von diesen Regenten mit so vielen Kosten Monumente errichtet worden, die nicht bloß zur Aufbewahrung von Leichnamen, oder niedergelegten Schätzen dienten. Es ist hier nicht der Ort, diese Parallele weiter auszuführen; aber sie ist der Wahrheit gemäß,

gemäß, und bietet dem hieroglyphischen Geschichtschreiber eine Menge belehrender Resultate an.

Das jüdische Volk besaß Leute, die unter Vorspielung von bürgerlicher Baukunst starke Bestungen anlegten, nach den Grundsätzen der neueren Befestigungskunst verfahren, und darin Einsichten besaßen, die man erst 1000 Jahre später angewandt hat. Ohne Mathematik wäre das nicht möglich gewesen, und auch diese Wissenschaft war, wie in Egypten, so beim jüdischen Volke, schon nach der ersten Stiftung das Departement der Priesterschaft. Und nun zu unsrer Hauptsache.

Der von Salomon erbaute Tempel zu Jerusalem, stand von seiner Errichtung an, bis zu der im Jahre 70 nach C. G. erfolgten Zerstörung 1082 Jahr. Er lag den Gewittern, sonderlich denen vom Mittag, Abend und Mitternacht kommenden ziemlich ausgesetzt, ohngefähr so: gegen Süden ging der Berg schroff in ein ohngefähr 500 Fuß tiefes Thal hinunter, wo er mit einer fast senkrechten Mauer hatte untergezogen werden müssen, gegen Westen und Norden waren niedrigere Berge und ziemlich tiefe Thäler, etwan von 600 Fuß, dazwischen gegen Osten ein hoher Berg, (der Delberg), und wieder ein tiefes Thal dazwischen. Dennoch liest man weder in der Bibel noch im Josephus, daß in dieses noch dazu viel Metall habendes Gebäude, welches den Blitz in der Nähe hätte anziehen können, der Blitz jemals eingeschlagen habe: (Metall? die beiden ähren Säulen, Boas und Jachin werden jedem einfallen, aber

aber es war noch vielmehr da). Die Römer pflegten in ihrer Geschichte sorgfältig aufzuzeichnen, wenn der Blitz im Kapitol einschlug, und das, da die Geschichte dieses großen Volks an andern Thatsachen, wogegen ein solches Einschlagen Kleinigkeit wird, so reich ist. Die hebräischen Schriftsteller würden dies in der minder mit Thatsachen überhäuftten Geschichte eines kleinen Volks noch sorgfältiger gethan haben, da der Tempel zu Jerusalem nicht nur ihr vornehmster, sondern ihr einziger Tempel war, und vermuthlich das ganze Volk, das Einschlagen als Strafgericht Gottes angesehen haben würde. Ursachen und Gründe zum Strafgerichte würde man auch genug gefunden haben, da in der einen größern Hälfte dieses Zeitraums von 1000 Jahren, Götzendienst im Lande herrschte, ja sogar im Tempel selbst, bisweilen Götzendienst, Sonnendienst, Hurerei, Knabenschande getrieben ward, und der abscheuliche von den Kananitern herübergewanderte Aberglaube, gerade unter dem Tempel, im Thale Hinnon, dem Moloch menschliche Opfer brachte. Dies tiefe Stillschweigen aller Geschichtschreiber scheint, bei Vergleichung gegen die römische Geschichte, beinahe so viel zu sagen, als: in tausend Jahren hat der Blitz nie in den Tempel eingeschlagen. Noch dazu kommt, daß, wenn der Blitz in den Tempel eingeschlagen hätte, er leicht gezündet haben dürfte; denn inwendig war er ganz mit Paneelwerk ausgelegt und überguldet, aber so, daß alles mit Figuren uneben gemacht ward, und nun dürfte noch das Gold an irgend einer Stelle abfallen, so wäre wohl

wohl genug Zubereitung zum Zünden gewesen: man sollte denken, in 1000 Jahren würde der Blitz mehr als einmal gezündet haben.

Man könnte an ein Wunder denken, wodurch Gott den Tempel, nach jüdischer Meinung seinen Tempel, gesichert habe. Allein wer auch sonst geneigt wäre, ohne Beweis Wunder anzunehmen, um dadurch der Religion einen Dienst zu thun, könnte doch hier nicht auf Wunder denken; denn der durch Götzendienst, Sonnendienst, feile heilige Hurerei, und feile heilige Knabenhande äusserst entweihete Tempel, der Tempel, vor welchem Antiochus Epiphanes ein Götzbild aufrichtete, und zur Schmach des Gottes der Juden monatlich Säue opfern ließ, hätte von der Hand Gottes eher den Blitz, als ein Schutzwunder verdient. Konnte man also den Grund der Verschonung des Blitzes nicht in der Bauart suchen?

Die Gewitter sind in Palästina sehr stark und häufig. Gerade in der Nacht, in welcher die Edomiter in Jerusalem eingelassen wurden, und den Aufrührern zu Hülfe kamen, war nach dem Josephus über Jerusalem ein so außerordentliches und fürchterliches, daß man meinte, alles müßte untergehen. Und nun die Frage, die so natürlich ist: Schlug es denn nicht in den zum Einschlagen so gelegenen Tempel ein? Wie wir wissen: nein!

Nun der Tempel selbst. Von Steinen war er, und inwendig gewiß, vielleicht auch auswendig, mit Holz getäfelt, er selbst 30 Ellen hoch, und unten eine Gallerie

rie um ihn herum, 15 Ellen hoch; seine Halle, eine Art von Thurm oder Portal über dem Thore, 120 Ellen hoch; oben aber überall mit spizigen eisernen und vergoldeten Stacheln besetzt. Joseph sagt von diesen Stacheln, sie hätten die Absicht gehabt, die Vögel abzuhalten, daß sie sich nicht auf das Dach setzen und ihren Unrath herabfallen lassen möchten; sie mußten also sehr spizig sein, und auch spizig erhalten werden.

In Absicht dieser Spizen lästet sich so viel mit Gewisheit ausmitteln, daß sie sehr dicht müssen an einander gestanden haben, weil sie hindern sollten, daß sich kein Vogel aufs Dach setzen möchte. Sie waren spizig und erhaben, wie hoch? aber, das sagt der Mann nicht, der überhaupt Architektursachen selten gut erzählt, hier aber etwas erzählt, wovon er die Absicht, wenigstens den Nutzen nicht wußte. Diese Ableiter konnten aber wohl nicht bis zur Erde, sondern in unterirdischen Gewölbe, die unten wieder am Fuße des Berges eine Oefnung hatten, gegangen seyn. Solcher Gewölbe hatte der Tempel viel, und überhaupt lästet sich über diese Gewölbe sehr viel wichtiges sagen.

Sehr natürlich ist hier die Frage, ob man der Vorkwelt zur Zeit Salomon's so viel Kenntnisse zutrauen könne, um irgend die Absicht gehabt zu haben, den Tempel durch diese Spizen vor dem Blize zu sichern? Zu den Zeiten Moses scheint allerdings eine sehr erleuchtete und kenntnißreiche Vorkwelt, die hernach sehr gesunken ist, gewesen zu seyn; wer das Buch Hiob, das vermuthlich oder fast gewiß Moses eigenes Werk war,

als Kenner liest, muß über die darin zusammengetragenen Kenntnisse erstaunen. Erfahrung konnte wohl die Hebräer zu Salomons Zeit dergleichen nicht gelehrt haben, denn ihre Baukunst war äußerst schlecht. Kleine Städte, niedrige Häuser, ein Tempel, 60 Ellen lang, 20 breit und 30 hoch, ward noch als Wunder der Welt und Ideal eines prächtigen Gebäudes angestaunt, und ihn zu bauen mußte Salomon Bauperständige von Tyrus kommen lassen, wo damals die erste Dämmerung von Architektur anbrach. Auf den Dächern der Hebräer ging man spaziren, ja man konnte wohl von ihnen über ganze Städte von einem Ende zum andern gehen, also hatten sie gewiß aber keine solche Stafeln, die etwa durch Erfahrung den (allgemeinen) Nutzen der Sache hätten entdecken können.

Und wenn dennoch diese nicht ohne Absicht angebrachten Stacheln den Tempel so glücklich ein ganzes Jahrtausend hindurch vor dem Blicke gesichert haben — so geschah es entweder durch Zufall, der öfter die Mutter großer und nützlicher Erfindungen gewesen ist. Man wollte das heilige Gebäude durch Spizen vor Verunreinigungen der Vögel bewahren, und sicherte es unwissend gegen den Blitz.

Oder die Gottheit kann auch durch einen Propheten, der von der Absicht nichts verstand, die Sache befohlen haben.

Bei diesem Entweder und Oder fehlet es an Nachrichten; aber die Vermuthung gewinnt dagegen Wahrscheinlichkeit, daß der Tempel durch irgend einen Kunst-

verständigen Priester, wie denn überhaupt die Erbauung desselben schon eine Anstalt der Priesterschaft war, mit den Stacheln versehen worden; welcher den Nutzen davon gar wohl kannte, aber nicht gemein machen wollte.

Ausser dem bisher gesagten ist aber besonders der Umstand noch merkwürdig, daß unter dem Vorhofe des Tempels nicht bloß andere Gewölbe in unermesslicher Menge, sondern auch Cisternen waren, in denen sich das Regenwasser vom Dach und Vorhofe gesammlet, und als Vorrath auf eine Zeit der Noth aufbewahret ward. So viel sich aus der Analogie anderer größerer Häuser in Palästina schliessen läßt, ward das Wasser in diese vom Dach des Tempels vermittelst metallener Rinnen um das Dach, und herabgehender metallener Röhren geleitet, und alles dies beim Tempel gleichfalls übergoldet.

Sonderbar ist es indessen, daß man in den Geschichtschreibern keine Spur von elektrischen Leuchten der vergoldeten Stacheln findet, welches doch aus den Gründen der Electricität hätte bemerkt werden müssen, da sogar die Piken einer römischen Legion bei einem Donnerwetter geleuchtet haben, und es auch bei den Masten der Schiffe in den ältesten Zeiten gesehen worden. Es ist dieses deswegen zu bewundern, weil sich diese Büschel nicht leicht übersehen lassen, und bei einem Tempel vielleicht als etwas Göttliches von den Historikern nicht leicht übergangen wären. Indessen kann, da der Spitzen so viele waren, dieses den Effect an jeder einzelnen vermindert haben; auch hielten vielleicht Gebet oder

sonst religiöse Gebräuche, bei dieser Herannahung des donnernden Gottes, die Leute ab, hinzusehen. So gemein das Leuchten der Thurmspitzen aber auch ist, von so wenigen Menschen wird es dennoch freilich in ihrem ganzen Leben gesehen. Es giebt dergleichen; zur Gewitterzeit leuchtende Thürme verschiedene, namentlich zu Raumburg und Göttingen. Der Thurm leuchtet nicht immer, und wahrscheinlich nur bei lang anhaltenden Donnerwettern, wenn die Steine und das Dach gut durchgenäßt sind; ferner entsteht statt des Büschels nur ein kleiner Stern, wenn die Wolke positiv elektrisch ist, und solche Sterne sieht man gar nicht weit.

Eine Stelle findet sich aber doch im Josephus, welche vom elektrischen Lichte auf dem Dach des Tempels bei nahen Gewittern handeln könnte, wenn man annehme, daß er ein Phänomen, welches er selbst nicht gesehen, sondern von Hörsagen hatte, nach einer vergrößerten Erzählung des vermeinten Wunderzeichens beschreibe. Er erzählt die Vorbedeutungszeichen der Zerstörung Jerusalems und des Tempels, und unter diesen ist das zweite: „als das Volk im Jahr vor der Rebellion zum Osterfeste versammelt war, umglänzte am 1ten April in der neunten Stunde der Nacht (nach unserer Uhr des Morgens um drei) den Altar und Tempel ein so helles Licht, daß es Tag zu seyn schien, und dies Licht dauerte eine halbe Stunde lang. Man hielt es für ein glückliches Zeichen, aber der Ausgang zeigte, daß es ein sehr unglückliches gewesen war.“ Beim Tempel wäre dieser Schein wohl nichts weiter als das
 elektris

elektrische Licht, nur durch eine kleine Vergrößerung fast zum Tageslichte erhoben: und daß dies den Alten ein glückliches Zeichen war, ist aus Virgils Aeneide (Buch II. vom 680 bis 704. Verse) bekannt. Auf dem Altar erwartete man dergleichen freilich nicht, und es ist nicht zu begreifen, wo es auf ihm hätte gesehen werden können, da auf ihm ein ewiges Feuer brante, bei dem man ein schwächeres Licht nicht sehen konnte. Was vom Altar gesagt ist, könnte also wohl zur Vergrößerung der Erzählenden gehören.

Unter den Steinen, die zum Tempelbau gebraucht wurden, war gewiß Marmor. Außerdem war der Tempelberg auf der Mittagsseite senkrecht mit einer sehr hohen Mauer unterzogen, die noch zu Josephus Zeiten stand. Herodes wollte es nicht wagen, eine nur zu ziehen; wahrscheinlich mußte also bis auf den heutigen Tag noch von jener alten Mauer etwas übrig seyn. Das hat Niebuhr in der That gefunden; und es ist, wie der ganze Tempelberg, nach seiner Aussage *) von einem ziemlich harten Kalksteine.

Und nun also die Resultate. Die bemerkten Umstände von dem übergoldeten Dache, den übergoldeten Seitenwänden, und sogar den übergoldeten Dachrinnen, die noch dazu stark übergoldet waren, machen es gewiß, daß der Tempel seine Sicherheit diesen Umständen zu danken hatte. Die eisernen übergoldeten Spitzen mit dem Golde des Daches verbunden, und dieses

*) Im deutschen Museum Mai 1784.

entweder unmittelbar mit dem Golde der Seitenwände, oder durch das an den Rinnen, die entweder ganz bis in die Wasserbehälter giengen, oder doch bei Donnerwettern ihr Wasser dahin ergossen, machen eine so vorzügliche Ableitung, daß $\frac{9}{10}$ von den in unsern Tagen errichteten Ableitern, theils aus Unwissenheit derer, die sie errichten, und theils aus übel angebrachter Sparsamkeit, bei weitem nicht so vollkommen sind, als dieser. — Metallene Dachrinnen geben öfters so gute Leiter für den Blitz ab, als für den Regen, und haben daher Personen, die sonst nichts überzeugen konnte, vom Nutzen der Wetterableiter überzeugt. Dem Wetterstrahle in der Stille vorbeugen, können aber nur allein hohe und scharfe Spitzen, und goldene mehr als andere; und mit goldenen Dächern und Wänden verbundene, wieder mehr als alle andere. Ein großer Naturkundiger rieth daher sogar, man sollte die übergoldete gröbere kupferne Spitze, in eine äußerst spitze ganz goldene Nadel machen lassen.

XI.

Gedichte aus den Papieren eines Freimaurers
von der heiligen Rose. *)

Fromme Wünsche.

Gewähre, was wir voll Vertrauen
Von dir, liebvoller Himmel bitten!
Der Ort sey glücklich, wo wir bauen,
Die Freundschaft wohn' in unsern Hütten!
Der Freiheit und der Unschuld Glück
Gab' unserm Angesicht lichtvollen, heitern Blick.

Den Meister leite die Vernunft,
Er wandl' uns andern zum Exempel,
Und mit Verstand hör ihn die Zunft
Der jüngern Brüderschaft im Tempel!
Die Harmonie, der Eintracht Band,
Seh' dieses Lebens Reiz, des bessern Unterpfand.

Die Neugier oder Bosheit strebt
Vergeblich, unsre Ruh zu stören.
Denn weises Recht und Säkung lebt
In unsern brüderlichen Ehren:
Von uns empfängt der Arme Brod,
Der Unterdrückte Schutz, und jeder Trost in Noth.

Der Tugend und der Weisheit Band
Soll ferner in den Kreisen handeln,
Und der Natur so sichere Hand
Führ' uns die Wege, die wir wandeln.
Sie führt bewährten Schätzen zu:
Die werden unser Theil in ungestörter Ruh!

U 4

Chri-

*) Einige wenige davon hat ihr Verfasser oder Besizer in die ehemals-
lige Freimaurerzeitung einrücken lassen; die übrigen sind noch
angedruckt.

 Christians Rosenkreuz Aufheiterung.

Freu dich, du liebes Vögelein,
 Ihn, der dich schuf, zu loben!
 Dein Lied erklinge hell und fein,
 Dein Gott ist hoch erhoben!
 Was du bedarfst; ist dir bereit,
 Hast alles zur bequemen Zeit:
 Daran laß dir genügen.

Was wollest du unlustig seyn,
 Und wohl im Zorne, schwirren,
 Daß er dich hieß ein Vöglein seyn? —
 Willst dir den Kopf verwirren,
 Daß du nicht seyst ein Mensch gemacht? —
 Schweig! Denn Er hat es wohl bedacht: —
 Daran laß dir genügen.

Und ich zertretner Erdewurm,
 Ich wollte mit Ihm rechten?
 Wozu die Ungeduld, der Sturm,
 Mit Macht mirs zu erfechten?
 Mit Ihm zu pochen, bringt nicht Lohn;
 Wer hier nicht taugt, der geht davon:
 O Mensch, laß dir genügen!

Zum Fürsten bist du nicht gemacht,
 Vermag dich das zu fränken?
 Wie gut, wie treu hat ers bedacht,
 Er hatte sein Bedenken!
 Sein Blick dringt tief, er dringt ins Herz:
 Er prüfte deinen Sinn, dein Herz:
 Ihn wirst du nicht betrügen!

Die Macht der Liebe.

Von eben demselben.

Brüder sagt, was schöner ist
In der Welt, als Liebe?
Ohne sie, die ihr's nicht wißt,
Wärs hier leer und trübe.

Reißet mit verwegner Hand,
Wer sichs unterwindet,
Reißt entzwei der Liebe Band,
Löschet was sie entzündet. —

Und die öde kalte Nacht
Des Chaotisch dunkeln
Herrschet, wo des Himmels Pracht,
Sonn' und Sterne funkeln.

Bäumen wird ihr Laub, der Flur
Ihre Blume manzeln,
Und die seufzende Natur
Trät' aus ihren Angeln.

Nein! er kennt der Liebe Werth,
Weisheitsföhne, besser,
Lernt verstehn, was sie gewährt:
Nichts ist edler, größer.

Jene stete Harmonie
Zwischen Erd' und Himmel,
Wirkt die sanfte Sympathie
Unterm Streitgetümmel.

Da ist Streit und Widerstreit
Unter Elementen,
Die sich bis in Ewigkeit
Von einander trennten.

Kein Zusammenhang, kein Bau
 Wäre da nur mühslich;
 Alles kalt, aufs höchste lau,
 Sich selbst unerträglich.

Doch da kommt der Liebe Macht,
 Bindet, was sich trennet,
 Heller Tag wird aus der Nacht,
 Und das Eis entbrennet.

Was zuvor am Himmel war,
 Senket sich hernieder,
 Was die tiefe Klust gebahr,
 Das erhebt sich wieder.

Feu'r und Wasser werden eins
 Durch das Werk der Liebe,
 Dieses Wunder, wie wohl keins,
 Das unmöglich bliebe.

Ohne Liebe schliefen wir
 Noch im Schooß der Nächte,
 Und kein Wesen webte hier,
 Das empfänd' und dächte.

Wären wir zur Welt gezeugt
 Ohne Reiz der Liebe?
 Hätten Mütter uns gesäugt
 Sonder ihre Triebe?

Wenn das Kindlein Nahrung fand,
 Obhut, Wartung, Pflege,
 Gab es ihm der Liebe Hand,
 Nie zum Wohlthun träge.

Wenn der Freundschaft Harmonie
 Mensch an Menschen bindet,
 Freundsbedürfnis, Sympathie,
 Sich auf Erden findet.

O! so bringt der Liebe Dank,
 Deren edle Flammen
 Finstre Köpfe nur, aus Hang
 Zum Verschmähn, verdammen.

Weise Brüder, unser Lied
 Müß' ihr auch erschallen,
 Weil noch Brudertreue glüht
 In uns Brüdern allen!

Maurern ist sie angestammt
 Und ins Herz gegraben;
 Sie verübt ihr holdes Amt
 Nirgends so erhaben.

Ihr Geschenk ist unsre Kunst,
 Denkt nur, welche Gabe!
 Denn die gab des Himmels Gunst
 Uns allein zur Habe.

O wie selig, daß wir sie
 Unverfälscht besitzen,
 Und in stiller Harmonie
 Für die Menschheit nützen!

O daß Liebe immerdar
 Unsre Tempel gründe,
 Und der Gleichheit goldnes Jahr
 Sich auf Erden finde!

Bis die Menschheit, allesammt
 Eine Reihe Brüder
 Zu dem Quell, woraus sie stammt,
 Liebend kehre wieder!

Lob der Kunst.

Erhabene Kunst, der alten Väter Ruhm,
 O herrsche lang' in unserm Heiligthum!
 Wo deine Tempel stehen,
 Da seegne dich das Land,
 Und Fried' und Fülle gehen,
 Von dir geschenkt, Hand in Hand.

Hochzinnigte Gebäud' entstehen noch,
 Und ragen in die Himmel Wolkenhoch:
 Wie groß sind deine Werke!
 An edler Einfalt reich,
 Weis' im Entwurf, voll Stärke
 Die That, ist keine Kunst Dir gleich.

Der große Hiram schuf die Kunst also,
 Vollkommenheit gab dann ihr Salomo.
 Wir seegnen Dein Gedächtniß,
 Du Stifter unsrer Kunst!
 Wir seegnen das Vermächtniß
 Von Deiner Weisheit, Deiner Gunst!

Die Begeisterung.

Ha! mich ergreift ein mystisch Feuer,
 ertön' ertöne, meine Leier,
 Zum Ruhm der goldnen Maurerei!
 Gebt mir des Adlers rasche Schwingen,
 Ich will der Künste Fürstinn singen!
 Ich sing': ihr Völker, kommt herbei!

Zwar unbekannt der Erde Reichen
 Ist unsre Kunst, doch zu vergleichen
 Ist ihr in allen Landen nichts.
 O! hier ist Tugend, hier ist Wahrheit,
 Das Herz entbrannt, der Geist voll Klarheit,
 Hier ist der Urquell alles Lichts!

Auf, meine Muse, singe weiter,
 Und steig' auf der Begeistrung Leiter
 Die Tempel, die Paläst' hinan!
 Was sind die Kuppeln, was die Thürme?
 So fest für Donner, Regen, Stürme?
 Wer baute sie? wer war der Hand?

Die Weisheit baute jenen Tempel,
 Der Welt und Nachwelt zum Exempel;
 Der Künstler war ein Fürstensohn.
 Er war der Weiseste der Geister,
 Der größte Meister aller Meister —
 Bekrönte Weisheit — weiser Thron!

Wir sind die Erben seiner Schätze,
 Der lichten Ordnung, der Gesetze,
 Des Plans, des Werks, der Wissenschaft.
 Welch' eine Kunst! Sie wirkt nur stille,
 Und dennoch strömt des Segens Fülle
 Von ihr auf jede Völkerschaft.

Noch üben wir sie unvollkommen,
 Allein das Licht ist angeglommen
 Und leuchtet vor auf unsrer Bahn.
 Das Ziel ist edel und erhaben,
 Wir nützen treulich, was wir haben,
 Und bauen nach dem edeln Plan.

Wir reichen in der Noth dem Armen
 Die Hand, wir geben voll Erbarmen
 Der Blöß' ein Kleid, dem Hunger Brod.
 Uns sind die Menschen alle, Brüder,
 Und sämmtlich Einer Kette Glieder,
 Von gleicher Masse, gleichem Schroot.

Nur Wahn, der nach und nach veraltet,
 Hat mit verruchter Hand gespaltet,
 Was so genau vereinigt war.

Wir sind für Menschen aller Zonen,
 Von aller Farb' und Regionen,
 Von glattem, oder krausem Haar.

Erdue lauter, meine Leier,
 Wer fühlet nicht sich edler, freier,
 Als Glied der freien Maurerei?
 Sie ist zum Heil der Welt gegeben,
 Daß sie der Schmuck für dieses Leben,
 Und eines bessern Vorschmack sey.

Erstes Tafellied.

Laute töne, tönent Saiten,
 Unfre Lieder zu begleiten,
 Denn von ihrem Wolkensitze
 Steigt herab Urania,
 Bringt den Schatz verborgner Wahrheit,
 Bringt den Nächten Tagesklarheit:
 Heil dem Tage, der die Göttinn
 In dem Maurertempel sah.

Im geweihten Freundschaftsbunde
 Fliehet die federleichte Stunde
 Weiser Freude, froher Weisheit,
 Wie ein Morgentraum dahin.
 Füllet Flasch' und Gläser, Brüder!
 Singet, trinkt, und singet wieder
 Unter mystischen Gebräuchen
 Vom verborgnem hohen Sinn.

Wir erneu'n die goldnen Tage
 Jener Vorwelt; Zwierracht, Klage,
 Rang und Hoheit, Neid und Schätze
 Kommen in den Tempel nicht.

Wir verachten Hirngespinnste
 Menschenfagung, Wahnsinnskünfte:
 Unsre Wissenschaft ist göttlich,
 Aus dem Himmel stammt ihr Licht.

Singt die neue Schöpfung, Brüder!
 Saitenspiel, erschalle wieder!
 Weste, führt mit schnellem Fluge
 Unsre Lieder Himmelan!
 Volle Gläser müssen blinken,
 Daß wir singen, daß wir trinken:
 „Dreimal Heil!“ nach alter Losung!
 Engel nehmen Theil daran!

Zweites Tafellied.

Wir, wir sind Brüder! hör's die Welt!
 Und sind so glücklich und so seelig!
 Ein freies Band ist's, das uns hält,
 Uns ist das Leben ein Lenz, uns schwinden die Tage so fröhlich:
 Denn wir sind Maurer!

Die Welt da draussen möchte gern
 Der Maurer Heimlichkeit erfahren.
 Es ist so nah, es ist so fern –
 Wir aber, die es beglückt, wir wollen es treulich bewahren:
 Denn wir sind Maurer.

Es ist bald dies, es ist bald das,
 Ist dieses nicht, und auch nicht jenes,
 Ein jeder spricht, und weiß nicht was?
 Indes giebt's auffer der Kunst nichts so erhabnes und schönes:
 Und wir – sind Maurer!

Verzicht auf Thron und hohen Stand
 Ehut hier der Fürst mit seinen Großen,
 Die unser Orden uns verband.
 Noch haben Rangsucht und Stolz sich nicht in den Tempel
 ergossen:

Wir sind nur Maurer!

Der beste Mann im Alterthum
 War sicher einer unsrer Brüder.
 Wir wissen's wohl, doch unser Ruhm
 Ist, selber tugendhaft seyn, verschwiegen, einfach und bieder:
 Denn wir sind Maurer!

Auch dir, liebreizendes Geschlecht,
 Bleibt unser Herz wahrhaft ergeben.
 Du hast Verdienst, wir sind gerecht,
 Wir lieben dich über uns selbst, du giebst die Würze dem
 Leben —

Doch wir sind Maurer!

Nun, Brüder, füget Hand in Hand,
 Ein jedes Antlitz sey erheitert:
 „Aufs Wohl der Kunst, die uns verband!“
 Welch ein Gedanke! wie er das Herz, die Sinnen erweitert:
 „Wir, wir sind Maurer!“

XII.

Räsonnement über die Mittel, wodurch Pri-
 vatpersonen und Gesellschaften, sich öf-
 fentliche Achtung erwerben.

Helvetius macht die sehr richtige Anmerkung, es sey
 nicht zureichend, überhaupt gutes zu thun, um sich den
 Namen tugendhaft zu verdienen. Ein Fürst hat hundert
 dert

dert Stellen zu vergeben, er vergiebt sie, und macht also dadurch hundert glückliche Leute, denn er muß sie besetzen. Wovon hängt nun in diesem Falle das Tugendhafte ab? Sicherlich von seiner Wahl, von der Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit, wornach er sie besetzt. Wenn er eine wichtige Stelle zwar vergiebt, aber nach einer ungegründeten Zärtlichkeit, aus Schwachheit, auf Vorbitte, ohne Prüfung, und aus Trägheit an den ersten den besten; wenn er einen mittelmäßigen oder unfähigen Mann, dem würdigern vorzieht: so handelt er ungerecht, wenn man ihm auch, anderer guter Eigenschaften wegen, noch so viel Lobsprüche, in der Gesellschaft, worin er lebt, beilegen mag.

Ueberhaupt muß überall, wo von öffentlicher Achtung und Volksliebe die Rede ist, der allgemeine Nutzen den Maasstab zur Beurtheilung abgeben. Persönliches Interesse darf dabei nicht in Betrachtung kommen: es wird immer täuschen.

Man giebt an den Höfen, der Falschheit den Namen der Klugheit, und Wahrheit heißt dort Ehorheit. Warum? die Wahrheit ist gefährlich, und der menschlichen Natur ist es angemessen, diejenigen Tugenden, die uns Schaden bringen, unter die Fehler zu rechnen. Wie selten findet die Wahrheit eine gute Aufnahme. Zu den Zeiten Ludewigs XI Königs von Frankreich, hatte man diesen guten Fürsten auf dem Theater herum genommen, und ihn auf eine unanständige Weise behandelt. Seine Hofleute ermunterten ihn sich zu rächen, und jene unzeitigen Wiglinge zu bestrafen. Allein der

edle König antwortete: Nein, das will ich nicht thun; denn diese guten Leute haben mir Gerechtigkeit widerfahren lassen: sie haben mich werth gehalten, die Stimme des Volks zu hören. — Dieses seltene Beispiel der Mäßigung befolgte ein anderer Prinz aus dem Hause Bourbon, der berühmte Herzog Regent. Er sah sich, während seiner vormundschaftlichen Regierung genöthigt, einer Provinz gewisse Abgaben aufzulegen. Die Stände derselben machten ihm viele Einwendungen dagegen; endlich sagte der Regent, ihrer Einwürfe und Widersetzlichkeit müde, zu den Abgeordneten: Und was haben Sie denn für Mittel, sich meiner Verfügungen zu widersetzen? Was wollen Sie denn anfangen? Gehorchen und hassen, versetzte Einer der Abgeordneten. Eine edle Antwort, welche ihm, der sie gab, und dem Prinzen, dem er sie geben durfte, Ehre macht. *)

Ähnliche Beispiele der Mäßigung sind allerdings selten; gewöhnlich wird die Wahrheit bei den Großen nicht gut aufgenommen; und ihr Aufenthalt an Höfen dauert auch nur kurze Zeit: selbst Plato mußte des Dionysius

*) Eben dieser Prinz hatte eine Weischläferin, die ihm von einem Kavalier entführt ward. Der Herzog war aufgebracht, seine Günstlinge ermunterten ihn, sich zu rächen. Strafen Thro Hohelt doch den Verbrecher, sagten sie. Er erwiederte aber: Ich weiß es freilich, mich zu rächen, würde mir nicht schwer werden, es kommt auf ein Wort an, so wäre ich meines Nebenbuhlers loß, aber eben das hält mich ab, es auszusprechen. —

nysius Hof verlassen. Wie kann auch die Wahrheit in einem Lande ihre Wohnung aufschlagen, wo der größte Theil der sogenannten Männer von Ehre, an niedrige Schmeicheleien gewöhnt ist, und das, was überall in andern Verhältnissen wenigstens Untugend seyn würde, mit dem Gebrauche entschuldigt, und fast entschuldigen muß. Man wird selten ein Verbrechen gewahr, wenn es sich hinter das Nützliche versteckt.

Dennoch wird Niemand in Abrede seyn, daß gewisse Schmeicheleien, in den Augen eines Großen, der seinen wahren Ruhm liebt, gefährlicher, und folglich strafbarer seyn sollten, als Schmähschriften, die ein unverständiger und unbefonnener Mensch, wider ihn machen könnte. Ich bin weit entfernt, diese Gattung von Schriften in Schutz zu nehmen. Allein eine Schmeichelei wider Wahrheit und Verdienst, kann den besten Mann, wider sein Wissen und Willen, vom Wege der Tugend ableiten; da eine giftige Schmähschrift hingegen vielleicht einen schlechten Mann auf bessere Wege bringen kann. Man hat, zur Begünstigung der so sehr zu wünschenden, aber in Deutschland nirgendwo befindlichen Druckfreiheit, angeführt, daß durch den Mund der Frechheit sogar, wenigstens die Klagen der Unterdrückten, zu den Ohren der Obern hindurchdringen könnten. Nicht die furchtsame Stimme, die sich in der stillen Nacht ungehört verliert, sagt der Persische Dichter Zaadi, soll die Klagen der Unglücklichen und Bedrängten zu den Ohren ihrer Fürsten leiten; nein!

Das laute Geschrei des Volks muß unmittelbar bis zum Throne dringen können.

Es haben allerdings zu viele Privatpersonen ihr Interesse dabei, daß dergleichen Vorstellungen nicht zu denen Ohren gelangen, die sie hören sollten. Vielleicht muß man von solchen Wohnungen entfernt leben, um sich vor den erdichteten Vorstellungen, womit der Liebling eines Obern ihn zu täuschen weiß, zu verwahren. So viel ist wenigstens ausgemacht, daß es keine Tugend geben kann, wo nicht unablässig der erhabene Grundsatz des allgemeinen Nutzens die Quelle ist, aus welcher jene entspringt.

Wahre Tugend ist indessen nie das Antheil der Unverständigen gewesen. Tugend ohne Einsicht, hat aufs höchste das Verdienst der guten Absicht; und für diese kann das Publikum keine Achtung haben, weil es nicht über Absichten urtheilen darf, und bei seinen Urtheilen immer seinen Nutzen zu Rathe zieht.

Man hat in den mehrsten Staaten bei der Gesetzgebung auf diesen nothwendigen Unterschied die verdienstliche Rücksicht genommen. Das Gesetz spricht einen Menschen, der seinen Freund unglücklicher Weise auf der Jagd erschossen hat, vom Tode frei; aber es begnadigt die Schuldlosigkeit seiner Absicht nur insofern, weil der Staat nur Einen Bürger verloren hatte, und es nicht zu befürchten stand, daß durch diese Begnadigung mehrerer Bürger Leben in Gefahr käme. Allein eben das Gesetz verdammt den Soldaten zum Tode, der auf einen Posten gesetzt war, von Arbeit und Mangel ermü-

det, einschließ, und sich im Schlafe vom Feinde überraschen ließ. Warum erfolgt hier eine so harte Bestrafung? Weil der große Verlust, welcher dadurch erwachsen würde, wenn man den Mangel an Wachsamkeit, der so wichtige und große Folgen haben kann, bei diesem Stande unbestraft ließe.

Um rechtschaffen zu heißen, muß man daher Adel der Seele mit Aufklärung des Geistes verbinden. Wer diese beiden so verschiedenen Gaben des Glücks in sich vereinigt, der richtet sich immer nach der Magnetnadel des öffentlichen Nutzens. Dieser Nutzen ist die Grundlage aller menschlichen Tugenden, und der erste Grundsatz der Gesetzgebung. Er muß den Gesetzgeber beseeelen, und die Völker bewegen, sich dessen Verfügungen zu unterwerfen, wenn auch ihre Empfindung, ja wenn die Empfindung der ganzen Menschheit gegen das Gesetz wäre. Daher rührt es, daß der menschlichste Richter, aus Liebe zum Allgemeinen, ohne Mitleid gegen Einzelne richtet. Ziad, Statthalter in Bafran, hatte sich lange vergeblich bemühet, seine Stadt von Banditen zu befreien, und sah sich daher genöthigt, Todesstrafe darauf zu setzen, wenn jemand zur Nachtzeit auf der Strasse getroffen würde. Man hielt einen Fremdling an, und führte ihn vor den Statthalter. Der Reisende schüzt seine Unwissenheit des Gesetzes vor, und suchte den Statthalter mit seinen Thränen zu erweichen. Allein Ziad erwiederte: unglücklicher Fremdling, ich muß dir ungerecht scheinen, daß ich die Uebertretung eines Befehls an dir ahnde, der dir vielleicht

unbekannt seyn könnte; allein Basra's Sicherheit hängt von deinem Tode ab; ich beweine dein Unglück, aber du mußt ihn erleiden. —

Ein Schiffer wird aus Mangel an günstigem Winde in seinem Laufe aufgehalten, der Mundvorrath ist verzehrt, der Hunger drohet der Mannschaft mit seinen schrecklichen Folgen, die Furcht vor ihnen heischt mit gebieterischer Stimme, daß man das Loos ziehe, wer seinen ausgemergelten Gefährten zur Speise dienen soll. Man wirft das Loos, man erwürgt den Unglücklichen, welchen es traf, ohne Gewissensbisse. Dieses Schiff, ist es nicht das Bild eines Volks, einer Gesellschaft, die ein Volk ausmacht? Durch Umstände wird hier alles Recht und Tugend, denn es dienet zum Besten des Allgemeinen, was unter entgegengesetzten Umständen, den Abscheu des ganzen Menschengeschlechts verdienen, und die härteste Strafe nach sich ziehen müßte.

Was ist die natürliche und gegründete Folgerung, welche daraus fließt? daß man, wo von Rechtschaffenheit und Tugend die Rede ist, nicht die einzelne Gesellschaft, in welcher man lebt, befragen soll, sondern das allgemeine Interesse. Wer diesen sehr gewissen Grundsatz immer vor Augen hat, der wird keine Handlung begeben, die nicht dem Publiko unmittelbar nützlich, Privatpersonen aber insofern nur vortheilhaft ist, als dem Allgemeinen dadurch kein Nachtheil erwächst.

Wer das leidende Verdienst unterstützt, der giebt ohne Widerrede ein Beispiel von Milde, welches mit dem öffentlichen Interesse übereinstimmt, er erlegt die
Abgabe,

Abgabe, welche die Tugend dem Reichthume auferlegt hat. Die schuldlöse Armuth hat kein anderes Erbtheil, als die Schätze des tugendhaften Ueberflusses. — Wer nach diesem Grundsatz handelt, kann sich selber einen vortheilhaften Beweis seiner Rechtschaffenheit ablegen, und vor seinem inneren Richterstuhle beweisen, daß er den Namen eines ehrlichen Mannes mit Recht führe. Diesen Namen zu erhalten, dazu wird mehr erfordert; man muß sich in so glücklichen Zeiten und Umständen, wie die Kodrus und Regulus befanden, daß unsere Handlungen ihren Einfluß auf das Allgemeine auch äußern können.

Ein Privatmann kann sich bloß durch seine Talente die Achtung der Nation erwerben, indem er ihr dadurch nützlich wird. Tugend, die nicht öffentlichen Nutzen stiftet, interessiret das Publikum nicht. Es urtheilet über seine Zeitgenossen, wie die Nachwelt über Todte. Man fragt nicht: war Juvenal ein schlechter, Ovidius ein liederlicher Mensch, Hannibal ein Barbar, Lukrezius ein Gottesläugner, Horazius ein Schwelger, und Augustus ein Heuchler? Man sieht bloß auf ihre Talente, von denen man noch gegenwärtig Nutzen schöpft.

Es scheint allerdings, daß das Publikum zu viel Gleichgültigkeit gegen Privatpersonen und Privattugenden äußere. Man weiß, wie oft das Publikum über das Privatleben eines großen Fürsten, und über die häuslichen Fehler eines Mannes von Ansehen, bei seinen Urtheilen, hinweg gesehen hat. Einige wenige

zwar haben den Mann, der in öffentlicher Achtung stand, auch bis in die geheimsten Winkel seiner Wohnung verfolgt. Aber wer hat Recht? Die letzteren zeigen offenbar sehr wenig Liebe für das allgemeine Wohl, und vielleicht viel Neid gegen große Talente. Und dieser Neid kleidet sich in ihren Augen, freilich mit dem Gewande der Tugend — aber fälschlich! Denn würden sie die Fehler eines Mannes ohne Verdienst, eben so auspähen und rügen? Nur dann kann diese Bemühung vertheidigt werden, wenn, um die abergläubische Anhänglichkeit des Publixi an einem solchen Mann zu verhüten, die Aufdeckung seiner Gebrechen und Fehler nothwendig zu machen schien. Wie selten ist das der Fall! Daher rührt es indessen, daß viele unserer Schriftsteller mehr Sorgfalt auf die Verbesserung ihrer Schriften, als auf die Ausbildung und Bervollkommnung ihrer Sitten verwenden. Sie machen es wie der arabische Philosoph Averroes, der sich so manche Schelmerei erlaubte, die er zwar nicht als unschädlich ansah, allein seinen Vortheilen zuträglich glaubte. Er überwand seine Nebenbuhler an Ruhme, indem er die richtenden Blicke der Zeitgenossen und der Nachwelt auf seine Schriften lenkte, um sie dadurch von seinen Sitten abzuleiten.

Es sey mir nunmehr erlaubt, von diesen allgemeinen Prinzipien eine besondere Anwendung auf zwei Privatgesellschaften zu machen, wovon die Eine schon beinahe ein ganzes Jahrhundert hindurch die Aufmerksamkeit der Welt auf sich gezogen, und endlich ihre Achtung wirklich gewonnen hat; die andere zwar im Ganzen
mehr

mehr im Verborgnen arbeitet, allein dennoch nicht minderes Aufsehen erregt, und eben so sehr als jene um das Vertrauen und die Liebe der nicht in ihren Kreisen stehenden Menschen, bemühet ist. Man sieht leicht, daß die Rede, von dem Orden der Freimaurer, und von der Brüderschaft der Rosenkreuzer, sey.

Ob zwischen diesem Orden und dieser Brüderschaft eine äussere oder innere Verbindung statt finde, weiß ich nicht, kann ich hier wenigstens nicht angeben. Allein beide sind wenigstens darin sich gleich, daß sie, ohne sich entgegen zu arbeiten, gleichheifrig sich bemühen, Ansehen und Vertrauen in der Welt zu erwerben. Und nun wollen wir eben prüfen, ob sie die rechten Mittel dazu anwenden.

Beide sind geheime Gesellschaften. Es giebt in jedem Staate andre, von der Obrigkeit zugelassene Verbindungen, die durch sich selbst bestehen, als die naturforschenden Gesellschaften, diejenigen, die sich versammeln, um sich zu vergnügen; andre, welche menschenfreundliche Bewegungsgründe zusammen rufen, als Arme zu unterstützen, Waisen zu versorgen, Arme zu versorgen. Diese Gesellschaften versammeln sich öftermals, ohne Zeugen, im Stillen, sie legen Niemanden Rechenschaft ab. Aber man fordert auch keine Rechenschaft von ihnen, weil sie, was bei ihnen vorgehet, nicht geheim halten. Freimaurer und Rosenkreuzer versammeln sich auch, aber selten im Stillen, es ist bekannt genug, daß sie beisammen sind, und dennoch halten sie geheim, was in ihren Zusammenkünften vorgehet.

Man könnte freilich glauben, daß sie kein bequemes Mittel erwählen könnten, um das Publikum auf sich aufmerksam zu machen, es bei der Sache zu interessieren. Gewohnt, alles nach dem Maasstabe seines Interesse zu beurtheilen, konnte es an Beurtheilungen nicht fehlen. Denn die Frage der Ungerechten war sehr natürlich; was hat es für Ursachen, daß man dort so geheimnißvoll verfährt? Worin besteht ihr Geheimniß? Und ist dasselbe auch uns nicht nachtheilig?

Man hat von den Rosenkreuzern durch sie selbst erfahren, daß sie sich mit der Magie beschäftigen. Haben sie nun wirklich der Mysterien eben so viel, als sie Mysteriöses über ihre Behandlungsart der Magie zeigen? Und, wollte man auch darauf Verzicht thun, die Art und Weise zu erfahren, wie sie zu Werke gehen, woher sie ihre Kenntnisse schöpfen? sind denn auch wirklich von ihnen jemals jene auffallende Wunder der Kunst verrichtet worden, wovon ihre Commissarien so viel Lermen schlagen? Haben sie die Thore der Natur aus ihren Angeln gesprengt, und ihr ihre Schätze, auf denen sie sonst so eifersüchtig zu brüten pfloget, aus dem Neste geholt?

Allein das, und manches andere, sind Fragen, welche die zum Rosenkreuze eingeweihten ihren Vorstehern vorlegen mögen. Unsere Frage, die wir erörtern, kommt darauf zurück, ob beide Gesellschaften, Freimaurer und Rosenkreuzer, die richtigen Mittel, sich öffentliche Achtung zu verschaffen, erwählt und angewandt haben.

Gleich Anfangs stossen wir auf einige Umstände, die man negative Mittel nennen könnte. Es ist leicht abzusehen, daß, da das Publikum die innere Einrichtung und Verfassung einer geheimen Gesellschaft nicht kennt, und nicht kennen soll, es sich an die äussern Umstände hält, und zuvörderst das Ganze nach den Gliedern, die ihm von der Gesellschaft bekannt worden, beurtheilt. Wie wenig vorsichtig ist man in der Wahl der Mitglieder in einigen Logen, und wie sehr trifft dieser Vorwurf besonders die Rosenkreuzer. Ganz natürlich, daß die Welt auf die Talente zu wissenschaftlichen Beschäftigungen, und auf den Charakter als Weltbürger, sein Augenmerk richtet. Denn der Gegenstand ist entweder Wissenschaft und Kunst, oder er ist es nicht. Man hat zu erkennen gegeben, er sey beides; man wird es der Welt also nicht verdenken, wenn sie sich dann wundert, wie in einer den Wissenschaften gewidmeten Gesellschaft, so viele Männer ohne alles Talent, ohne allen Eifer für die Gelehrsamkeit, nicht nur zugelassen, sondern ansehnliche Stufen und Aemter erhalten können. Die Welt weiß freilich nicht, daß diejenigen Brüder, welche ihr als Obere genannt werden, öfters nur Namen-Könige sind, und von andern Obern, die man öffentlich nicht so bekannt werden läßt, abhängen. Allein selbst von den letztern wird, bei der geringen Verschwiegenheit, die man darüber zu beobachten anfängt, dadurch allerlet ruchtbar, und man erfährt, daß auch hier, wo das Ziel aller Grade, und die Niederlage des Geheimnisses seyn soll, manche Leute

das

Das Ruder führen, denen man schwerlich andere Fähigkeiten zugestehen kann, als daß sie, aufs höchste genommen, die Gabe haben, über nichts, zwar viele Worte zu machen, aber im Grunde doch auch nichts zu sagen; ihre eigene Ignoranz in einem Nebel unverständlicher Ausdrücke, mit denen sie selber unmöglich Begriffe verbinden können, zu hüllen, und mit allerlei politischen Kunstgriffen versehen, das Oekonomische Fach allein, mit einigem Erfolge zu übersehen und in Ordnung zu halten.

Am gegründetesten ist die Erwartung, daß, ich will nicht sagen, alle Brüder und Mitglieder, aber doch wenigstens die Obern, einen unverwerflichen und untadelhaften Charakter besitzen. Es ist notorisch von vielen das Gegentheil bekannt. Man nimmt Leute an, die man platterdings nicht weiter kennet, als daß sie sich melden und ihr Eintrittsgeld anbieten. Es muß jemand mit öffentlicher Schande gebrandmarkt seyn, ehe man ihm die Aufnahme verweigert; und noch kann er Mittel finden, von der einen Loge zurückgewiesen, in einer andern mit offenen Händen angenommen zu werden. Unangenehm ist es, hinzuzufügen, daß die Obern nur allzuoft die Achtung der Welt verscherzt haben, und ohnerachtet sie sich weder Liebe erwerben können, noch auch sie verdienen, dennoch einem Corps hoffnungsvoller und menschenfreundlicher Brüder zu Vorstehern und Beamten aufgedrungen werden. Die Klagen über diese aufgedrungene und unnatürliche Obermacht bleiben dann nicht immer in den verschlossenen

Gemächern der Loge und des Kreises, sondern sie werden laut, ruchbar, und geben zu Uneinigkeiten und Trennungen Anlaß, die man vermeiden sollte und könnte, und dennoch, der Himmel weiß warum? nicht vermeiden will. Was soll die Welt davon denken?

Denn nun entstehen Rabalen, die Ausbrüche des Hasses, der Zwietracht erstrecken sich auf die Privatgeschäfte der verhaßtgewordenen Brüder, und Verfolgungsgeist tritt in die Stelle der innigen Freundschaft und Bruderliebe, die man sich von allen Seiten einander geschworen hat.

Daher entsteht also das erste positive Mittel, sich die Achtung und das Zutrauen des Publikums zu erwerben: man lasse keinen Ungeweihten zur Weihe, man erwähle keine Obern, deren Talente und Charakter nicht Achtung verdienen, und als solche bekannt sind. Dies einmal festgesetzt, kann man sich schmeicheln, wenn man mit vereinigter Klugheit zu Werke geht, sein Gebäude auf einen sehr sichern Grund aufzuführen. Die Stimme der Verläumdung muß alsdann schweigen; auch derjenige, welchem die Vortreflichkeit des Unterrichts und der Moral, die in beiden Orden zur Regel angenommen worden, kann nicht vermuthen, daß Männer die ausserhalb für da Beste der Menschheit arbeiten, von diesem edlen Eifer nicht auch innerhalb der Loge befeelt werden sollten.

Ein anderes positives Mittel besteht in der Wahl solcher in die Augen fallender Handlungen, welche theils der allgemeinen Gesinnung angemessen, theils vom
thätli-

thätlichen Nutzen für das Publikum sind. Man benutze die Umstände, welche sich anbieten, gute Gesinnungen und Grundsätze zu äussern; endlich: „man scheine nicht für sich, nur für die Menschheit zu arbeiten, und wende Zeit und Vermögen zur Erleichterung der allgemeinen Bedürfnisse an.“

Wenn man dagegen offenbar sich und die Glieder der Gesellschaft zu erheben suchte, so könnte in gewissen Verhältnissen der Respekt für die Gesellschaft allerdings dadurch gewinnen, allein zu geschweigen, daß man sich dadurch mannigfaltigem Neide, Mißgunst, Verfolgung aussetzen, und der öffentliche Haß endlich doch einmal die Gränzen überschreiten, und mit fürchterlichen Folgen hervorbrechen dürfte: so wäre es augenscheinlich unkluglich gehandelt, so lange man noch Duldung nöthigt, so sehr gegen das allgemeine Interesse zu verstoßen, und muthwillig die öffentliche Achtung sich zu verscherzen.

Man darf nur die Geschichte anderer Orden oder Gesellschaften ansehen, und darin bemerken, durch welche Maasregeln sie sich erhoben haben, und durch welche Umstände sie gestürzt worden sind, um sich zu überzeugen, welche Behutsamkeit man anwenden muß, um sein eigenes Interesse ganz zu verdecken, und wie man dagegen immer den Schein annehmen und behaupten muß, daß nichts als Eifer für das Beste der Menschheit die Seele unserer Handlungen sey. So lange der Tempelherrnorden bloß bedacht war, sich eine innere Stärke zu geben, und durch keinen Uebermuth die ganze Welt gegen
sich

sich erbitterte, so lange er demüthig gegen die Großen, konform der Denkart der übrigen Geistlichkeit, dem päpstlichen Stuhle durch seine tapfere Theilnahme an den Progressen der Kirche im gelobten Lande befunden wurde: so lange sammlete er Schätze, erbauete Massonien, und besaß die Achtung und Verehrung der ganzen Christenheit. Als er aber anfang, Landgüter anzukaufen, sich der Schwelgerei und Zügellosigkeit öffentlich überließ, seine der Kirche widerstrebenden Grundsätze ruchbar werden ließ, und den Königen und Fürsten mit Uebermuth begegnete: da erschien auch die Zeit seines Falles, der um so schrecklicher war, je größer die Höhe, zu welcher er sich hatte aufschwingen wollen.

Eben so ging es dem Jesuiterorden. Dieser Orden hatte von Anfange an Grundsätze adoptiret, welche kaum von der Kirche genehmigt werden konnten, jeder weltlicher Macht oder Regierung aber, verwerflich und anstößig scheinen mußten. Dennoch hat er sich Jahrhunderte lang in seinem Ansehn behauptet, ohnerachtet von Zeit zu Zeit die nachtheiligsten Meinungen einzelner Glieder verlauteten. Wodurch geschah dieses? Dadurch, daß diese klugen Geistlichen beinah alle Zweige, wodurch man sich beim Publiko nützlich, beliebt und nothwendig macht, an sich gebracht hatten.

Beide Orden wandten demnächst den so sicheren Kunstgrif an, die Glieder ihrer Kommunität ganz für den Orden und dessen allgen:ines Interesse, mit Entsagung und Aufopferung alles individuellen und besondern, zu fesseln. Allein durch welche Bündungsmittel ist das

möglich zu machen? Wodurch konnte man den offenen
 und den verschlossenen Kopf, den Vornehmen und Ge-
 ringen, Greis, Mann oder Jüngling, in so kurzer Zeit,
 dennoch so ganz für den Orden ziehen, und völlig zu
 allen Absichten der Obern geneigt machen? Woher kam
 es, daß selbst denen, die Ursache zur größten Unzufrie-
 denheit mit ihren Obern hatten, denen man schimpflich und
 niedrig begegnet hatte, die aus der Gemeinschaft aus-
 geschlossen worden waren, dennoch die Zunge gebunden
 blieb, daß sie sich beklagten, aber nicht rächten, und
 allenfalls einzelne Obere mit ihrer Satire oder andern
 Waffen einer leichten Rache züchtigten; immer aber
 das Ganze, den Orden selber mit einer Art von anbe-
 tenden Verehrung behandelten? Dies sind Sachen, die
 sich fühlen, nicht mit Worten angeben lassen, und wenn
 die Obern anderer Orden nicht Feinheit genug besitzen,
 sich eben so unbeschränkten Einfluß auf die Gemüther
 zu verschaffen, so sollten sie billig ein Amt niederlegen,
 zu dessen Verwaltung ihre Kräfte viel zu unfähig sind.
 Wie in der Moral, in der Politik, in der bürgerlichen
 und peinlichen Gesetzgebung, ja wie in der göttlichen
 Oekonomie selber; so findet auch hier der große
 weitumfassende Grundsatz statt: „das Ganze muß auch
 auf Kosten des Theiles erhalten werden; ein kleines
 Uebel wird nothwendig, wenn ein großes Gut von ihm
 unzertrenlich wird; nur lasse man in diesem Plan so
 wenig schauen, als die Natur uns vergönnet hat, den
 ihrigen mit dem ersten Blicke zu übersehen.“ *Sat*
intelligentibus! —

XIII.

Rezensionen.

- .I Untersuchung über das Geheimniß und die Gebräuche der Tempelherrn, von Karl Gottlieb Anton. 4 Bogen in 8. 1782.

Von dem Verfasser der Geschichte des Tempelherrenordens konnte man es erwarten, daß er seine Meinung über das Werk des Herrn Nikolai, welches durch jene veranlaßt war, sagen würde, und mit Recht mußte das Publikum darauf aufmerksam seyn. Schon damals, als Hr. Anton seinen Versuch über die Geschichte des Ordens schrieb, spürte er den angeblichen Geheimnissen desselben nach, und war willens, ein besonderes Kapitel über dieselben, und über die Gebräuche zu entwerfen. Allein theils schienen ihm die wenigen Nachrichten, die er vorfand, höchstens nur noch auf Hypothesen leiten zu können, und theils wollte er auch nicht gern an der nachher entstandenen Fehde Theil nehmen. Er beschäftigte sich daher nur mit Thatsachen, und mit der Aufhebung des Ordens, und zeigte bei dieser, daß sie dem persönlichen Hasse des Königs Philipp zuzuschreiben, und der Orden im Ganzen, aber nicht in einzelnen Gliedern unschuldig gewesen sey. Auch noch jetzt ist er von dieser Unschuld überzeugt. — Es ist nicht zu verkennen, daß der Verf. ungemeine Belesenheit in diesem Fache besitzt. Er kennt seinen Gegenstand, seine Folgerungen sind durchgedacht, und scharfsinnig; man muß Vertrauen zu ihm gewinnen, weil er in der That

Archiv 2. Theil. M die

die Sache in ein ganz neues Licht zu setzen scheint. Die Ausfagen und Beschuldigungen werden erzählt, und streng geprüft. Der Verf. findet, sehr wahrscheinlich, in dem vorgeblichen Idol der Tempelherrn weiter nichts als einen Sphinx. Wer die Verhandlungen des Kapitels verrieth, ward ausgestossen. Franzosen, die gern spielen, setzten zum Sinnbilde der Pflicht der Verschwiegenheit einen Sphinx hin, und ergößten sich an der Poesie. Der Meister eröffnete das Kapitel damit, daß er ihn auf ein Altärchen setzte, und — wenn dem einzigen Zeugen zu trauen ist — seinen arabischen Namen als ein Paßwort, oder als Erinnerung an die Pflicht der Verschwiegenheit aussprach.

II. Contingent zur Geschichte der Templer und der Aufhebung ihres Ordens. Von M. Wilh. Christian Stenmler, Prediger bei Cosdorf. Leipzig bei Hertel 1783, in 8. 323 Seiten.

Es giebt wenige Begebenheiten der vergangenen Zeiten, an welchen das jetzt lebende lesende Publikum so wohl als die Geschichtsforscher, einen so lebhaften Antheil genommen hätten, als an dem Schicksale der Tempelherrn. Es ist nicht schwer, die Quelle zu bemerken, aus welcher dieses Interesse fließt. Einige vermuthen, daß dieser berühmte Orden sich noch bis auf den heutigen Tag erhalten, aus seinen Trümmern gerettet, und

unter

unter veränderter Gestalt und Namen fortgepflanzt habe. Andere betrachten die Verfolgung, Verdammung und Aufhebung des Tempelordens als einen historischen Punkt, den sie für würdig halten, in seinem ganzen Detail zu berichtigen. Noch andere unterziehen sich der Vertheidigung seiner Unschuld aus Menschenliebe, und dieser Grund allein muß uns schon verbinden, jeden Beitrag zu der Geschichte dieses Ordens mit Dank anzunehmen. Der Inhalt des gegenwärtigen besteht in folgenden.

I. Briefe über die Aussagen der Tempelherrn zu Nigues = Mortes, Nismes und Alais, und einige andre Untersuchungen von Hr. Prof. Beck. Er theilet darin Auszüge aus denen an besagten Orten über die gefangenen Tempelherrn gehaltenen Inquisitionen mit, welche sich in der *Histoire civile, ecclesiastique & litteraire de la Ville de Nismes etc.* par M. Menard. Paris 1750. unter den Preuves von S. 166 — 219 befinden, nebst seinen eigenen Bemerkungen darüber. Bei wichtigen Aussagen giebt er die Worte des Originals, und längere Stücke als Beilagen. Im ersten Briefe wird die Geschichte der Inquisitionen erzählt. In der fünften Beilage dazu werden die Artikel, welche der Pabst seiner Bulle *Faciens misericordiam* beigefügt hat, und über welche die gefangenen Tempelherrn verhört worden, nach dem Menard angeführet. Im zweiten Briefe wird man mit einigen verhöreten Tempelherrn genauer bekannt, die Beilage liefert ein rasonnirendes und kritisches Verzeichniß aller in den Menardischen Ur-

kunden vorkommenden Tempelherrn. Unter den vielen, 68 bis 70 L. H. waren doch nur wenige Ritter, nicht mehr als fünf, wovon sogar Einer nicht einmal ordentlich verhöret worden, und nur ein Priester, alle übrige waren dienende Brüder, darunter einige verschiedene Würden bekleideten. Der dritte Brief enthält die Aussagen der in der Landschaft Beaucaire gefangenen L. H. Sie beziehen sich auf die äussern Gebräuche bei der Aufnahme und auf die Gelübde; nemlich den dreifachen Kuß, den verbotenen Umgang, den leinenen Gürtel. Spuren von Stufen im Orden, die vielleicht, wiewohl uneigentlich Grade genannt werden könnten, fand Hr. B. auch in denen von ihm untersuchten Urkunden. Im vierten Briefe wird von denen dem angenommenen Religionsysteme zuwiderlaufenden Lehren der L. H. gehandelt, insonderheit von der Absolution, die nur Priester ertheilen konnten; von der dreimaligen Verläugnung Christi und dem Anspeien des Kreuzes; von dem Idol, und der Anbetung einer Kaze oder eines Raben. Wenn die L. H. über die Einheit Gottes, und die Kreuzeszeichen, und das Abendmal so dachten, wie die Urkunden anzugeben scheinen: so ist die erste Quelle ihrer Lehren wohl nicht im Mohamedismus zu suchen, sondern sie muß dieselbe seyn, welche die völlig gleichen Lehren so vieler Ketzer der damaligen Zeit, sie mögen heißen wie sie wollen, seyn. Man findet die auffallendste Aehnlichkeit zwischen den Lehren jener Ketzer und der Tempelherrn. Jene Irrlehren hatten manichäische Grundsätze, welche seit dem 11ten Jahrhundert, aus dem

dem

dem Orient nach Italien kamen, und von da nach Frankreich. Hatten nun die L. H. wirklich solche Grundsätze, wie andere damals verdaumte Irrlehrer, welches wahrscheinlich ist: so waren es manichäische Grundsätze, die sie bei ihrem Aufenthalte in den Morgenländern sehr leicht kennen lernen, und annehmungswürdig finden konnten.

2. Wichmannshausens Abhandlung über die Aufhebung der Tempelherrn, eine 1687 zu Leipzig gehaltene Streitschrift, worin man aber nichts findet, was jetzt noch unbekannt wäre; der Verf. erzählt bloß, und läßt sich auf keine Untersuchung ein.

3. Historische Abhandlung vom Orden der Tempelherrn, unter D. Strauchs Vorsitz 1669 von M. Baudisius zu Leipzig vertheidigt. Auch hier wird die Geschichte des Ursprungs, Fortganges, Verfalls und Untergangs des Ordens der L. H. erzählt, und die L. H. für unschuldig, jedoch nur aus allgemeinen Gründen, und ihre Verurtheilung für ungerecht erklärt.

4. Unter Thomasius Vorsitz von J. J. Stippe vertheidigte Abhandlung aus dem Völkerrechte, über die Aufhebung des Tempelherrnordens. Halle 1705. Hier wird gezeigt, daß ungerechte Ursachen den König von Frankreich zur Verfolgung der L. H. angetrieben hätten; daß auf diesem sowohl, als dem Pabste Klemens V. der Verdacht der Betrügerei und Ungerechtigkeit hafte, und dieser Pabst von dem Könige listig in die Verfolgung der L. H. verwickelt worden. Der Verf. sucht, die letztern von denen Beschuldigungen, die zum

Grunde der gegen sie verhängten Inquisitionen geleet worden, zu befreien, auch die Unregelmäßigkeit dieses Prozesses selbst, so wie den Mangel an hinlänglichen Zeugen und Beweisen, und die Ungültigkeit der eigenen Bekenntnisse der Beklagten darzuthun. Vornehmlich wird die Erzählung des Du Puy bei dieser Abhandlung zum Grunde gelegt, geprüft und widerlegt. „Weit gefehlt, heißt es zu Ende, daß Du Puy sein Vorhaben, den König Philipp zu vertheidigen, so ausgeführt hätte, daß er bei Unpartheischen Dank verdiente; so wird vielmehr jeder aus seinem Buche in der Uebersetzung, von der Unschuld der L. H. gestärkt. Vorrede und Schluß ausgenommen, so sollte man glauben, Du Puy habe gesammelt, um die L. H. zu vertheidigen: so wenig hängt es zusammen.“

III. *Sorus*, oder astrognostisches Endurtheil über die Offenbarung Johannis, und über die Weissagungen auf den Messias, wie auch über Jesum und seine Jünger. Mit einem Anhang von Europens neuer Aufklärung, und von der Bestimmung des Menschen durch Gott. Ein Lesebuch für die Gelehrten, und ein Denktzettel für Freimaurer. Ebenezer im Verlag des Verunfthauses. 1783. 474 Seiten in gr. 8.

Der Verf. dieser Schrift war ehemals Lehrer der Arzneikunde zu Leipzig, wo er mit Beifall lehrte, und nützliche

nützliche Schriften für die Jugend schrieb. Dann gerieth er auf den Einfall, diese Schrift zu schreiben, zog sich aber darüber in Leipzig so viel Verdruß zu, daß er sich nach Halle begab, und von dort mit einem ansehnlichen Gehalte als Professor der Philosophie nach Frankfurt an der Oder berufen ward. Wenn es wahr wäre, was man uns versichern wollte, daß der Verf. ein ordentliches Kollegium nach diesen Grundsätzen gelesen, so konnte die Leipziger Akademie wohl nicht füglich ihm den Namen eines Mitbürgers weiter erlauben. In der That scheint das ganze Buch ein aufgeschriebenes Kollegium zu seyn. Durch die Censur ward der Debit zu Leipzig bei 20 Thaler Strafe verboten. Diesen Umstand können wir nicht billigen, weil durch ein Verbot kein Buch ganz unterdrückt, oftmals aber die Aufmerksamkeit darauf desto mehr erregt wird; ohne des Nachtheils zu erwähnen, welchen die Aufklärung durch dergleichen despotisches Verfahren unduldsamer Staatsmänner, Geistlichen und F. M. erleidet. — Diese Schrift nun hat viel Aufsehen in Deutschland gemacht. Ueberdies ist die Hauptidee des Verf. neu, ob er gleich für seine mythologischen Behauptungen in allen denen Schriftstellern, welche die Mythologie astrognostisch erkennen, Gehülfe findet. Daraus aber, daß dies oder jenes aus der heidnischen Theologie astrognostisch am besten zu erklären ist, folgt bei weitem nicht, daß die ganze Mythologie der heidnischen Völker keine andere Quelle gehabt, als die Kenntniß und noch dazu so unvollkommene Kenntniß des Laufs der Planeten. Noch

weniger folgt daraus, daß nun jüdische und christliche Religion welche allerdings hie und da auf heidnischen Grund gebauet haben, ebenfalls keinen andern Ursprung hätten. Man darf gar kein Apologet beider Theologien seyn, um den Uebergang des Verf. von jener zu ihnen unerweislich, und ungereimt zu finden. Aber gewiß irrt er sehr, wenn er die ganze Kenntniß der egyptischen Priester geringe anschlägt, und die Mysterien für Brut einer unrichtigen Astrognose ausgiebt. So weit kann einem Mann, der Belesenheit, Kenntniß, Scharfsinn und Beurtheilungskraft besitzt, sein Vorurtheil, seine Neuerungsucht, seine pedantische Hypothesen-Krämerei, und sein Eigendünkel verleiten, daß er Dinge, die so offen vor ihm liegen, nicht siehet, vielleicht nicht sehen will.

Bei der Anzeige und Beurtheilung dieser Schrift haben wir es billig nur mit einem Theil derselben zu thun. Unsre Geistlichen mögen ihn wegen seiner Urtheile, die er als sichere Resultate seiner Ueberzeugung, nicht als Zweifel hinwirft, und worüber er dennoch (vielleicht mit der Mine eines Menschen, der seiner Sache gewiß zu seyn glaubt) Belehrung fordert, zu rechte weisen. Uns dünkt, sie wird ihnen nicht so gar schwer fallen; um so mehr, da der so gewiß überzeugte Mann einerlei Stelle oft doppelt erklärt. So genauen Antheil auch die beiden Orden, worüber wir schreiben, an der Theologie der Christen nehmen: so ist doch bei ihnen das längst entschieden, was hier bezweifelt wird,
und

und in der That Kunst und Christenthum nur in einem
 außern Zusammenhange.

Die letzte Abhandlung des Verf. enthält große und
 erhabene Aussichten, vortrefliche Gedanken, heilsame
 Regeln. Aber womit sind sie erwiesen? Mit weniger
 als nichts! — Der ihr vorstehende Aufsatz von Euro-
 pens neuerer Aufklärung ist voller Unsinn. Wenn man
 auch wirklich den Einfluß des Christenthums außer
 aller Verbindung lassen wollte, wie doch ein, nur un-
 partheiischer Feind derselben sogar nicht verfahren wird:
 so ist doch die Konkurrenz aller derer Umstände, wo-
 durch sie bewürkt worden, fehlerhaft angegeben, vieles
 übersehen, und dann der lächerliche Satz festgestell-
 worden: Durch Meissens Bergwerke sey sie vorberei-
 tet, und veranlaßt worden. So spricht gerade der Pro-
 fessor, mit der untrüglichen Pabstimme, und der un-
 wissende Zuhörer steht und athmet die Wunderdinge
 ein. — Sehr viel andre Dinge soll man dem Verf.
 ohne Beweis auf sein Wort glauben, besonders was er
 von den Mithrageheimnissen sagt; ohnerachtet andre
 und große Männer, die ihre Quellen angeben, ganz
 anders darüber denken. Aber so muß man es machen,
 um Beifall zu finden. Man könnte Horazens *si vis
 me flere, dolendum tibi ipsi*, sehr gut also parodiren:
 wenn du die unerwiesenste Sache für gewiß geglaubt
 wissen willst, so — braucht's da keiner Beweise, son-
 dern du muß nur thun, als ob du selber nichts gewisser
 wüßtest, als das. Nunmehr wollen wir denn dasje-
 nige, was aus dem *Sorus* für unser Publikum gehört,

anzeigen, nachdem wir unser Urtheil im allgemeinen darüber gefället haben.

Die ersten nomadischen Stammväter des Menschengeschlechtes machten Wetterbeobachtungen, und astronomische und chronologische Bemerkungen. Sie hinterließen davon ihren Nachkommen die Nachrichten in Bildern, oder durch Ueberlieferung, weil sie nicht schreiben konnten. Die wohlthätigen Wirkungen der Sonne brachten sie auf den Gedanken, daß dieses Gestirn das einzige höchste Wesen, und der oberste Herrscher des Himmels und der Erde sey, ohne dessen Gegenwart weder Menschen und Heerden, noch Gewächse, wachsen und leben könnten. Da sie aber auch bald bemerkten, daß die Wirkungen der Wärme und des Lichts in den Gewächsen und übrigen Geschöpfen sich noch immer deutlich zeigten, wenn auch die Sonne selbst nicht zugegen war; so schlossen sie, daß die Ursache dieser Wirkungen ein eigenes unsichtbares Wesen wäre, welches eben nicht von dem Lichtballe abhinge, sondern für sich allein alle Dinge hervorbrächte und ernährte; und auf diese Weise gelangten sie ganz natürlich zu dem Begriffe von dem Einigen unsichtbaren allgegenwärtigen, göttlichen Wesen. Nun entstanden Städte; die Familien der Stammväter, die ihnen die Nachrichten von ihren astronomischen, chronologischen und meteorologischen Beobachtungen in Bildern hinterlassen hatten, warfen sich darin zu Priestern auf, und verwandelten nicht nur die Planeten, sondern auch die Thiere, die bereits am Himmel standen, in Götter,
die

die sie dem Volke, das mehrere Götter verlangte, willig hingaben. Aber ihre Bilder und Hieroglyphen selbst, von welchen sie wohl wußten, daß bloße Himmels- und Naturbegebenheiten darunter zu verstehen waren, verschlossen sie in unterirdische Höhlen, und in die innersten allerheiligsten Derter der Tempel, damit nicht etwa kluge Profane sie sehen, und ihre Betrügereien entdecken möchten. Auf solche Weise entstanden die Mysterien des Alterthums. Also kannte man zuerst nur einen Einigen Gott, der von der Sonne abstrahirt war. Alsdann philosophirten die Gelehrten über die Entstehung der Dinge, legten dabei die Erzeugung des Menschen zum Grunde, und gründeten ihre Lehre von der Schöpfung, auf den Begriff von den drei Wesen der Erzeugung, Vater, Mutter, Kind, und so entstanden die drei göttlichen Wesen. Bei den Egyptern waren sie Sonne, Mond und vegetirende Natur, welche letztere von den beiden erstern erzeugt wurde; man verehrte sie unter dem Namen Osiris, Isis und Horus, als Götter. Die Griechen verwandelten diese drei Personen in Zeus, Aphrodite und Cupido; bei Moses heißen sie der Geist Gottes, das jungfräuliche Wasser, und der Erstgebörne der Schöpfung, oder das Licht, das Wort, Logos. Die Perser nannten den Vater den Herrn des Lichtes, die Mutter die Beherrscherinn der Nacht oder der Finsterniß, und den Sohn die Welt, welche, nach ihrer Lehre, aus Licht und Finsterniß gezeugt war. Ähnliche Begriffe hatten ohne Zweifel auch die Chaldaer und Indier, die den Pythagoras, der

seine

seine Lehre von der göttlichen Dreiheit von ihnen empfing, in ihre Mysterien eingeweihet. Diese unsichtbaren Gottheiten behielten die Gelehrten in der Folge meistens für sich. Dem Volke kanonisirten sie nur die Bilder der 12 Gestirne des Thierkraisess, die 24 Thiere des übrigen Himmels, die Planeten, die Symbolen der 4 Elemente, und eine Menge anderer Gegenstände der Natur. Das große Geheimniß dieser Priesterzünfte war also nichts anders, als die ursprünglich vernünftige Lehre von der göttlichen Einheit. Kalendermacherkunst, Geometrie, Physik, Chemie, Arithmetik und andre dergleichen Künste, die sie von ihren Vorfahren unter der Hülle der Bilder geerbt, und sie heimlich studirt hatten, öffentlich aber ausübten, und womit sie die Leute blendeten, verschafften ihnen bei den Profanen ein überaus großes Ansehen; man hielt sie für Propheten und Zauberer. Von diesem Wahne des Volkes gereizt, legten sich die Priester nun gänzlich auf diese Künste und Taschenspielerereien, und machten sie zuletzt gar zu den eigentlichen Geheimnissen ihres Ordens, indem sie dieselben einander bloß mechanisch aus den alten Bildern lehrten, aber die wahren natürlichen Ursachen ihrer Gaukelspiele selbst nicht einsahen, und so die ursprüngliche Lehre von dem Einigen Gott, oder das erste wahre Geheimniß ihrer Gesellschaft, ja sogar den wahren Sinn ihrer geheimen Bilder gänzlich vergaßen. Da man sich anfänglich der Bilder bloß bedienete, um den Lauf der Sonne und des Mondes, den abwechselnden Stand und verschiedenen Glanz der Planeten

neten und der übrigen Sterne, und andre Naturbegebenheiten an Himmel und Erde anzudeuten, und auf die Nachkommen zu bringen; da die ersten Priester und Propheten auf weiter nichts, als auf bevorstehende Sonn- und Mondsfinsternisse, auf Uecker-Säe- und Erndtzeiten, Aufschwellen und Sinken des Nils, und solche Dinge, die ihren Grund in dem verschiedenen Stande der Sonne haben, prophezeiheten: so dehnten sie nachmals, da sie dadurch großes Ansehn und Vortheile erlangten, ihre Kunst, die bloß im Kalendermachen bestand, auch auf die politischen und moralischen Veränderungen aus, und erfanden zu diesem Behufe dunkle, zweideutige Redensarten, und machten die alten Zeitperioden zu prophetischen Zahlen die nach ihrer Meinung sehr wichtige Geheimnisse enthielten. Von dieser Weissagungssuche war auch Johannes oder Corinthus, oder wer sonst Verfasser der Offenbarung sey, angesteckt gewesen, da sie fast unter allen Nationen im Orient lange grafiret hatte. Der Verf. der Offenbarung hat also den Sinn der Hieroglyphen, die er aus ältern Nachrichten kennen gelernt hatte, nicht verstanden, sondern bloß aus frommer Schwärmerei theils die zukünftigen Schicksale der Welt, oder seiner Nation, theils die Wiederkunft des Messias darin verborgen liegen sehen. So bedeutet die Redensart: „wer da überwindet,“ in der Apokalypse in der Sprache der Eingeweihten weiter nichts, als: wer die Prüfungen, die der Orden seinen Kandidaten auferlegt, standhaft erträgt und sich durch keine Leiden, keine Gefahr, ja selbst

selbst nicht durch den Tod abschrecken läßt, welchen er figürlich leiden, und folglich auch figürlich außs neue geboren werden muß: dem geben wir einen neuen Namen, welchen er in unsrer Versammlung führet, und welchen kein Profaner lesen kann; dem eröffnen wir das Geheimniß von dem wahren Einigen Gott; den unterrichten wir in unsern Kenntnissen, dem geben wir von unserer himmlischen Speise zu essen; dem zeigen wir, wie er glücklich leben, und wie er dem Tode, der ihn nun nicht mehr tödten kann, muthig entgegen gehen soll. — Der apokalyptische Fuchs stellt das goldene, der Schimmel das silberne, der Rappe das eiserne, und der Falbe das eherne Weltalter vor. Nach der Meinung des Verf. sollte aber der zweite vor dem ersten stehen. Unter der heiligen Stadt haben die ältesten Sternseher eigentlich den Thierkreis verstanden. — Was der Verf. in diesem Abschnitte von den Mysterien des Pythagoras, und von dem Ursprunge der Säulen des Herkules eingeschaltet, ist lesenswürdig. — Die Weissagungen Jakobs waren weiter nichts, als eine egyptische Allegorie der 12 Bilder des Thierkrais. Vom Osterlamme ist zu merken, daß um die Stiftung desselben der Widder gerade heliakalisch untergegangen sey, und mithin gleichsam getödtet ward. Er gehet aber allemal des Abends heliakalisch unter: folglich mußte das Osterlamm gleich nach Sonnenuntergange geschlachtet, und in der Nacht gegessen werden. Er wird nach seinem heliakalischen Untergange nicht in Stücken zerrissen, sondern steht im dritten Mond am Horizont gegen Osten wieder auf. —

Die

Die Stelle Esaias 7, 14. 15. 16. ist eine Anspielung auf den jungen Horus. Die himmlische Jungfrau war in Egypten bekanntlich die Isis, als die Mutter des Horus, oder dem Monde geweiht. Sie gebar ihn jährlich, wann die Sonne aus der Jungfrau in die Wage überging. So lange aber diese sich in den beiden Königen des Himmels, in dem Löwen und der Jungfrau befanden, so lange ging Isis mit dem Horus schwanger, und alles gute Land lag unter dem ausgetretenen Nilstrom ode, d. i. es war von den beiden Gestirnen oder Königen, die während gedachter Ueberschwemmung herrschten, gleichsam gänzlich verlassen. — Christus endlich war an dem Bahne krank, daß jene Aussprüche auf ihn zu ziehen wären, und der übrigens weise, fromme, lauter Gutes wollende Mann, ward ein Opfer desselben! — —

IV. Versuch über den Platonismus der Kirchenväter, oder Untersuchung über den Einfluß der Platonischen Philosophie auf die Dreieinigkeitslehre in den ersten Jahrhunderten. 1782. 27 Bogen in gr. 8.

Die wohlgetathene Uebersetzung des französischen Buchs: Le Platonisme dévoilé, ou Essai touchant le Verbe Platonicien; wovon ein gewisser Souverain, der arminianischen Lehren wegen, von seinem Predigtamt im Languedoc abgesetzt ward; Verf. seyn soll.

Diese

Diese Schrift zeigt die Anwendung, welche die Kirchenväter, besonders die griechischen und alexandrinischen, im zweiten und dritten Jahrhundert vor der griechischen Philosophie, zum Vortheile des Christenthums gemacht, und wie sie dieselbe als ein Vorbereitungsmittel der göttlichen Fürsorge auf das Christenthum betrachtet haben. Hiezu kam noch, daß dieselbe als eine Tochter der hebräischen Philosophie, (die wieder zur Familie der egyptischen gehört) ansahen, und also die Hauptlehren derselben im alten Bunde zu finden glaubten. Die Begriffe des Verf. von den Nazareuern, diesen alten palästnischen Christen, sind verworren, wie sie bei den mehrsten, zu seyn pflegen. Genaue Auskunft darüber wäre aber wohl zu wünschen.

V. Württembergisches Repertorium der Litteratur. 2. Stück. Stuttgart 1782. für uns blos dessen 9. Nummer: Leben Johann Valentin Andrea.

Die Grundlage des Ehrengedächtnisses dieses so merkwürdigen Mannes, ist seine eigene Biographie, ungedruckte Briefe an ihn und von ihm, seine Schriften, seines Sohnes Nachrichten, und andere Werke. Er ward zu Herrenberg 1586 geboren, und starb 1654. Seine Betrachtungen gingen schon in seinem 15 und 16 Jahre auf die Verbesserung der Mängel der Menschheit.

heit. Denn schon um diese Zeit hatte er *C. Rosenkreuz* chemische Hochzeit, *Julius sive de Politica*, Verdammniß der Astrologie, und andere dergl. Sachen entworfen, wovon aber alle, das erste Werk ausgenommen, verlohren gegangen. Er sehnte sich auch nach nichts stärker, als die Welt von mehreren Seiten anzuschauen, und Freunde zu sammeln, mit denen er in einen würksamen Bund treten könnte. Schon 1609. hatte man ihn im Verdacht, als unterhielte er geheime Verbindungen. Die chemische Hochzeit ist ein Roman, und der Verfasser hatte damals, als er ihn schrieb, wohl vielleicht die Absicht noch nicht, seine Nebenmenschen auf die Stiftung einer geheimen Gesellschaft vorzubereiten. Gegen 12 Jahre ging das Werk blos in Handschrift herum. Sobald er aber Beifall bemerkte, und durch die erregte Aufmerksamkeit eine geheime Bruderschaft zusammen zu bringen hoffen durfte; ließ er die *Fama Fraternitatis*, nebst der *Generalreforma* in die ganze weite Welt folgen. Alle diese Schriften sind keinesweges blos ein Spiel oder eine kurzweilige Phantasie, oder die ganze Rosenkreuzerei nur ein Spaß des Andräischen Pettschaftes, wie Herder und andere von ihm geglaubt haben. Aber sein schönes Gedankenbild gerieth bald unter Goldmacher, Schwärmer und mancherlei Arten von Wundernarren. Der große Zweck: Vertreibung der falschen Gelehrsamkeit, Sturz der zwölffachen Tirannei, und Ausbreitung der wahren Gottesfurcht waren sogleich vergessen. Nur darum ging *Andrea* aus dem Bunde, ehe er noch eine feste Ein-

richtung hatte, und jene Schriften gedruckt erschienen. In seinem Menippus äussert er deutlich, daß er sehr zu der geheimen Gesellschaft geneigt war, und bedauert, daß die Erwartungen so vieler wackern Männer betrogen worden. Er gesteht selbst, daß er ohne alle Gewinnsucht, in bester Meinung, und der Welt überdrüssig, hätte eintreten wollen; nun gab er aber alle Hoffnung auf, weil die Mitglieder sich den Verdacht des Betrugs und der Zauberei zugezogen hatten.

VI. *Memorabilia Bismuthi*, d. i. chemische physikalische Abhandlungen zu näheren Kenntniß des annoch ziemlich unbekanntem Minerals, welches Wismoth und Magnesia, wie auch Antimonium Foemininum genannt wird. Dem ist noch beigefügt ein Commentarius über des Batzdorfs *Filum Ariadnes*, *Dilucidarius Batzdorfianus* intitulirt, von J. C. ab Jndagine, M. L. Nürnberg bei Stein 1782. 358. Seiten in 8.

Dieser Verf. ist schon aus andern ähnlichen Schriften als ein Mann bekannt, der in der Chemie gute Kenntnisse hat, allein der Goldmacherei gar zu sehr ergeben ist. Das Mineral, welches er hier physisch und chemisch abhandelt, ist das bekannte Erz, der Wismoth. Dieses Erz, sagt er, ist noch wenig untersucht, und doch verdient es eben so wohl als das Spießglas im Triumph aufgeführt zu werden, und ist einer nähern

Unter-

Untersuchung wohl würdig. Henkel und Pott haben zwar beide davon geschrieben, und viel Nützliches darüber gesagt, aber doch noch vieles zurück gelassen, was ein Naturforscher zu wissen nöthig hat. Es ist von jeher von den meisten, die den Stein der Weisen gesucht haben, als eine Materie angesehen worden, die zu seiner Bereitung unentbehrlich ist. Allein die Hauptmaterie des Steins ist es nicht, und darin irren die Freunde der Weisheit, die es behaupten. Denn es hat nur Ein Prinzipium, das mercurialische; das färbende hingegen fehlt ihm, und muß anders woher geholt werden. Um dasselbe zu verstecken, haben es die Alten aus Mißgunst mit verschiedenen Namen belegt, S. 14 — 23. Bei uns wird unter dem Namen Wisznuth gemeiniglich nicht das Erz selbst, sondern dessen ausgeschmolzener Regulus verstanden, welcher sonst auch Stannum glaciale, und Plumbum cinereum heißt. Untersucht man das Erz, so findet man in der Zerlegung einen flüchtigen Mercurialtheil, der sich in der Sublimazion wie Arsenik erhebt, und in weissen Blumen, weiße Taube genannt, zum Vorschein kommt. Wird es geschmolzen, so erhält man den Regulus. Wenn nun diese beiden Bestandtheile geschmolzen sind, so bleibt zuletzt eine glasartige und feste Erde zurück, die zur blauen Smalte gemeiniglich angewandt wird. Ob die Blumen und der Regulus von einerlei Bestandtheilen sind, ist noch nicht ausgemacht. Der Verf. behauptet vielmehr ihre Verschiedenheit. Der mercurialische Theil läßt sich auch als ein Wasser austreiben,

welches von verschiedenen Autoren als ein wundervolles Wasser, womit die Wiederherstellung der Pflanzen und Kräuter aus ihren Aschen bewürkt werden könnte, gerühmt wird. Dieses Wasser beweiset auch eine besondere und merkwürdige Uebereinstimmung mit dem Ab- und Zunehmen des Mondes, hat eine vorzügliche Einwirkung auf die Seele der Metalle, und ist gleichsam ein Magnet, die Luft anzuziehen. Es vertritt die Stelle eines Auflösungsmitel, und ist zur wurzelmäßigen Auflösung des Goldes unentbehrlich. Man kann es mit dem Merkur der Philosophen vergleichen. Es zieht dem Golde seine Seele aus, und stellet sie in Gestalt eines Deles dar, womit man das Silber in Gold verwandeln kann. Zu manchen Versuchen aber ist nicht jeder Wismuth von gleicher Güte, sondern nur derjenige, welcher einen rosenfarbigten Vitriol von sich giebt. Die Alten haben auf den Vitriol von Wismuthertz viel gehalten. Er unterscheidet sich vom gemeinen vorzüglich darin, daß er 1) rosenroth oder purpurfarbigt ist, und in rosenrothen Kristallen aufschießt, 2) mit der Galläpfeltinktur nicht schwarz färbt, 3) keinen sauern Geist von sich giebt, 4) das Eisen nicht verkupfert. Weil dieser Vitriol schwer zu erlangen ist, indem er nicht viel Taubenhülfigen Wismuth giebt, so giebt der Verf. viele Wege und Bereitungsarten an. Sein Nutzen ist sehr ausgebreitet, so wohl in trocknen als nassen Wegen. Das Quecksilber, welches mit dem Regulus gemacht wird, zeigt sich Himmelblau. Mit ihm, und dem Golde und Silber kann auch die rothe

und

und weiße Tinktur verfertigt werden, von welcher der Verf. schreibt, daß er mit beiden, nachdem sie ihm von einem Besizer mitgetheilt worden wären, eigenhändige Versuchen gemacht habe. Die weiße Tinktur in trockner Gestalt hat schon weißglänzend wie Perlmutter ausgesehen; ihr Vermögen im Färben aber sich nicht höher als bis auf 30 Theile und etwas drüber erstreckt. Ein Quentchen davon, auf 8 Loth feines Zinn in Fluß getragen, hat 7 Loth 3 Quentchen des feinsten, überaus geschmeidigen, und in allen Proben beständigen Silbers gegeben. Auch die Wismuthblumen mit Luna cornua vereinigt, gewähren etwas ersprießliches. Den flüssigen Theil nahmen die Alten für das Gluter album, und den fixen für den rothen Löwen. Mit dem zum Glase geschmolzenen Wismuth läßt sich das Goldverglasen, und in Tinktur erhöhen.

In dem Dilucidario Batsdorfiano wird die Bereitung des Lapidis mineralis abgehandelt. Zu demselben werden zwei Stücke erfordert: ein flüchtiges und fixes. Das flüchtige liegt im Wismuth, das fixe im Golde. Diese zwei Extremen lassen sich aber nicht verbinden, man muß ein Zwischenmittel haben, und solches ist ein Schwefel, nicht der gemeine verbrenliche, sondern ein fixer metallischer. Aus ihrer Zusammensetzung entspringt die so genannte Tinktur. Man sieht hieraus, daß die Verwandlungskunst nicht unmöglich, und das Metallverändernde Pulver keine allzuschwere Sache ist, wenn man die Regeln der Natur, welche mehrentheils mechanisch sind, gründlich verstehet. Eben

so ist die Kunst, edlere Metalle in schlechtere zu zerlegen, wovon Becher in seinem Glückshafen Meldung thut, ingleichen der Verf. der entbloßten Alchymie, schreibt zwar viel schwerer, jedoch möglich; es fällt nur selten vor, weil sich Niemand darauf legt, edlere Metalle in schlechtere umzusetzen, ohnerachtet diese Wissenschaft zur Erfindung mancher Wahrheit, und tiefern Einsicht in die Natur der Metalle, Anlaß geben könnte.

VII Beitrag zur Geschichte der Denkart der ersten Jahrhunderte nach Christi Geburt, in einigen Betrachtungen über die neuplatonische Philosophie, von C. Meiners, ordentl. Lehrer der Weltweisheit in Göttingen. Leipzig bei Weidemanns Erben und Reich. 174 S. in 8.

Der Verf. prüft und widerlegt die gewöhnliche aber unrichtige Vorstellung der neuern platonischen Philosophie, nach welcher dieselbe sich zuerst am Ende des zweiten und zu Anfange des dritten Jahrhunderts zeigte, und den Potamo und Ammonius, beides Egyptier, zu ihren Hauptern hatte; von welcher der erstere ihren Anhängern den Namen Eklektiker, und der andere der ganzen Philosophie diejenige Gestalt gegeben, wodurch sie eine Widersacherin und Bestreiterin des Christenthums geworden. Nach dieser falschen Vorstellung habe nemlich Ammonius, um den Vorwürfen und Spottereien der Christen gegen die Systeme griechischer Weltweisen auszuweichen, gesagt: 1) daß die wichtigsten dieser
dieser

dieser Systeme, besonders das Platonische und Aristotelische, in den Hauptpunkten mit einander übereinstimmten, und die Meinungen aus ganz verschiedenen Lehrgebäuden ausgelesen, und gewaltsam vereiniget.

2) Die heidnische Religion und Fabeln der griechischen Dichter durch weit hergeholt allegorische Erklärungen in eine Religion der Weisen aufzulösen gesucht, und behauptet, daß Griechen, Römer und andere Völker, unter den Namen verschiedener Götter, entweder nur verschiedene Vollkommenheiten und Kräfte Eines Gottes, oder auch göttliche, aber dem Schöpfer und Regierer des ganzen untergeordnete Wesen angebetet hätten. Damit endlich 3) die Christen nicht allein auf Wunder und Wunderthaten stolz seyn, und die Griechen ihnen ähnliche entgegen setzen könnten, sey er und seine Schüler so verschmigt gewesen, dem Pythagoras, Apollonius, ja sich selbst Wundergaben anzudichten, wodurch das Ansehn der Wunder des Christenthums bei vielen geschwächt worden.

Nachdem der Verf. diese gemeine, seiner Meinung nach, irrige Vorstellung widerlegt hat, geht er zur Aufsuchung der wahren Ursachen und Veranlassungen der neuplatonischen Philosophie über. Der Saame dieses Unkrauts war schon Jahrhunderte lang vorher gestreuet worden, ehe Ammonius geboren wurde. Es trieb aber ein Zeitalter der Antonine, besonders des Marcus Aurelius, und des Commodus, schon sehr sichtbar Keime, die unglaublich schnell aufwachsen. Die nächsten Ursachen der Entstehung dieser Philosophie liegen

im Zustande der Wissenschaften, und in der herrschenden Denkart der letzten Hälfte des zweiten Jahrhunderts, und man muß sie daher im Luzian, Apulejus, Philostratus und den Geschichtschreibern jener Zeiten suchen. Wenn man nun den Verfall der Wissenschaften, wie ihn der Verf. ausführlich geschildert hat, die Rasereien des Apollonius und der übrigen Pythagoreer, die frommen Thorheiten der Platoniker, endlich den groben im zweiten Jahrhunderte herrschenden Aberglauben zusammen denkt, sollte es dann noch jemanden sonderbar scheinen, daß in Alexandria, einer Stadt, die von jeher wegen ihrer Fruchtbarkeit an Schwärmern, wie an Gauflern und Narren berüchtigt war, eine Sekte entstand, welche das, was bisher Schwärmern der Pythagoreer und Platoniker, oder allgemeine Volksdenkart gewesen war, annahm, vertheidigte und hin und wieder erweiterte. Dies und weiter nichts thaten Apollonius, Plotin und andere Schüler. Sie redeten wie Plutarch und Apulejus von andern Göttern, nur etwas umständlicher; glaubten, wie Apollonius und dessen Nachfolger, mit ihnen umgehn, sie beschwören, und durch sie weissagen zu können; hielten die Magie für die göttlichste Wissenschaft; brachten die Begriffe von Vollkommenheit und Glückseligkeit, die man schon vorhin gehabt hatte, in ein neues System; bekannten mehrere Arten von Tugenden, von denen Griechen und Römer zu der Zeit, da sie am tugendhaftesten waren, nichts wußten, und hielten endlich nur denjenigen für einen wahrhaft frommen Mann, für einen Hierophanten

ten der ganzen Welt, der alle Götter der Erde inbrünstiger verehrte, als ein jeder derselben in seinem eigenen Vaterlande angebetet werde. Nach diesem geht der Verf. auf die Lehren der Neuplatoniker, von der höchsten Gottheit, der Dreiheit, der Welt, dem Ursprung des Bösen, vom Dienste der Gottheit und der Götter, von den Dämonen, der Seele und ihren Kräften, von den Tugenden u. s. w. fort, und zeigt, worin dieselben von den Lehren des Plato entweder abweichen, oder mit denselben übereinstimmen. Zuletzt beantwortete er die Frage: wie diese Männer von ihren Zeitgenossen angesehen, und ob sie und ihre Lehren vielleicht nur von einem kleinen Haufen schwachköpfiger Schüler, oder auch von andern wichtigen Personen bewundert und angenommen worden? Und beweiset, daß sie und ihre Lehren in großem Ansehen standen, zu welchem Ende Nachrichten von Plotin, Aedisius (einem Schüler der Jamblichus), Eustachius, Proäresius, Proklus, (dem man göttliche Ehre erwies) mitgetheilet werden. Um zu zeigen, daß auch das Christenthum von den Thorheiten der neuplatonischen Philosophen nicht frei geblieben sey, daß der gröbste und lächerlichste Aberglaube eine allgemeine Krankheit in den genannten Jahrhunderten war, und die Christen eben so wohl ihre Plotine, Porphyre und Proklusse hatte, als die Heiden, wird zuletzt das Leben des heil. Martin beschrieben. — Es ist unleugbar, daß der Verf. mit großen Vorurtheilen an seine Untersuchungen gegangen ist, und in der That diese Neuplatoniker nicht richtig

begriffen, folglich in einem falschen, und seinen Vorurtheilen gemäß, ungünstigen Lichte dargestellt hat.

VIII. a) Zum Unterhalt (zur Unterhaltung, und zum) Nachdenken für Freimaurer. Stendal bei Franzen und Grosse 1782. b) Nahrung für Verstand und Herz, von einem Bruder Freimaurer herausgegeben. Ebendas. 1783. Beide in 8. Die letztere 150 Seiten, die erste $2\frac{1}{2}$ Bogen stark.

Zwei kleine Schriften, von denen man mehr sagen kann, daß sie ein Freimaurer geschrieben, als daß er sie für Freimaurer geschrieben habe. Die erstere enthält ausgemerkte Gedanken und Schriften, die die Maurerei angehen; die andere, Auszüge aus den besten Schriftstellern, die in verschiedenen philosophischen, moralischen, politischen und kritischen Gedanken bestehen. Es ist für einzelne lesende Personen recht nützlich, sich aus den gelesenen Büchern dergleichen vorzügliche Gedanken zu sammeln; und manchem mag auch wohl damit gedient seyn, wenn ein Mann vom Geschmack, wie der Herausgeber, ihn der Mühe überhebt, selber Colлектanen zu machen. Wenn der Geschmack nur nicht so verschieden wäre.

IX. Jakob Andersons Konstitutionsbuch der Freimaurer, nebst Geschichte des Ordens. Vierte Auflage, mit K. in 8. Frankfurt am Main 1783.

Ein völlig unveränderter Abdruck der ältesten Ausgabe dieses an sich nicht sehr nützlichen Buches, nebst allen denen Zulagen, die man im Jahr 1742 von Deutschland aus einem solchen Buche an Reden und Defensionen geben konnte.

X. Anleitung eine deutsche Freimaurer-Bibliothek zu sammeln. 1tes Stück. Stendal bei Franzen und Grosse 1783.

Der Titel ist nicht Zweckmäßig. Denn das Buch ist nicht Anleitung, d. i. giebt nicht Grundsätze an, nach dem man eine Freimaurer-Bibliothek sammeln, sondern einige Rubriken, wonach man sie ordnen soll. Ist übrigens ziemlich vollständig.

XI. Die drei Grade der Freimaurerei des Frauenzimmers. Vom Logenmeister Bosch. Prag 1783. in 8. 6 Bogen.

XII. Jos. Freiburgers, vier Stücke aus den Pappieren eines Freimaurers, betreffend den Freimaurer- und Freidamenorden. Stendal 1783. 7 Bogen in 8.

Konnten beide füglich ungedruckt bleiben.

XIII. Theoretisch praktisches Handbuch der höhern Chemie. Hoff 1784. in 8. 16 Bogen.

XIV. Auf Versuche gegründete metallurgisch-chemische Abhandlung von der Natur des Spiesglases

glases und seine Wirkungen. Jena 1784. in 8. Etwa 6 Bogen.

Können wir bloß ihrem Titel nach anzeigen; viel erbauliches und nutzbares enthalten beide nicht.

XV. Der Compaß der Weisen, von einem (m) Mitverwandten der innern Verfassung der ächten und rechten Freimaurerei beschrieben; herausgegeben mit Anmerkungen, einer Zueignungsschrift und Vorrede, in welcher die Geschichte dieses erlauchten Ordens, vom Anfang seiner Stiftung an deutlich und treulich vorgetragen, und die Irrthümer einiger französischer Freimäurer-Logen entdeckt werden von *Ketmia Vere*.

Καὶ τὸ Φῶς ἐν τῇ σκοτίᾳ φαίνει καὶ ἡ σκοτία αὐτὸ οὐ κατέλαβον. Foli. I. 5. Mit Kupfern. Berlin und Leipzig, bei Ringmacher 1779. 386 S. in 8.

Dies' ist die erste Schrift, welche ausser dem Plumennüß, und der Schröderschen Bibliothek der höhern Chemie, den durch die Rosenkreuzer nun herrschend gewordenen Geschmack in der Freimäurerlectüre angegeben hat. Zu bedauern ist es, daß auch sie das Unglück gehabt hat, in unrechte Hände zu fallen; denn ihr Verleger selbst ist dadurch in den bedauernswerthen Verfall der Schwärmerei gerathen, die sich mit Zerrüttung seines Vermögens und seines Verstandes vor seinem

seinem Tode, geendigt hat. Auch hier giebt der unglückliche Ringmacher, der sonst ein Mann von gutem Herzen war, einen traurigen Beweis seiner zerrütteten Verstandskräfte, indem er dem Buche eine Zuschrift an die Hochwürdigsten und Hochweisen Obervorsteher des Ordens vom N. E. vorgesetzt hat, welche er Allergnädigste, Gnädigste, Gnädige und Hochgebietende Herrn anredet, und flehentlich bittet, ihm zum Lichte zu verhelfen. Diesem Muster fanatischen Unsinnes, folgt eine andere Zuschrift des Herausgebers an alle Deutsche Söhne der Weisheit in ähnlichem, aber großsprecherischem Tone, und dann die berühmte Vorrede, die ihrer Sonderbarkeit wegen wohl den meisten das Interessanteste am ganzen Buche seyn möchte. Sie enthält den Unterricht welchen der Herausgeber auf einem Kaffeehause denen um ihn stehenden Gästen, in mehreren Sitzungen à l'Angloise, über die wahre Geschichte der Maurerei giebt. Er holt darin gar weit aus; die ächten Freimaurer sind ihm die Söhne der Weisheit, deren Schicksale in verschiedenen Ländern er chronologisch erzählt, da man denn mit Erstaunen alle berühmte Männer des Alterthums durch Herrn N. B. als Weisenmeister kennen lernet. Das Resultat seiner weiterschweifigen Erzählung ist darin, daß die wahre Maurerei bei den Rosenkreuzern aufbewahrt liege; daß alle andere Systeme, ausser dem ihrigen, unächt und falsch seyn, und nur diejenige Loge, die in den Schooß ihrer alten Mutter zurück kehre, wie wirklich eine deutsche Loge gethan habe, die Früchte ihrer Unterwerfung im

Stillen

Stillen genieße. Der ganze Ton der Erzählung ist original lächerlich, und man weiß nicht, womit man mehr Mitleiden haben soll, mit den unächten Logen, die der Herausgeber schildert, oder seinem verunglückten Wize, womit er ein Märchen ausstaffirt hat. — Die Schrift selbst eröffnet ein seltsames Gebet, welches Herr K. B. mit noch seltsameren Noten versehen hat. Wir lernen hier, daß es ein sehr gemeiner Fehler der Prophanen sey, sich den Rosenkreuzer unter dem Bilde eines vollkommenen Adepten zu gedenken. Zwar sind, sagt er, alle Adepten in der Verbrüderung gewesen, aber nicht alle Verbrüderete sind Adepten. — Der Verf. hat das Buch vor seinem Eintritt in den Orden geschrieben, die erleuchteten Brüder haben es so richtig und gründlich gefunden, daß sie dem Herrn K. B. die Herausgabe desselben übertragen haben; dieser sagt daher: von dieser Materie habe noch Niemand so schön und unvergleichlich geschrieben, als der Hochwürdige, dermaßen aber bedauernswürdige Verf.

Der 1te Theil handelt vom Gefäß der Natur und Kunst, und dem Siegel des Herrn. Der 2te von der wahren Materie, und wie vielerlei solche sey, vom Blei der Weisen und dessen zweierlei Arten, vom Schwefel und Salze. Der 3te Theil spricht vom nassen Feuer, oder dem feurigen Wasser, und wässerigten Feuer, auch vom künstlichen Feuer, und wiederholt endlich verschiedene Stücke. Eine Schlußrede in dem Tone, den man nur an den Schriftstellern dieser Klasse, voll Eigendünkels auf ihre geringe Kenntniß in der Chemie, voll an

anscheinender Demuth, und in den Ausdrücken einer frömmelnden Andacht, die man leider oft! für heuchlerisch zu halten Grund hat, gewohnt ist, beschliesset das Werk.

Man findet hier viel, was Aricenna, Geber, Mesjer der große Bauer, und sein kleiner Namensvetter, was Basilius Valentinus, und hundert andere Lichter der N. E. gesagt haben, auch zum Theil gesagt haben sollen, denn selbst Orpheus und Hermes werden angeführt. Was aber der Hochwürdige, dormalen aber bedauernswerthe Verf. des Buchs selber sage, und sagen wolle, findet sich nicht. Ihm ist es zureichend, dunkle und unverständliche Ausdrücke eines Autors, durch den noch dunklern Unsinn eines andern zu erklären; vom Naturrichter, Salzmagneten, feurig, schwefelich und kühlend nitrosen oder mercurialischen Dämpfen, und was des Zeugens mehr ist, zu reden; und es ist ihm anzusehen, daß er eben so wenig einen bestimmten Begriff von dem allen gehabt habe, als Leser, wenn sie auch noch so mühsam den Compaß studieren wollten (welches doch die unseeligste Mühsamkeit von der Welt wäre) jemals mit der sichersten Zauberruthe fruchtbare Wahrheiten aus diesem verborgenen Erdschatze herauszuschlagen werden.

Diejenigen, welche unglücklich genug sind, sich in dergleichen Schwärmereien zu vertiefen, sind nicht zu retten. Aber Maurer kann man wenigstens, warnen, Mißtrauen in dergleichen Schriften und ihre Urheber zu setzen, die unsre neuen Bereicherungen der Naturlehre und Chemie verachten, die aufgeklärtere Philosophie

unser

unserſ Zeitalters für Hirngeſpinſt halten! Nein, das iſt nicht der Geiſt der ächten Lichtvollen Freimaurerei.

XVI. Freimaureriſche Verſammlungsreden der Gold- und Roſenkreuzer des alten Systems. Mit zwölf eingedructen Vignetten. Amſterdam 1779. 304 S. in 8.

Der Herausgeber, der ſich unter der Vorrede v. S. unterſchreibt, will dieſe Reden zwiſchen Ravenna und Rimini für weniges Geld von einem Landlocandiere, bei dem ſein Betturino übernachtet, an ſich gekauft haben. Sie waren bei andern Papieren, und unter dieſen die einzigen, die er entziffern konnte. Einige Charaktere am Ende ausgenommen, die das Datum und den Verſammlungsort anzeigen möchten, habe er dieſe, in einer ächten maureriſchen Schreibart abgefaßten Aufſätze herausgebracht. Drucken laſſe er ſie, damit der eigentliche Eigenthümer der übrigen Papiere in Erfahrung bringe, wo er ſein verlohrenes Gut wieder finden könne.

I. Rede. Anrede des Meiſters an ſeine jüngeren Brüder, bei ſeiner Stuhlantretung gehalten. Wie das Ganze mit bibliſchen Sprüchen als Motti und Inauguralworten ausgezieret. Aus des höchſten Meiſters Munde ging des ewige Wort. Das kann nicht eitel Finſterniß ſeyn. Gleichwie die ewige Erbarmung für die in die erſchrecklichen Bande des Todes verfallene Seele des Menſchen, in der Weiſheit Abgründen unerforſchlichen Rathſchlüſſen, eine Tinktur, nemlich das theure Blut

Blut des Welterlösers von Ewigkeit vorhergesehen und bestimmt hat, wodurch sie sich vermittelst der wahren Wiedergeburt in Christo tingiren, von den Banden des Todes befreien, und das herrliche Licht, aus welchem sie in der Schöpfung gebildet und zur Wesenheit gebracht worden, wiederum heraus kehren und offenbar machen solle; eben also hat die unendliche Erbarmung, eine Tinktur in die Natur gelegt, womit der Mensch erstens seinen eigenen Leib, und hernach auch die Leiber der dreien Naturreichen tingiren, von denen Gebrechen, welche das Reich des Todes durch die Finsterniß eingeführt hat, befreien, und in dem Lichte des Lebens tingiren kann.“ — Nichts wird von den Profanen, deren finsterner Geist nichts begreifen kann, so sehr widersprochen, als der Verwandlungskunst der Metalle; aber ihre Einwendungen sind nichtig. Nur den Mißbrauch der Alchymie hassen die Weisen, und keiner mehr als sie. Hat nicht Arnold de Villa Nova öffentlich Gold gemacht? Zu Prag that es Kelläus, in andern berühmten Städten Alex. Setonius; zu Krossen verwandelte dessen Diener Quecksilber in Gold. Wo hätte Salomo sonst seinen Reichthum hergenommen? Aber da muß der Mensch erst gereinigt seyn, ehe er so weit kommt. Und selig dann der Mensch, der die Weisheit (die Kunst Gold zu machen) findet.

2te Rede. Derselbe von der Weisheit, dem wahrhaftigen Lichte. a) Was ist die Weisheit? b) Wer sind die Söhne der Weisheit? c) Was für Mittel führen zur Weisheit? — Heute bloß vom ersten. Was

sie ist, steht Predigerb. 24, 5. Sprüche. 8, 20. Ebendas. 7, 21. Dazu gehört, Gott erkennen, seine Berufspflichten treu erfüllen, dem Nächsten helfen, dem Staate und dem Fürsten dienen.

3te Rede. Derselbe von der Weisheit, ihren Kennzeichen und wirklichen Glückseligkeiten. Die Söhne der Weisheit sind, die Gott fürchten und seinen Willen thun. Die Ordensgriffe und Paßwörter sind aber nicht Kennzeichen der Weisheit, sondern ein christliches Leben. Die Glückseligkeit der Weisheit zu fassen, ist kein menschlicher Verstand fähig.

4te Rede. Derselbe von den Mitteln zur wahren Weisheit zu gelangen. Sie bestehen in der ernstlichen und standhaften Bestrebung aus den reinen Quellen der ächten Kenntniß seiner selbst und aller natürlichen Dinge, die wahre Erkenntniß des Weltbaumeisters zu schöpfen, und die daraus nothwendig fließende Furcht und Liebe Gottes auf festen Glauben zu gründen. — Der Mensch besteht aus Geist, Seele und Leib. Auch muß man studieren, aber nicht die Werke der Sophisten.

5te Rede. Derselbe bei der letzten Versammlungsfest im Jahr —. Diese sämtlichen Reden sind mit Sannan unterzeichnet. Nun folgen die Reden eines andern Bruders über gewisse Aufgaben, die er vom Meister erhalten. 1) Zur Einleitung in die Theosophie und Moral gehörig. Welches ist die erste Pflicht eines jeden vernünftigen Geschöpfes? Antwort: die Erkenntniß Gottes. Davon die 6te Rede.

7te Rede. Wie die Absicht eines Naturforschers beschaffen seyn müsse, um aus seinen Unternehmungen sichern Nutzen zu schöpfen? Ein Naturforscher ist, der das erschaffene Ganze mit allen seinen Theilen, so wohl nach ihrer äusserlichen Gestalt, als nach ihren wirksamen unsichtbaren Eigenschaften, sorgfältig untersucht, um aus dieser Untersuchung einen geistlichen und leiblichen Nutzen zu schöpfen. Sehr gelehrt übrigens weil fast alle Weltweise des Alterthums hier angeführt werden.

8te Rede. Von den Eigenschaften, die ein Bruder besitzen muß, um aus seiner praktischen Naturforschung keinen Schaden, sondern Nutzen gewärtigen zu können. Hier werden einige Tugenden empfohlen, als Standhaftigkeit, Fleiß, Schwergläubigkeit; womit bewaffnet, die Jünger das Korrosiv der Sophisten und ihrer Rezepte nicht zu fürchten haben. Es giebt 4 Menstrua radicalia. a) das minerale oder der Vitriol. b) Das Animale oder der Harn. c) Das vegetabile oder der Weingeist, der mercurialische Schwefel des Weins. d) Das Universale, der Salpeter. Ein dadurch wieder gebornes Silber hebt alle Arten der Wassersucht, alle Uebel des Gehirns und die Naserei, auch die Epilepsie. Durch das Minerale wird der Arsenik eine Panaze wider den Krebs; das Vegetabile macht Opium und Schirling unschädlich,

9te Rede. Von der hermetischen Weltweisheit, ihrem Alterthume, Vortreflichkeit und Nutzen. Hermes war ein Abkömmling Kannaans; sein Name bedeutet Lehrer der verborgenen Wissenschaften. Hermetische

Weise sind ganz andere Leute als die Aristoteliker. Perser, Phönizier, Celten, Egyptier besaßen die Weisheit. Die Griechen haben ihr Schaden gethan, und sie mit unrichtigen Sätzen verunstaltet; sie glaubten z. B. eine ewige Gott gleiche Präexistenz der Materie. Der Nutzen ist sehr groß. Selbst Leibniz sagte, es sey unmöglich, daß die ächte Naturkunde ohne Hermetik Fortgang habe.

10te Rede. Von dem großen Nichts, aus welchem die Welt erschaffen worden.

11te Rede. Von der Gleichwesenheit des Obern und Untern. Die letzten 6 Reden sind Verbum electri unterzeichnet. Alle endigen sich durch H. H. H. und kurz zuvor mit der Formel v. d. G. u. f. W. m. u. f.

Die Philosophie, die darin herrscht, ist die Benzhanische. Lektüre in den Schriften dieses Fachs, auf systematische Art geordnet, ist den Mednern nicht abzulängnen. Die Eigenheit ihrer Sprache ist man gewohnt.

XVIII. Schutzschrift für die Rechtheit der Rosenkreuzergesellschaft, von dem Engländer Robert de Fluctibus, der Arzneigelahrtheit Doktor zu London. Wegen seiner überaus großen Seltenheit und Wichtigkeit auf Begehren aus dem Lateinischen ins Deutsche, zugleich mit einigen Anmerkungen, übersetzt von Adamah Booz. Leipzig bei Böhme 1782. in 8. 320 S.

Studds Apologie ist im Original wirklich selten, und da man jetzt so viel ältere Schriften der Rosenkreuzer auf-

auflegt, so war es recht gut, daß auch an dies Fluddsche Werk die Reihe kam: da nur wenige lateinisch lesen, hat es Herr B. übersetzt. Fludd hat es eigentlich mit der Schrift eines gewissen Libavius zu thun, der gegen die Rosenkreuzer schrieb. Sie enthält viel Kenntnisse, und erstreckt sich doch über mehr Zweige der geheimen Philosophie. Die Sachen, die jetzt alle wieder über den Stein der Weisen herauskommen, kann man vor Ekel nicht lesen; einer weistet zum andern, und was rechts oder bisher nicht bekanntes lehret fast keiner. Hier aber wird man doch wenigstens Meinungen eines gewiß philosophischen Kopfs gewahr, wenn der Mann gleich, wie seine Zunft, viele Sachen ganz anders ansieht, als die neuen Philosophen und Naturforscher.

I Theil. Von geheimen Bezeichnungen. Kap. I. Der Verf. erklärt seine Absicht: er will nicht einen Verläumder bestreiten, sondern die Unschuld seiner Mitbürger gegen ihre Feinde schützen. Da handelt er nun von dem Gegenstande ihrer Arbeiten, nemlich im 2 Kap. von der Magie, Kabbala und Sterndeuterkunst. Verschiedene magische Kunstwerke sind bloß mechanische Meisterstücke, dergleichen es in unsern Tagen auch giebt. Die Schachmaschine des H. v. Kempelen, Kirchers redendes Bild, Drebbels gläserne Kugel, gehören dahin; vieler andern nicht zu gedenken. Die Todten- und Gottesbeschwörung ist nicht ganz zu verwerfen; unreine Arten sind es. — Die Kabbala war den Propheten und heiligen Schriftstellern eigen. Hieher gehört die Kosmologie, welche die Kräfte der natürlichen Dinge

untersucht. Merkava, eine andre Gattung, geht mit der höhern Betrachtung heiliger Namen und Zeichen um. Auch diese hat Untergattungen, wovon Josua, Elias und Daniel Beweise ihrer Kenntnisse gegeben haben. — Die Astrologie ist eine Wissenschaft, welche die Ursachen vergangener und die Weissagung künftiger Dinge aus dem Stande der Sterne, erkläret. Sie ist befleckt worden, aber das benimmt ihrer Heiligkeit und Gründlichkeit nichts. Im 3 Kap. wird von den unsichtbaren und sichtbaren Büchern Gottes gehandelt. Das große Buch der Natur liegt zwar offen; aber es giebt nur wenige, die es lesen können. Kap. 4. Die heilige Schrift, als sichtbar, findet sich in dem großen Naturbuche. Plato und andere forschten in den Hieroglyphen, die nur Menschenwerk waren; sie konnten es näher in der Natur haben. Dann hat auch Gott in Steinen Unterricht für wißbegierige Menschen aufbewahren lassen; z. B. die Tafeln Moses. Kap. 5. In der Bibel sind hin und wieder Bezeichnungen anzutreffen; aber sie sind auch dem Himmel, der Erde und dem Menschen sehr deutlich eingedruckt. Kap. 6. Eben dergleichen ist auch durch neue Sternbilder angedeutet worden. Es werden davon Beispiele, auch S. 141. ein Schema von Stande der Gestirn angegeben, nebst der Erklärung und Aufösung.

2. Theil. Hindernisse der heutigen Schulwissenschaften. Der Inhalt dieses Theils wird vorläufig Kap. 1. angegeben. Die Rosenkreuzer versuchten eine allgemeine Abänderung der Systeme, man warf ihnen vor,

vor, daß sie unnütz, und die Wissenschaften die sie da-
 gegen empor bringen wollten, half niemanden. Allein
 Kap. 2. zeigt, daß die gewöhnlichen Kenntnisse doch
 in der That mangelhaft seyn, und man auf Mit-
 tel zu ihrer Verbesserung bedacht seyn müsse. Die
 weisesten Männer sind bei der Mittheilung ihrer Kennt-
 nisse allemal sehr vorsichtig in der Wahl der Subjekte ge-
 wesen; daher sind ihre Geheimnisse entstanden. So-
 crates, Aristoteles, Plato, Pythagoras dienen zu Bei-
 spielen. So bald man anfing, die Wissenschaften ge-
 mein zu machen, wurden sie verunstaltet, und selbst
 die Mathematik hat dabei gelitten. Kap. 3. Man
 sehe die natürliche Philosophie, Medicin und Alchemie
 an; wie nothwendig sind da Verbesserungen! Man hat
 ungegründete Distinctionen eingeführt, spricht von Ort,
 Raum, leeren Raum, von Elementen, von Körpern
 und Bestandtheilen, aber so unbestimmt, daß sich nie-
 mand darin finden kann. Rogerius, Baco, (dem
 auch Bärhaave, so wie dem Lullius, viel Lob ertheilt)
 kannten die Natur des Donners, Regens, der Wolken,
 der Thiere und Gewächse viel genauer. Besonders
 krank liegt die Medicin; es fehlt an richtigen Erfah-
 rungen. Der Zweck oder die Wirkung einer natürlichen
 Sache wird erkannt, wenn man auch die Ursache nicht
 weiß. Einzelne Erfahrungsschlüsse trügen oft, allge-
 meine Vernunftschlüsse nie. Daher sind alle Wissen-
 schaften, die sich blos auf Erfahrung gründen, trüge-
 lich. Die Alchymie liegt nun gar tödlich danieder; Heil
 dem, der ihr helfen kann. Im 4. Kap. werden die

mathematischen Wissenschaften geprüft. Besonders bedarf die Lehre von den Proportionen Verbesserung. Indessen ist die Kenntniß der Zahlen sehr wichtig; (eine etwas deutlichere Kenntniß dieser Geheimnisse giebt das neue Buch Des Erreurs et de la Verité). Ohne die Harmonie der Zahlen oder die Musik zu verstehen, kann keiner eine richtige Erkenntniß von Gott erlangen. Da das Ganze ein sehr zusammenhängendes Raisonnement ausmacht, leidet es keinen Auszug. Wer nur einen Autor dieser Kunst über diesen Gegenstand gelesen, hat aber auch alles gelesen. Auch Sittenlehre, Oekonomie, Politik, Theologie und die Rechtsgelahrtheit liegen da nieder. Kap. 5. Kap. 6. zeigt hingegen diejenigen Lehrer an, von welchen die Menschen allein eine ganz gewisse Kenntniß erhalten können. Dies ist zuörderst der Geist Gottes, dann die Unterlehrer oder Engel. Das 7. Kap. redet von den Propheten, als sichtbaren Lehrern oder Dienern Gottes; und das 8te vom sichtbaren Lichtern.

3. Theil. Von den Naturgeheimnissen. 1. Kap. Vom Ursprunge des Lichtes und Wassers, oder des Geistes. 2. Kap. Vom Wesen des Lichtes, von seinen Wirkungen und verborgnen Eigenschaften in diesen untern Dingen. 3. Kap. Vom allgemeinen Geiste. 4. Kap. Von der Möglichkeit, daß jemand die Anschläge und Neuigkeiten eines andern in weiter Entfernung wissen, und mündlich oder schriftlich vernehmen könne; so wohl durch natürliche Kunst, als durch göttliche Erleuchtung.

Bis hieher die gewöhnliche Kosmologie und Physik der Rosenkreuzer. 5. Kap. Von der Möglichkeit, daß jemand, der nur ein einziges Buch lesen kann, zugleich alles, was nur in allen andern Büchern jemals ist geschrieben worden, verstehe. In spätern Zeiten hat auch Weigel darüber geschrieben. 6. Kap. Von den verborgenen und wunderbaren Wirkungen der Musik. 7. Kap. Es giebt überhaupt viel wichtige Geheimnisse, welche unter der Schaale der sichtbaren Dinge verborgen liegen; so wohl in der großen Welt, in 14 Punkten, als in der kleinen Welt, in 13 Punkten. Man kann sich daraus die Entstehung der Lehren vieler alten Philosophen erklären. Somit hat der Verf. seine Ergebenheit gegen seine Brüderschaft gerechtfertigt, und die ihrer Confession gemachten Einwürfe gehoben.

XVIII. Apologie des Ordens der Freimaurer.
 Von dem Bruder **** Mitglied der ** Schot-
 tischen Loge zu P.

J u v e n a l.

— pauci dignoscere possunt

Vera bona atque illis multum diversa, remota

Erroris nebula. Quid enim ratione timemus

Aut cupimus?

Philadelphia im Jahr 5651. d. i. 3882 —

1778. Ohne Zuschrift und zwei Vorreden. 116.

Seiten in 8.

Dieses ist die erste Schrift des Herrn D. Hofpr. Stark zu Darmstadt, die wie seine beide folgenden, für klas-
 sisch

fisch in der heutigen Maurerei angesehen worden. Sie sind alle in einerlei anreizenden, gründlichscheinenden, fachgewissem und imposantem Tone geschrieben. So sehr er sich die Miene giebt, die Maurerei als Maurer ergründet zu haben; so scheint doch überall mehr das Studium des Gelehrten hindurch. In dieser Rücksicht ist ein solcher Ton sehr täuschend, und da er sich so ganz auf profane Gelehrsamkeit einschränkt, von allem Innern aber pflichtmäßig schweigt, so kann man ihn auch mit der Kritik so weit folgen, als er zu erhaschen ist, und es kann ihm nichts helfen, wenn er sich am Ende hinter Geheimniß und Stillschweigen verstecken wollte, weil er von dortaus nicht ausgegangen ist. Da diese Schrift höchst wahrscheinlich in allen deutschen Logen befindlich ist, so zeigen wir sie nur, theils der Vollständigkeit wegen, theils für unsere Leser ausser Deutschland, als eine für klassisch gehaltene Schrift an. Die Einwendungen, welche dem Orden gemacht zu werden pflegen, sind vortreflich beantwortet, und eben so vortreflich ist der Orden von seiner der Welt ehrwürdigen Seite dargestellt worden. Junge Maurer können darin eine ganze Rüstkammer von Waffen finden, um sich gegen ähnliche Vorwürfe bei fremden zu schützen. Ueber die Mysterien wird hier wenig gesagt, auch hat der Verf. eine ausführliche Schrift darüber geschrieben, die wir nebst einer Gegenschrift, im 3ten Theile des Archivs anzeigen werden.

XIX. Ueber den Zweck des Freimaurerordens.
Zweite revidirte Auflage. Berlin bei Simburg
1781. 231 S. in 8.

Die zweite Schrift des Hrn. Stark, welche durch die Empfehlung der vereinigten Logen klaffischen Werth erhalten hat. Im 1 Abschn. wird die Wichtigkeit des O. gezeigt, aus den zahlreichen Versammlungen zu seiner Reform, aus den Unternehmungen und Besigungen einzelner Logen, und dem Werthe der Mitglieder, indem die weisesten Fürsten und größten Gelehrten an ihm Theil genommen haben; ein Umstand, der den O. freilich für viele wichtig macht, allein bei der Bestimmung seines innern Werthes nicht die mindeste Betrachtung verdient, da beide genannte Stände in den O. mehr wegen seiner menschenfreundlichen Anstalten, wegen der guten Gesellschaft, als Zerstreung, und anderer Nebenursachen wegen, als wegen seines erkannten innern Werthes treten. 2 Abschn. Angebliche Endzwecke des O. Leider sieht man ihn nur von zu vielen Seiten an. Hat doch unser Verf. auch seine eigene, aus welcher er ihn nun einmal ansehen will. Zum Beweise der verschiedenen Denkungsart der Brüder über den Endzweck werden einige Begebenheiten angesehener Mitglieder erzählt, von welchen die Richtigkeit verbürgt wird. So erzählt im 3ten Abschn. ein Hr. v. L. seine Geschichte. Hierin ist ein Mann, der Toutefois genannt wird, sehr interessant. Von ihm ward H. v. L. in dem Gasthose einer gewissen Stadt, wo er krank lag, besucht. Seine

Indis

Indiskretion brachte ihn nur die nähere Bekanntschaft dieses Mannes, bis er ihn an einem fremden Orte wieder fand, wo er ihn anfänglich gar nicht erkannte, endlich aber zum Lichte gebracht ward. Im 4ten und 5ten Abschn. erzählt ein Graf von P. seine Geschichte dem Abt von St. N — l. So romanenhaft sie dem ersten Anscheine nach seyn mag, so liegt hier dennoch wohl viel wahres zum Grunde. Der Graf fand in London ein Schild, worauf stand: hier macht man Fr. M. Er ließ sich auch dazu machen, die Loge ward aber bald darnach aufgehoben. Er lernte in der Folge einen Arzt kennen, dessen antiquarische und räthselhafte Reden, die er in der Loge hielt, ihn fesselten. Er gerieth an einen Goldmacher. Nachdem das Suchen des Universals ihre Börsen ausgeleert hatte, bezeigte der Gr. seinen Wunsch nach dem Partikular. Der Arzt besaß, und brachte ihm mehrere Stangen englischer Composition. Sie gerieten auf den unseligen Einfall, mit Hülfe eines Juden davon Holländische Thaler (?) zu prägen, der Jude ward endlich erwischt, und nebst dem Arzte zu Tyburn vom Leben gebracht; der Graf entkam, und ward abwesend freigesprochen. Er lernte nun die französische Maurerei kennen, ging hierauf im Gefolge eines Erzbischofs nach Rom, wo er des Abends einem Unbekannten, der von zwei Leuten angefallen worden, das Leben rettete. Dieser Unbekannte hatte am folgenden Morgen Rom verlassen, der Graf erhielt ein Billet, worin er ihm versprach, sein Glück zu machen, wenn er ihm nach — D. — folgte. Da war er aber nicht

zu finden. In Neapel aber gerieth er, aus Begierde, des Unbekannten Schicksal zu wissen, in die Hände eines Magus. Die ganze Loge in Neapel kannte ihn als Magus; dennoch war der sonderbare Mann sehr vorsichtig. Zur Stelle war der Unbekannte nicht zu schaffen; allein der Graf sah ihn, nach Schröpferischen Ceremonien, in einem Spiegel. Bis so weit konnte ihn der Magus täuschen; allein er sagte ihm einst auf Verlangen nach 7 Tagen, was er in einer gewissen Stunde gedacht habe! *) Nun ward der Graf sein Schüler.

Eines

*) Ueber dieses Vermögen, des andern Gedanken zu erfahren, ist's in der Geisterlehre doch wirklich noch dunkel. Ich bürge für folgende Geschichte. Ein gewisser Edelmann war im Begriff, nach dem Absterben seiner ersten Gemalin, die zweite zu nehmen. Nun wollte er gern wissen, ob sie ihn überleben würde, in diesem Falle wollte er sie in die Wittwenkasse kaufen. Er wandte sich an einen meiner Freunde. Dieser schrieb ihm: „Sie werden auch diese Gattin überleben. Zur Gewähr diene Ihnen folgendes: In der abgewichenen Nacht hat Ihrer Braut, (diese war 20 Meilen von dem Welsfager entfernt) geträumt, daß Ihre verstorbene Gemalin ihr erschienen, und ihr zurufe: Seyn Sie die Freundin meines Freundes, und die Mutter meiner Kinder.“ Es war doch sehr sonderbar, daß die Braut wirklich in derselben Nacht diesen Traum gehabt hatte, nebst vielen Nebenumständen, die genau mit einigen andern, die noch angegeben waren, zutrafen. Der Edelmann lebt indessen noch glücklich mit seiner zweiten Gattin.

Ferner

Eines Abends, da er auch im Begriff war, zu ihm ausser der Stadt zu gehen, überbrachte ihm jemand einen Brief. Er las ihn nicht, sondern ging weiter, hatte aber das Unglück, von den Häschern in Verhaft genommen, und in die Inquisition gebracht zu werden. Hier las er den Brief, er war von dem Unbekannten, welcher ihn vor dem Magus warnete, leider! war es zu spät. Indessen ward er doch aus den Gefängnissen des fürchterlichen Tribunals gerettet, und zwar durch eben den Unbekannten, der in Dominikanerkleidung ihn im Gefängnisse besuchte, und Instrumente zur Durchsägung des Gitters brachte. So entkam er, und ward nachmals von dem Unbekannten in der achten Maurerei unterrichtet.

Im 6ten und 7ten Abschn. erzählt ein gewisser Herr L. (Rez. hat das Original gesehen, den Namen findet er nicht rathsam zu nennen, er erinnert nur, daß er
Prof.

Ferner habe ich einen Freund, der nie in eine Zahlenlotterie setzt, aber vielmals hilfsbedürftigen Freunden Nummern in einer gewissen Lotterie zusehen angerathen, und allemal ansehnliche Gewinne verschafft hat. Er läßt blos Amben besetzen. Noch vor Kurzem gewann jemand dadurch 1000 Thaler. Indessen ist er dabei sehr zurückhaltend, und erweist diesen Beistand äusserst wenigen, und äusserst selten. Sein Rath selber aber ist allemal bewährt befunden worden, selbst zweimal, da man seine Nummern nicht gesetzt hatt, waren sie doch richtig herausgekommen.

Der Rezens.

Prof. zu ** war) seine Geschichte. Sie berichtet die wichtigsten Veränderungen, welche der D. in Deutschland erfahren hat. L. war in Hannover aufgenommen worden, er hatte wohl immer den D. für wichtig, die Entdeckung der wahren Geheimnisse aber noch für weit entfernt gehalten. Zehn Jahre war er darin, als die französischen Grade bekannt, und in verschiedene Logen eingeführt wurden. Da fand sich Mystik, Astronomie, Astrologie, Mechanik, Kosmosophie und Kosmometrie, Sympathie und Antipathie, Alchymie, und sogar ward von hominum Factio geredet; Herr L. kam nach Stockholm, und gerieth hier zu andern Ordensgeheimnissen, z. E. einer Geschichte voll Anachronismen, und am Ende zu Schwärmereien, die er schon einmal bezahlt hatte. Als er abreisete, nöthigte man ihn, ein Konstitutionspatent mit zu nehmen: Aemtchen bringt Käppchen, sagt er dabei. Endlich erschien die Johnsonsche Epoche. Herr L. gerieth mithin in die genaue Verbindung; und obwohl ihn zwei Fremde, die nach Jena gekommen waren, und sich für Kaufleute ausgaben, auf den rechten Weg bringen wollten, so hing er doch lieber am Johnson, als daß er diesen zu gefallen ihm verlangte Papiere hätte entwenden sollen. Und wahrlich er that daran völlig recht, wenn jene Fremde ihm auch einen Beweis ihrer Allwissenheit vor ihrer misvergnügten Abreise zurück ließen. Johnson ward entlarvt; nun stand der Baron v. Hurdt auf, nun ließ der H. v. Z — f sich die höhern Grade von Stockholm kommen. (Kann man sich denn die Kommen lassen?

Diese

Diese 3 — fache Geschichte wird hier überhaupt ganz unrichtig, ohnehin auch nur beiläufig, vorgestellt). Auch an der Schröpferischen Revolution nahm er Theil. Des lezten M., der nachmals auftrat, klägliche Verfassung in Absicht besserer Kenntnisse merkte er bald aus. Endlich zog er sich ganz aus den Logen zurück, und ward in der Stille glücklich gemacht.

Im 8ten Abschn. nimmt der Herausgeber wieder das Wort, und macht einige Bemerkungen zu den mitgetheilten Geschichten. Jeder denkt sich einen andern Zweck des Ordens, und fast kann es auch nicht anders seyn. Wer aber ist Schuld daran, als die Obern, deren Interesse ein System verlangt, und die doch selten erträgliche Kenntnisse besitzen. Rezensent könnte davon auffallende Data beibringen. Der wahre O. hat Wirklichkeit. Er ist, was er war. Wiederherstellung eines alten O. kann nicht mit ihm bestehen. Geheimnisse können nicht Antheil vieler seyn. Aber Glieder, und hier Untere und Obere, sind nothwendig

Im 9ten Abschn. wird der Zweck näher untersucht. Auch die alte Welt hatte Geheimnisse. Ganz genau kann man aber kein Parallel ziehen. In den Eleusinischen und Samothrazischen lernte man die Natur und ihre Werke kennen. Aber an Nekromantie ward nicht gedacht. — Fortpflanzung und Erhaltung der Geheimnisse war der Zweck bei den alten Geheimnissen. Verschieden darin sind die Geheimnisse der Maurer. Aber ihr Zweck derselbe. Im 10ten Abschn. wird von andern Nebenzwecken der Maurerei geredet. Ein Nebenzweck ist das Bestre

Bestreben, der Welt zu nützen; die Gleichheit der Mitglieder. Hauptzweck bleibt Erhaltung und Fortpflanzung. Nun kommt der Verf. mit einem male auf einige alte Schulen bei den Braminen, Magiern, Egyptern. Von Magie, oder Gottesdienst; von Theurgie, die freilich mit in Anschlag kam; vom Mönchsorden des Pythagoras. Davon handelte der 11te Abschn. Der 12te vergleicht die Maurerei mit den alten Schulen. Sie ist nicht, wie jene, im Widerspruch mit der Religion; politische Verhältnisse haben keinen Einfluß auf dieselbe; die Geheimnisse sind nicht an Familien gebunden. Aehnlichkeit aber hat sie durch ihre Prüfungen und Einweihungen, und durch Hieroglyphen. Vom Geheimniß selbst ist nichts zu sagen:

— Vom erstgebohrnen Licht
 Und von der holden Ruh,
 Singt auch die kühnste Muse nicht,
 Da fällt der Vorhang zu.

XXI. Der Schmuck der Weisen, oder gründliche Darstellung der physischen Unterwelt. Enthaltend eine beurtheilte Zergliederung des Buchs von den Irthümern und der Wahrheit; (eine umständliche Abhandlung über die Universalmedicin, mit einem Sinnbilde über diese Materie, aus der englischen Urschrift übersetzt. Der Ungrund des Maurischen Lehrgebäudes über das *Acidum pingue* — wie auch eine beleuchtete (beleuchtende) Erörterung über die

Vegetation.) Von Philantropos, einem Weltbürger. Uebersetzt von F. v. J. Wien bei Gräffler 1782. 197 S. in 8.

Unsinniges Zeug eines Mystikers, der etwas sagen will, und selber nicht weiß, was? Daß dergleichen leeres Geschwätz zu so schönen Druck und Papier gekommen ist! Vor solchen Gegnern dürfen sich unsere Naturforscher, Chemiker, Philosophen und Theosophen nicht fürchten. Wer die mindeste Sachkenntniß hat, wirft dieß Buch unzufrieden weg, und für Unwissende hat es gar keine Reize. Und doch mag das Ding gekauft seyn.

XXII. Geschichte der Unbekannten. *Genus aeternum est, in qua Nemo nascitur.* Plin. 1780. Mit einer Vignette von Hieroglyphen des Tempelordens. 158 Seiten in 8.

Mit einem seltenen aber unglücklichen Witze weiß dieser Geschichtschreiber der Freimaurer überall Spuren von Alterthume ihres O. aufzufinden. So gezwungen die Erklärung solcher Stellen auch ist, so sind es doch noch in gewisser Absicht, Schatten von Belägen. Wenn es der Mühe werth wäre, die übrigen historischen Unrichtigkeiten darzuthun, und das falschbefundene wegzustreichen, so bliebe keine Zeile in dem Buche stehen. Woraus der Verf. wohl seine Nachrichten vom Tempelorden geschöpft haben mag? Aus der Luft, oder aus seiner erhitzten Phantasie. — Sonst hat das Buch
noch

noch drei Bignetten, zu Anfange einen Sphinx und S. 109. und 110 zwei Umrisse des Apulejus.

XXIII. Der siebenjährigen Isis Gnoti Seavton und Mäurerinnen. Erste Fortsetzung der drei Säulen der Unbekannten im Lande. Reval und Leipzig bei Albrecht 5782. 92 S. in 8.

Einige Reden in dem so beliebten mystischen Dunkel, in welchem entweder die bekanntesten Dinge, oder gar nichts verhüllt liegen. Indessen zeichnen sie sich, doch vor vielen andern Reden durch Gelehrsamkeit, Geschmack, Anstand und schönen Ausdruck aus. Zur Belehrung aber können sie nicht dienen, das konnte auch des Verf. Absicht wohl nicht seyn. Wie viele Redner müssen leider! ex officio sich und ihren Zuhörern Langesweile machen. Aber wehe verständigen Zuhörern, wenn die Herrn Schwäger nun gar viel zu wissen glauben. Da kommen Dinge zum Vorschein! Die Klügsten hüllen sich, wie dieser, in das heilige Dunkel, und schüßen sich mit hochtönigem Pathos. Doch sind die Reden selber weniger sonderbar und nonsensikalisch, als der Titel ist.

XXIV. Ueber das Ganze der Maurerei. Aus den Briefen der Herrn von Fürstenstein und von Strahlenberg, die sie auf ihren Reisen durch Deutschland, eines Theils (einen Theil) Frankreichs, der Schweiz und Ungerns gewechselt, gezogen. Zum Ersatz aller bisher von

Profanen und Maurern herausgegebenen
unnützen Schriften.

Visu carentem magna pars veri latet.

Leipzig bei Weigand 1782. in 8. 282 S.

Eigentlich nur der 1 Theil des Ganzen, wie denn auch das Buch als 1 Theil geschlossen, und ein zweiter versprochen wird. Die Absicht des Herausgebers dieser Briefe ist, forschenden Maurern Gelegenheit zu geben, dem Licht, nach dem so viele streben, näher zu kommen; die dem Orden so schädlich gewordenen Mißbräuche zu entdecken; den Profanen vor dem Betrüge unächter Logen zu sichern, und dem unnützen Geschreibe über die Maurerei vielleicht bald ein Ende zu machen. Er hat diese Briefe um so eher mitgetheilet, da sie an sich das Geheimniß des Ordens nicht verrathen.

Eine solche Absicht an sich ist edel, und der Zweck groß. Aber wird er durch diese Briefe erreicht? Wird er je durch Schriften erreicht werden? Wir zweifeln. Es ist offenbar, daß der oder die Verf. viele Kenntniß von den verschiedenen Sekten und Zweigen, auch von den Revolutionen des O. in Deutschland besitzen, und wir glauben es ihnen, daß sie endlich zum wahren Lichte gelangt sind. Dennoch giebt es nicht nur viele der Maurerei wesentliche, sondern auch interessante ihr verwandte Materien, welche wohl die Erörterung eines gelehrten Mannes verdienen; und man sieht schon jetzt, daß viele Theile der Philosophie, Naturlehre und Geschichte, auf Veranlassung maurerischer Schriftsteller

von

von Gelehrten, die nicht zu unsern Geheimnissen eingeweiht sind, mit großem Nutzen für die Wahrheit bearbeitet werden. Dieser gewinnt, wie die gute Sache des Ordens, auch durch Widerspruch, durch Verschiedenheiten der Grundsätze und Meinungen, und wir wünschen daher nicht, daß diese Briefe allem fernern Schreiben über die Maurerei ein Ende machen möchten. Der Herausgeber hat es zwar eigentlich nur mit dem unnützen Geschreib zu thun; aber wir wissen, noch nicht recht, was hier unnütz oder nütze sey? Die eigentlichen unnützen Schmierer, die gewöhnlichen Redner und Gelegenheitsdichter, wird man dennoch vom Schreiben nicht zurück halten. — Doch wieder zu unsern Briefen. Sie sind überaus lesenswerth; wir fürchten aber, daß sie nicht so häufig gelesen werden, als sie verdienen, und so mancher Wisch, der weiter kein Verdienst als die Empfehlung unwissender Obern hat. Mit dieser Empfehlung gedruckt, findet alles, wo nicht seinen Leser, doch seinen Käufer. Wie nothwendig ist eine unpartheiische und gründliche Kritik der Freimaurerschriften! Es wäre gut, wenn sie von einsichtsvollen Obern veranstaltet würde; allein dann wäre dennoch Einseitigkeit im Urtheile zu befürchten. Andere unabhängige kritische Institute hat man zu unterdrücken gesucht, wie die Erfahrung ausweist. Wenn indessen auch kein ganz allgemeiner Nutzen von Privatbemühungen um Aufklärung der Brüder zu erwarten ist, so werden denn doch nach und nach mehrere Begriffe in Umlauf gebracht, die wenigstens schon durch ihre Abweichung

ung von den aufgenommenen, man möchte sagen, aufgedrungenen und privilegierten Vorstellungen, ihren Nutzen haben.

Wem übrigens daran gelegen ist, sich über viele wichtige Gegenstände aufrichtig zu belehren, und wer Wißbegierde genug hat, die Revolutionen und Kabbalen des Ordens und verschiedener Obern zu erfahren; der findet hier sattsame Befriedigung, und eine um so angenehmere Lektüre, da zugleich die Privatbegebenheiten der beiden Briefsteller in den Briefwechsel verflochten, und ein sehr gefälliger, angenehmer Ton durch das ganze Buch behauptet worden ist. Da wir wünschen, daß diese Briefe recht viele Leser finden, so wollen wir dem Vergnügen derer, die sie noch nicht gelesen haben, nicht durch einen Auszug, der doch nur immer kahl seyn würde, vorgreifen. Fast ein jeder Brief enthält eine, auch mehrere Anekdoten, welche so fesseln, daß man das Buch nicht ungeendigt von sich legen wird. Hie und da kommen zwar auch kleine Unrichtigkeiten und Unvollständigkeiten vor; z. B. die Verfassung der Maurerei des Frauenzimmers, der afrikanischen Loge zu Berlin, (wovon viel zu wenig erhebliches gesagt wird), und manches andre mehr. Dem Werthe des Ganzen sey indessen durch diese Erinnerung nichts benommen, welche die strenge Unpartheilichkeit, die wir uns zum Gesetz gemacht haben, nothwendig machte. Die Dunkelheiten, welche dem Leser häufig aufstossen werden, macht die Lage der Sache unvermeidlich. Zu verwundern ist die große Anzahl von geheimen

Gesells

Gesellschaften, die auf den Namen der Freimaurerei Anspruch machen, und wovon hier viel Notiz gegeben wird.

XXV. Der flammende Stern, oder die Gesellschaft der Freimaurer, von allen Seiten betrachtet. Berlin 1779. 1 Theil von 242 S. 2 Theil von 236 Seiten in 8. Aus dem Französischen. (Auf dem Titel die Vignette des flammenden Sterns, in ihm das Pythagorische Fünfs, und im Mittelpunkte der Buchstab G)

Diese Schrift erschien im Original einige Jahre nachher, als man die Unzulänglichkeit der französischen Grade, in Deutschland eingesehen hatte. Sie schien einigen Brüdern der Uebersetzung werth, und mit Genehmigung der Obern besorgte der Buchhändler Stahlbaum zu Berlin die Ausgabe. Ohnerachtet nun schon in der Handschrift der deutschen Uebersetzung viele anstößige Stellen gestrichen waren, und man selbst in der Correctur noch damit fortgefahren hatte; so ward dem Verleger auf Requisition seiner Braunschweigischen Obern, eine Art von Inquisitionsproceß in seiner Berliner Mutterloge gemacht, der aber am Ende zu seinem Vortheile beigelegt worden. — Die deutsche Uebersetzung ist zwar im Ganzen fließend genug; sie hat aber auch eine Menge rauher Stellen, welche sehr deutlich erinnern, daß man keine Urschrift liest.

Der franz. Verf. übersieht nach dem Tone seiner Nation alle seine Brüder. Viel Deklamation, viel

Hypothese, viel Râsonnement; aber Beläge und Gründe wenig. Er prüft zuvörderst die Verschiedenheit der Meinungen über den Ursprung der Maurerei, und findet es mit Recht lächerlich, sie von Adam abzuleiten. Was die Logen davon lehren S. 22. Des Verf. Meinung geht dahin, daß sich im gelobten Lande zur Zeit der Kreuzzüge eine aus ältern Zeiten fortdaurende Bruderschaft, die sich aber den Verfolgungen entzogen und in Gebürge geflüchtet hatte, auch einfand. Dies wären die Ritter von Palästina gewesen, welche dem Anscheine nach den Tempel Salomons wieder in die Hände der Christen zu bringen suchten, allein ihre Geheimnisse fortzupflanzen, den Freimaurerorden stifteten, und dessen Insignum von dem allgemeinen Ziele, dem Salomonischen Tempel, hernahmen. — Diese Gesellschaft (S. 39.) sollte sich nicht Orden, sondern königliche Kunst nennen. S. 65. Vom Endzweck. Die Nichtgeweihten Profane zu nennen, ist anstößig. Die Brüder haben Geheimnisse, aber ihr Zweck darf nicht entdeckt werden. S. 89. Die gewöhnlichen Zeichen und Worte, die bloß zu Passiwörtern in den Eßsaal geworden, sind unnöthig; das Verbot zu schreiben nachtheilig, der Eid Gewissenhaften lästig, und durch Versprechen auf die Ehre eines Honnêt - Homme leicht zu ersetzen. S. 119. Einige Grade sind ungereimt, andre unnütz. Man höre nur ihr Verzeichniß: Elu, Elu de Quinze, Elû des Inconnus, Elû de Perignan, Maitre parfait, erlauchter symbolischer Meister, Meister aus Neugierde, erlauchter irländischer Meister, Probst,

Probst, Richter, Meister von England; Schotte von
 Montpellier, von Clermont, der kleinen Gemächer;
 Schottischer Lehrling, Geselle, Meister; Schotte der
 drei J, Schotte Jakobs 6; ehrwürdiger Logen-
 meister, Ritter vom Orient, Großaufseher, Ritter vom
 Abend, Sonnenritter, Ritter von der goldenen Garbe,
 vom Adler, von Norden, vom Pelikan, vom Stern,
 unumschränkter Noachite, Maurer von Heredon, Prinz
 vom Rosenkreuz, Großgeweihter der Geheimnisse, un-
 umschränkter Befehlshaber des Tempels, erhabener
 Philosoph, Phönix, Ritter Kadas, K. S. und viele
 andere, deren Namen einem entfallen. S. 139. ver-
 wirft er die Allegorie des Meistergrades. Moral: sie
 wird schon im Eide, den er 161. wörtlich durchgeht,
 eingeschärft. 186. Pflichten der Ritter vom Orient.
 Statuten für die drei erstey Grade. Mögliche Reform,
 wozu der Verf. seine Dienste anbietet. Zum Grunde
 sollen die französischen Gesetze von 1743, welche mit
 den Londonern von 1721. gleichlautend sind, gelegt
 werden. Dann soll man eine feste Bestimmung der
 gradweise abgetheilten Kenntnisse des O. machen. In-
 telligenti pauca. Zum Schluß eine Tabelle über die
 Vollkommenheit der gedritten Zahl. Von 2 bis 9 mal 9.
 Man mag die Zahl 9 vermehren, wie man will, so be-
 steht das Produkt aus Zahlen, deren zusammen addirte
 Einheiten immer die Zahl 9 geben. Aus 1 und 8 ist 9,
 2 und 7 ist 9, und so weiter bis zur Kubitzahl.

Der 2te Theil eröffnet sich mit einer Rede zur Feier
 des Johannistages; enthaltend Grundsätze über die

Wahlen, die an diesen Tage gewöhnlich vorgenommen werden; die Rede soll ihre Wirkung gehabt haben. — Rede am Ludewigsfeste bei der Einweihung eines Grafen; predigt auf eine feine Art Gleichheit der Stände. It. bei der Aufnahme mehrerer Lehrlinge; schwärmerisch und voll Eigendünkel. It. zu St. Petersburg bei der Lehrlingsarbeit gehalten; sie sieht dem Verf. nach einem Stück eingelegter Arbeit aus. It. bei der Aufnahme eines Mannes von Stande, hat des Verf. Beifall. It. bei der Aufnahme eines gemeinen Mannes; ist auch zweckmäßig. — Gesellenloge. Rede bei der Aufnahme eines Gesellen. Meisterarbeit; eine Einweihungsrede S. 65. It. in einer Schottischen Logen gehalten. Unterweisungsbrede zur Erklärung des flammenden Sterns. Noch eine Unterrichtsbrede. S. 116. eine moralische Rede, Rede bei einer Tafelloge gehalten. — S. 139. Statuten der unbekanntten Philosophen (nach dem Plane des berühmten R. Agrippa v. Nettesheim). 162. Katechismus, oder Unterricht für den Adeptengrad, d. i. den Lehrling der erhabenen und unbekanntten Philosophen. S. 204. Das berühmte italienische Gedicht: das aus der Finsterniß durch sich selbst hervorbrechende Licht, nebst der Uebersetzung. Der Verf. rühmt den Katechismus des Adeptengrades, weil er lehrreich sey. Die Buchstaben F. R. C. erklärt er. Fratres Roris Coeli. — Des Verf. Idee von der Maurerei ist wohl, daß sie eine magisch hermetische Kunst sey. — 231. Die Maurerei des Frauenzimmers ist eine unnütze Grille

Grille der neuen Zeiten. S. 233. Eine Rede, welche bei der Aufnahme einer Lehrlingin gehalten worden.

XXVI. Osiris und Sokrates. Von F. V. L. Plesing, Doktor der Weltweisheit. — *Aedium sacrarum ruinae, quas religiosi, aequae ac stantes adorant. Seneca.* Berlin bei Lange 1783. Ohne Zuschrift und Vorrede. 532 S. Mit Sokrates Profil.

Die Hauptideen des Verf. dieser gut geschriebenen Schrift sind, daß die Volksreligion mit der politischen Verfassung bei den Alten in der engsten Verbindung gestanden, und daher ihre Abweichung gegen Neuerungen in der Religion entstanden sey. Daher war der ältere Kato dem Sokrates gehässig, weil er seine Philosophie der Regierungsform zuwider hielt. Daher rührte alle Intoleranz der Alten; und sie duldeten fremde Religionen bei sich, so bald sie für ihre Verfassung nichts davon zu fürchten hatten. Richtigere, vom Aberglauben gereinigte Grundsätze wurden in den Mysterien vorgetragen, und man sah den Verräther derselben als einen Staatsverbrecher an. Diese entsprangen alle aus Egypten, welches ein treffliches Land war. Der Charakter der Egypter war leidenschaftlich, schwermüthig, tiefsinnig; nur ihre Feinde sprechen anders von ihnen. Ihre Bedürfnisse concentrirten sich in Baulust. Allein sie hatten früher äussere Religionen und Regierungsform, als ihr Tiefsinn sie auf reinere Grundsätze leitete.

leitete, und von alten Grundsätzen ist das Volk gar zu schwer abzubringen. Damit nun die Ausbreitung einer bessern Religion keine Zerrüttung im Staate verursache, so theilte man sie nur als Geheimniß mit. Die Ursache der Vereinigung zwischen Regierungsform und Volksreligion war, weil anfänglich aller Einfluß der Gottheit für physisch gehalten wurde, und daher alle Regierungen ursprünglich theokratisch waren. Der Phallus stellte den Ausfluß aus dem Osiris oder Gott, physisch vor; auch die Seele ward für einen Ausfluß des Osiris gehalten. Der Körper war ihr Grab; daher die Allegorie des im Sarge liegenden Osiris. Die Pyramiden schienen ein Bild der Einheit Gottes zu seyn. Der dramatische Apporet bezieht sich auf die Reinigung und allmähliche Befreiung der Seele. Es gab drei Grade; im ersten lernte man die Falschheit der gewöhnlichen Begriffe einsehen. Im zweiten erhielt man die wahre Geschichte des Osiris, und endlich gelangte man zur vollkommenen Erkenntniß dieses Gottes. — Der Despotismus war zwar schon seit Psammetichus in Egypten eingeführt, dennoch behaupteten sich die Myssterien noch immer, und die Priester hielten den Pythagoras lange auf, ehe sie ihn unterrichteten, obgleich deswegen ein Befehl vom Amasis ergangen war. Er ward so verändert dadurch, daß er bei seiner Zurückkunft seine Freundschaft mit Polykrates, als einem Despoten aufgab. Seine Zahlenlehre war egyptisch. Auch die Juden haben viel Dinge aus den Myssterien, welches sehr scharfsinnig dargethan wird. — Der Aberglaube findet seine

Nah:

Nahrung meist nur unter der Despotie; er kam in Rom
 erst unter seinen Despoten auf. Da erst gewann man
 Geschmack an der Magie. Heiden und Christen läug-
 neten sich nie einander die Gabe Wunder zu thun ab. —
 Nun zum Sokrates. Er hatte seine guten Ursachen sich
 nicht einweihen zu lassen; denn er sah Beispiele vor
 sich, daß andere um Leben und Vaterland kamen, die
 reinere Grundsätze der Mysterien bekannt machten. Er
 stellte ganz unmerklich die Mängel der Landesreligion
 dar, indem er zeigt, wie eigentlich Gott gedienet wer-
 den müsse; folglich grif er auch die Regierungsform
 an, die von jener abhing. Er bediente sich zwar eines
 geschickten Kunstgriffs: er sagte, seine Ideen liegen
 schon in der Seele eines jeden, und er sey nur die Heb-
 amme, deren Hand ihnen zur Geburt helfe. Er tadelte
 auch die Landesreligion nicht öffentlich, aber er gab
 solche Vordersätze aus denen leicht der Schluß auf die
 Mängel beider, dieser Landesreligion, und der von
 ihr abhängenden politischen Form zu machen war. Wahr-
 scheinlich hatte er eine Veränderung der Letztern im Sin-
 ne, und mußte sich den Ausspruch des Orakels, wel-
 ches ihn für den weisesten seiner Zeit erklärte, sogar zu
 bewürken. Ein Betrug, dessen sich viele große Gesetzgeber
 schuldig gemacht haben. Um seinen Plan desto besser
 durchzusetzen, ergrif er noch ein Mittel der Theokrati-
 sten, dies war sein Dämon. Allein es gelang ihm
 nicht, und er mußte als Staatsverbrecher und Hoch-
 verräther das Leben verlieren. — Uebrigens ist die
 Wahrheit von Anfang an nur wenigen Edlen anvertraut
 wor-

worden. Jetzt scheint sie den Maurern eigen zu seyn. In den Zusätzen beweiset der Verfasser, daß Egypten ein sehr glücklicher Staat war, wo keine Despotie, sondern eine weise gemäßigte Regierungsform statt fand. Ein vortreflicher Aufsatz. Dann über die Zahl Sieben; vermuthlich gaben die sieben Planeten dazu Anlaß. Von den Cherubin, einer Nachahmung der egyptischen Geheimnisse; sie bedeuteten bald die nahe Gegenwart Gottes, bald auch etwas mysteriöses. Man dachte sich in den ältern Zeiten, die Gottheit fast allein unter den physischen Eigenschaften der Stärke und Macht; alle Begriffe waren daher sinnlich, und gewiß nicht so edel, als Herder sie machen will. Daher die Entstehung der Menschenopfer; Motive der Dankbarkeit hatten keinen Antheil an der Religion. Wenigstens ist das Gefühl der Furcht vor den Göttern gar nicht auszuschließen. Der Schmerz macht mehr Eindruck als das Vergnügen; daher sind die alten Religionen mit vielen peinlichen und beschwerlichen Ceremonien für den Menschen verknüpft. — Von dem Sarkophagus, oder dem sogenannten Sarg von Granit in der großen Pyramide bei Gizeh. Die Pyramiden sind keine Todtengewölbe, der Granitkasten war kein Sarg. Scharf glaubt, er sey bei dem mystischen Gottesdienste des Osiris gebraucht worden, wie denn überhaupt in den Mystereien heilige Kisten gebraucht wurden. Auch die Religion Mose hatte ihre Mystereien, und Paulus sagt von Christo, er habe die Hülle aufgehoben. Nun aber hatte ja Moses die Bundeslade. Bei so viel Aehnlich-

feis

keiten zwischen den Mysterien und Religion Mose, ist auch diese merkwürdig. — Ob die Kultur der Griechen und besonders ihr erstes Wachsthum in Philosophie, Künsten und Wissenschaften, durch die Ausländer, und vorzüglich durch die Egypter befördert worden? Meiners, ein Feind der Egypter, sagt nein. Der Verf. sucht ihn, zum Theil aus seinen eigenen Schriften, bescheiden zu widerlegen, und beschuldigt seinen Gegner einer zu großen Vorliebe für die Griechen. — Es wird Hr. Plesing nicht an Gegnern fehlen; wir wünschen zum Vortheile der Wahrheit, daß mehrere Gelehrte unpartheyisch und ohne Vorurtheil, aber mit den Fähigkeiten eines Stark, Meiners und Plesing diese so interessante Materie ferner bearbeiten mögen.

XXVII. Mikrokosmische Vorspiele des neuen Simmels, und der neuen Erde, wie Gott dem Menschen zugelassen, aus der alten verfluchten Erde, eine neue vom Himmel gesegnete Erde mikrokosmisch und quintessenzialisch herauszubringen. Der Welt vor Augen gelegt, von einem Liebhaber göttlicher und natürlicher Geheimnisse. Neue mit den ächten Originalausgaben verglichene, und mit einem Vorbericht begleitete Auflage. Leipzig, bei Böhme. 1784. 128 S. in 8.

XXVIII. Des längst gewünschten und versprochenen chymisch = philosophischen Probiereisens erste

ste Classe, in welcher der wahren und ächten *Adeptorum* und anderer würdig erfundenen Schriften, nach ihrem innerlichen Gehalt und Werth vorgestellt und entdeckt worden, durch Hermann Sictuld. 3te Aufl. Dresden bei Zibschner 1784. in 8. 164 S.

XXIX. Wahrhafter Bericht vom philosophischen Athanor, und dessen Gebrauch und Nutzen. Von Heinrich Khunrath, beider Arzneigelehrtheit Doktor, und treuem Liebhaber göttlicher Weisheit. Wegen seiner überaus großen Seltenheit nach der dritten im Jahr 1615. zu Magdeburg im Verlag des Verf. gedruckten Ausgabe aufs neue von deutschen Sprachfehlern ohne Verletzung des Sinnes gesäubert, und mit einem historischen Vorberichte von seinen sämtlichen Schriften, nebst dem in Kupfer gestochenen Athanor, auf Begehren herausgegeben. Leipzig bei Böhmke, 1783. in 8. 58 Seiten.

XXX. *De igne Magorum Philosophorumque secreto, externo & visibili*, d. i. philosophische Erklärung des geheimen äusserlichen sichtbaren Glut- und Flammenfeuers der uralten Weisen und anderer wahren Philosophen, von Heinrich Khunrath. Nebst Johann Arndts philosophischen kabbalistischen *Judicio* über die 4 ersten Figuren

Figuren des großen Rhunrathischen Amphiteaters. Neue mit Anmerk. versehene Aufl. Leipzig bei Böhme 1783. 109 S. in 8.

Wir haben uns vorgenommen, von solchen alchimistischen, meist in völlig ekelhafter Sprache geschriebenen Schriften bloß das Daseyn anzuzeigen. Sie sind doch nur für die Liebhaber dieser Art von Weisheit, durchaus für niemand anders. Jene aber kennen schon den Werth ihres Autors, und es ist genug, wenn sie das Daseyn einer neuen Auflage wissen. Für uns ist die Anzeige bloß der Vollständigkeit halber. In Nr. 28. werden 172. alchimistische Autoren rezensirt, auch der Poetenfürst Virgilius, wiewohl viele seiner Stellen einem Christen anstößig seyn sollen.

XXXI. Traktat von den ersten Elementen in einem geheimen Unterrichte eines Adepten an seinen Sohn, aus einem französischen Manuscript, dem beigefügt ist der Unterricht für den Adeptengrad. Herausgegeben von einem Verehrer der edlen Schmelz- und Maurerkunst. Leipzig bei Silscher 1784. 135 S. in 8.

Von dem Unterrichte können wir nichts sagen. Der Katechismus ist von dem im flammenden Stern verschieden. Wenn der Herausgeber, wie er sagt, wirklich glaubt, daß die Maurerei sich mit Veredlung der Metalle abgebe, so stehet er im Irthum. Daß einzelne

Maurer es thun, giebt keine Schlussfolgerung, für die Maurerei.

XXXII. Sammlung von mehr als hundert wahrhaften Transmutationsgeschichten, oder ganz außerordentlich merkwürdige Beispiele von Verwandlung der Metalle in Gold oder Silber, nebst der Art und Weise, wie damit verfahren worden. Gesammelt und herausgegeben von S. S. Guldensack, Fürstl. Hessen-Darmstadt. Ober-Landkommissair. Frankfurt bei Fleischer 1784. 433 Seiten in 8.

Es wäre ein sehr nützlichcs Unternehmen, wenn ein Mann von gründlichen chemischen Kenntnissen, Prüfungsgeist und Philosophie, ohne alles Vorurtheil dergleichen Geschichten sammlete, und mit ächt historischer Kritik die Glaubwürdigkeit des Erzählers, und den innern Werth der Erzählung prüfte. Der gegenwärtige Sammler hingegen hat nicht nur schon bei sich die Richtigkeit solcher Begebenheiten festgestellet, sondern er rafft sogar zusammen, was er aufstreiben kann, und wenn jemand einen vielen Leuten unbegreiflichen Aufwand gemacht hat, so ist er ihm sogleich ein Goldmacher. Die Vorrede ist ganz im Tone der gewöhnlichen Alchymisten geschrieben, darum können wir nicht Nothig davon nehmen. Von den Geschichten wollen wir einige ausheben. 24. Ein Tropfen Tinktur hat einen halben bleiernen Tabacksdosendeckel, mit Beibehaltung der Form

Form, in Gold verwandelt; soll 1777 geschehen seyn. 53. Die Geschichte des bekannten Apothekerburschen Bötticher, dem ein Archimandrit eine Portion von Projektionspulver soll gegeben haben. Von der dem D. Pusch zu Berlin aufgetragenen Rettung desselben aus dem Dresdener Arrest ist uns nichts bekannt; das Meißner Porzellan, dessen Erfindung ihm hier zugeschrieben wird, hatte nicht er, sondern Tschirnhausen entdeckt, und von diesem war es ihm in seinen betrübten Gefängnisse mitgetheilt worden, in Hoffnung, er werde ihm dafür sein Geheimniß entdecken. Tschirnhausen starb, nun rückte Bötticher mit dem neuen Geheimniß hervor; aber es half ihm doch nicht, weil man ihn nun um so mehr für hartnäckig hielt, und so ist der Elende, so viel wir wissen, im Gefängniß verstorben. 104. Bei der Gemalin eines Reichsfürsten, entstand eine Begierde, nach seinem Tode einen ansehnlichen Reichthum zu besitzen; sie ließ also alles Zinngeräthe von ihm in Gold verwandeln, und das Gold vermauern. Endlich schickte sie den Scharfrichter zu ihm, der ihm die Wahl zwischen Tod, oder Entdeckung seines Geheimnisses ankündigen mußte. Der Adept aber nahm einen Saft in Wein, und ward gleich nachdem er's getrunken, starr. Der Fürst erfuhr endlich, auf welche Weise sein Liebling ums Leben gekommen war, und die Fürstin grämte sich über die darüber entstandene Abneigung des Fürsten zu ihr so sehr, daß sie vor Kummer bald darnach starb. — Auch aus D. Semmlers Leben wird ein Vorfall, den er mit der Handschrift eines afrikanischen Ju-

den hatte, worin einige Worte unleserlich geworden, die der Jude von gelehrten Orientalisten erklärt wissen wollte, erzählt. Daß die Projektionen des D. Price zu London nicht vergessen worden, gedenkt man leicht. Ob die Seite 120. erzählte Verwandlungsgeschichte, die sich im Hause des Oberlandkommiffair Galdenfalk zugetragen haben soll, den Herausgeber betroffen, ist nicht zu ersehen, weil derselbe in der dritten Person und Herr genannt wird; sie hat sich 1755 zugetragen, und noch jetzt sollen Stücke davon vorhanden seyn. Das gemachte Metall war wohl nur Silber? Ungezeigt ist es nicht, und wir errathen es nur daraus, weil es zu einem Silberschmidt gebracht worden.

XXXIII. Allgemeines Gesangbuch für Freimaurer.

Danzig bei Brückner 1784. in 8. 156 Seiten.

Als ich im 1 Theile des Archivs die Stendalische Sammlung von Freimaurerliedern anzeigte, machte ich dabei verschiedene Erinnerungen, so wohl was den Plan überhaupt, als die Weglassung oder Verbesserung einzelner Lieder betraf. Ich hoffte damals, daß diese Sammlung eine baldige zweite Auflage erleben, und der Herausgeber, dessen Fähigkeiten zu kritischen Ausbesserungen ich kannte, meine wohlgemeinten Rathschläge benutzen würde. Allein diese meine Hoffnung sehe ich gegenwärtig vereitelt, da seitdem mehrere Sammlungen erschienen sind, wodurch natürlich die Zahl der Käufer jeder einzelnen vermindert, und die

Voll-

Vollkommenheit des Ganzen gehindert wurde. Was soll da herauskommen, wenn jede Messe eine, ja mehrere solche Sammlungen erscheinen, die weiter kein Verdienst haben, als daß sie allenfalls ein paar neue in dessen erschienenene Lieder mehr besitzen? — Da überhaupt der Gebrauch des Singens bei den Logen so eingeschränkt ist, daß man nicht bei den Arbeiten, sondern bloß bei der Tafel singet, so muß man bei der Veranstaltung solcher Sammlungen doch wohl unterscheiden, was überhaupt Lied, und was Gedicht, und im ersten Falle, was ein bei der Tafel abzusingen schickliches Lied sey. Aber die Gewinnsucht der Verleger verlangt zu jeder Messe neue Artikel, um kein Geld auszugeben, und der Autorkübel ist denn bei den Brüdern groß genug, daß sich immer einer findet, der seine Hand dazu hergiebt; denn der Kopf kann bei einigen unmdglich gebraucht seyn. Dazu rechne ich die gegenwärtige. Sie ist ohne allen Plan und Ordnung zusammengerafft; die Lieder folgen auf einander in alphabetischer Ordnung, und hintenher ist noch ein alphabetisches Verzeichniß obendrein beigefügt. Eine große Kunst, auf die Art zu sammeln! das heißt betteln, fast möchte ich sagen, stehlen. Das Lied S. 61. Heute ruhen Kalk und Steine ic. welches in der Stendalischen Sammlung zuerst abgedruckt erschienen, und an sich kein gutes Lied ist, ist treulich ausgeschrieben, selbst sind die von einem Br. Opel in Wehlar gemachten, meistens unglücklichen Abänderungen einiger Lieder, und doch auch die unabgeänderten Lieder selber aufgenommen, welches beweiset,

wie ganz mechanisch dieser Herausgeber zu Werke gegangen ist. Zum Beispiel will ich nur das Stollbergsche Lied: Zeiten schwinden, Jahre kreisen 2c. anführen; kurz vorher findet sich auch die Otelsche Abänderung. Bei der gewählten alphabetischen Ordnung ist ein treffliches Chaos entstanden. Unmittelbar vor dem schönen Klopstockischen Te Deum: Der Welten Herrscher, dir 2c. steht ein recht albernes Trinklied. An Auswahl ist gar nicht gedacht worden, und eben so wenig, ob der Inhalt anstößig, den Grundsätzen der Maurerei zuwider, der Ausdruck profanisch, niedrig, pöbelhaft sey; vielmehr finden sich viele Lieder, denen man ganz, oder nach einzelnen Stellen, mit Recht diese und mehrere Vorwürfe machen kann. Daß die Profanen, selbst die Profanenzecher auch hier weggewiesen werden, stellt man sich leicht vor. Das einzige, was mir bei diesem Gesangbuche gefallen hat, ist die Ausnahme des genannten Te Deum, am Geburtstage des Fürsten zu singen; allein man hätte es sollen so einrichten, daß es wirklich in der Loge gesungen werden könnte; in seiner jetzigen Form bleibt es doch unbrauchbar. Der gewählte Name Gesangbuch ist auch sehr unpassend.

XXXIV. Gedichte und Lieder, verfaßt von den Brüdern der Loge zur wahren Eintracht im O. v. W. gedruckt bei Wappler 1783. (eigentlich Wien bei Gräfer) 104 S. in Kl. 4.

Diese poetische Sammlung ist sehr sauber auf Holländischem Papier gedruckt, und zu Anfang und Ende eines jeden Gedichts ist eine sauber gestochene Bignette befindlich. Darin besteht aber auch der ganze Werth derselben. Die Wiener sind fast in allen Theilen der Litteratur gegen das nördliche Deutschland noch zurück, und leider! sehen sie es nicht ein; vielmehr wollen sie dabei noch eine große Rolle spielen. Es scheint, als ob sie die Lieder, welche die Maurer im übrigen Deutschland singen, und unter denen gewiß manches sehr gute Stück ist, nicht einmal kennen. Diese Gedichte hier stehen noch unter dem Mittelmäßigen; besonders elend sind diejenigen, welche scherzhaft seyn sollen. Ich habe auch nicht Ein völlig Gutes darunter gefunden; gemeine, unrichtige Gedanken; hinfender Plan; überflüssige Versifikation sind es, wodurch sie sich auszeichnen; das Beste steht fast noch unter dem schlechtesten einer jeden andern Sammlung. Wir wollen, ohne Wahl, den Lesern einige Proben der mauerischen Dichtkunst zu Wien vorlegen.

S. 99. Kettenlied am Johannisfeste.

Wir singen und schlingen zur Wette
 Der Eintracht unendliche Kette,
 Und feiern der Bruderschaft Fest.
 O messet die Kette, ihr findet
 Kein Ende daran, sie umwindet
 Die Erde von Osten bis West.

S. 17. Auf Joseph II.

Weiser Fürst, der nur durch Thaten
 Zeigt, daß Er uns wahrhaft liebt;
 Der im Anbau seiner Staaten,
 Uns ein herrlich Vorbild giebt.

S. 48. Wie König Arthur, wenn er aß,
 An einer runden Tafel saß,
 So sitzen wir in Kreisen; (Ist ja nicht wahr!)
 Ihm schuf ein mächtiger Zauberer
 Die lieblichsten Gerüche her,
 Uns hert ein Koch die Speisen.

S. 62. Schwestern, laßt euch nicht verdrießen,
 Daß uns keine essen sieht (Thun die Maurer in
 Danken würdet ihr uns müssen, Wien nichts als daß
 Wüßtet ihr, warum's geschieht. sie essen?)

Das Lied S. 103. an die Rosennähterin, Schwester
 M. v. B. würde gut seyn, wenn es sich bloß
 auf die erste Stroche einschränkte.

Gute Menschen, die sich innig lieben,
 Und in brüderlicher Eintracht üben, (matt.)
 Senden dieses Angedenken Dir,
 Rosen nähest du für deine Brüder,
 Rosen geben sie zum Dank, dir wieder;
 Ehre, Schwester, diese Dankbegier.

Der in der Vorrede angeführte Ausspruch Lessings,
 daß die Reden und Lieder der Freimaurer meistens
 schöner gedruckt, als gedacht und gesagt sind, findet
 auch von diesen Gedichten statt. Herr Blumauer, der
 bekannte Pasquillant auf Nikolai paradirt unter den
 Dichtern am öftersten.

XXXV. Rede, so bei der Aufnahme zweier Kandidaten in den Freimaurerorden gehalten worden. 1784. in 8. 21 Seiten.

Die Kandidaten werden meine Herren, angeredet; daraus sollte man fast schliessen, diese Rede sey ihnen privatim vor ihrer Aufnahme gehalten worden. — Die Maurer arbeiten nicht mit Steinen. Allein es giebt viel fabelhafte Erzählungen vom Orden. Die Patriarchen sind nicht die Stifter; aber brittische Traditionen scheinen die Entstehung einer Freimaurergesellschaft ins 11te Sec. zu setzen. Die Kreuzzüge sind der eigentliche Zeitpunkt; man machte sich Zeichen, sich gleich vor den Sarazenen zu erkennen. Aus Palästina kam der D. nach Europa. Johann Lord Steward ein Schottländer, stiftete 1286. in Schottland eine berühmte Loge, worin nach R. Alexander III. Tode Glocester und Ulster aufgenommen wurden. Eduard, Sohn Heinrichs III. von England schützte den D. und brachte ihn nach seinem Vaterlande. — S. 9. Wird der Maurer als ein Ideal moralischer Vollkommenheit geschildert. Sie wollen Asträen zurück führen, Rheens Zeiten erneuern. Der Zweck ist also Furcht Gottes, Studium der Natur, Fortpflanzung patriarchalischer Grundsätze. Uebrigens ist ein Maurer ein guter Bürger, tolerant und barmherzig. Seine Moral ist des D. Stütze. Denn

— Tous nos edifices

Sont ou des chateaux pour les vices,

Ou des temples pour les vertus.

wer uns anders schildert, verläumdet uns. Daß er die Ruhe des Staates nicht störe, zeigt die Erfahrung. Daß wir gewisse Dinge geheim halten, dazu sind wir völlig berechtigt: das thun mehr Clubbs. Unser Eid ist ein Gelübte gegen Gott. Die Feste der Ceres waren auch geheim; auch dort hielt man Mahle. Frauenzimmer lassen wir nicht zu, weil sie nie ganz frei sind. Engländer und Franzosen wünschen ein allgemeines Wörterbuch; es wäre der Maurer würdig, den Artikel Maurerei vollständig und richtig einzuschicken.

XXXVI. Allgemeine Grundregeln der Freimaurer.

Nebst einer Rede über den Zweck der Maurerei. Preßburg 1784. in gr. 8. 43 Seiten.

Die Grundregeln werden in §§. vorgetragen. 1) Was ein F. M. von der M. denken soll? Er soll eine unüberwindliche Achtung gegen den D. haben. 2) Allgemeine Denkungsart eines F. M. Ueberhaupt soll ein F. M. frei denken, und die Sinnbilder: Schönheit, Gleichheit, Stärke wohl überdenken. 3) Beschaffenheit des Herzens. 4) Nöthige Eigenschaften eines F. M. Uneigennützigkeit, Gefälligkeit, Beständigkeit, Verschwiegenheit, Behutsamkeit, Uerschrockenheit. 5) Aufführung eines Br. gegen den D. In der Loge, ausser der Loge. Ist ohngefähr wie die Pflicht eines Gerichtschreibers oder Heidereuters entworfen. 6) Eben so: Aufführung gegen Fremde. Er soll nicht trunken vom D. reden. Den D. gegen Verläumder vertheidigen, keine neue

neue Brüder durch Ueberredung anwerben. 7) Die wahre Ehre eines F. M. 8) Seine Arbeit. Dies (hier dem ganzen D. untergeschobene) Geschwätz soll der F. M. sich als Grundregel vorstellen, und wissen, daß der D. seiner Seits nicht undankbar sey. Ein noch elenders Geschwätz ist die Rede.

XXXV II. Einige Freimaurerische Versammlungsreden, herausgegeben von einem innigen Verehrer der Wahrheit und aufrichtigen Erforscher derselben, und Mitverwandten der ächten Maurerei. Mit Genehmigung der Obern. Frankfurt und Leipzig 1784. in 8. 116 Seiten.

Die Reden sollen an verschiedenen Orten gehalten seyn, daher die Verschiedenheit der Schreibart. In der Vorrede werden für Profanen einige, tausendmal beantwortete, Beschwerden gehoben. 1) Ueber den wahren einzigen Zweck der ächten Maurerei, und die Mittel selbigen zu erreichen, eine Anrede des Meisters an seine Brüder am Johannisfeste. Johannes sagt: das Licht scheint in der Finsterniß, und die Finsterniß hat es nicht begriffen, der Zweck ist also, das Licht zu erhalten. Dazu sind drei Mittel a) suche Gott in seinen Werken zu erkennen. b) Vertrauen auf Gott. c) Fleißiges Gebet. — 2) Ueber die Furcht des Herrn. Darin besteht die wahre Weisheit, daraus fließen selige Früchte. 3) Ueber die ächte Beschäftigung eines Maurers.

rers. Bei Gelegenheit der Installation der Loge F. 3. A. S. zu Br. i. S gehalten. Er soll sich fragen: wer bin ich? Wozu bin ich bestimmt? Wer hat mich gemacht? 4) Ueber die Natur und deren nothwendige Erkenntniß; in einer ausserordentlichen Versammlung von Brüdern des 3. 5. 3. O. gehalten. 5) Ueber die nothwendige Verbindung der Religion mit der Maurerei; den 24 Sept. 1780. in einer ausserordentlichen Versammlung der Brüder, und in Gegenwart des Pr. Friedrich v. Braunschweig, gehalten. 6) Rede bei der Installation der Loge F. 3. T. zu B. 7) Ueber die nothwendige Verbindung der Erfüllung unserer Pflichten mit der Liebe zu Gott; gehalten in einer ausserordentlichen Versammlung von Brüdern beider Systeme, bei Gelegenheit des Jahreswechsels. Treue gegen den O. Verschwiegenheit und Gehorsam gegen die Obern, werden am Ende eingeschärft. Uebrigens macht die Toleranz auch Zinnendorfsche Brüder zu zulassen, den Schlesischen vereinigten Logen, Ehre, so wie jenen, daß sie erschienen sind, und in ihre Logen ebenfalls die Brüder des andern Systems zuließen. — Die gute Absicht ist nirgends zu verkennen, die den Redner befeelt, Kenntnisse und Moralität unter seinen Zuhörern zu befördern, viele Gegenstände werden aber mit großer Behutsamkeit nur berührt.

XXXVIII. Welches ist die eigentliche Hauptbestimmung der Maurerei? Eine Abhandlung nebst zwei merkwürdigen Reden über die Einigkeit als die erste Stütze des Ordens, gehalten in gerechten und vollkommenen St. Johannislogen im Orient der österreichischen Staaten. Wien und Leipzig bei Hartmann 1784. in gr. 8. 38 Seiten.

In der Vorrede wird gesagt, daß in Oesterreich die Rede gehe, die Maurerei habe unter Joseph II. festen Fuß gefaßt; und nun sey es gut, den Profanen zu zeigen, daß Oesterreichs Maurer keine Phantasten oder Sklaven eines Obern wären. Die Abhandlung sezet den Zweck der Maurerei in moralische Bildung. Die Rede ist mir nicht intressant gewesen; sie empfiehlt Einigkeit in Grundsätzen. Die Kunst sey sehr alt, bei den Juden aber nur einigen Auserwählten bekannt gewesen. In spätern Zeiten sollen Bako (doch wohl Roger Bako, nicht der Kanzler?) Parazelsus, u. a. im O. oder vielmehr F. M. gewesen seyn; welches aber, mit Erlaubniß des Redners, wohl nicht wahr ist.

XXXIX. Kurzgefaßte Geschichte der Rosenkreuzer; oder etwas von ihrem Ordensstifter, Alterthum, Veränderung, Stillstand, Fortgang, Ceremonien und Beschäftigungen. Aus ächten Urkunden herausgegeben von einem wahren Freimaurer. 1784. in gr. 8. 32 Seiten.

Ist ein wirklicher Nachdruck der Erzählung, welche Herr ab Indagine in seinen physikalisch-chemischen Nebenstunden, bekannt gemacht hat. Wenn er selber diesen Nachdruck nicht veranstaltet hat, so hat der wahre Freimaurer sehr unrecht, diese Geschichte als aus ächten Urkunden gezogen, und als ein eigenes neues Werkchen nachdrucken zu lassen. Ueberhaupt hätte man die Quelle anzeigen sollen. Der Stiel ist schlecht; man liest diese Geschichte vollkommen so vollständig und genau in den ersten 3. Stücken der Freimaurerzeitung, und gewiß mit mehrerem Vergnügen.

XIV.

Vergleichung des Stammes Levi der Juden, nach Mose Einrichtung, mit dem vormaligen Priesterstande der Egyptier.

In einer Schrift, welche vor einiger Zeit gegen den Orden der Rosenkreuzer von einem abtrünnig gewordenen Mitgliede desselben erschienen ist, wird behauptet, daß die Juden weder die wahre Kenntniß des einzigen Gottes besessen, noch überhaupt Theil an den egyptischen Mysterien gehabt haben. Die Antwort, welche Herr Phöbron von Seiten des Ordens dem angeblichen M. Bianco gegeben, ist so wenig befriedigend, und überhaupt statt Gründen, mit zu viel groben und ekelhaften Anzüglichkeiten durchflochten, daß sie ihrem Verfasser zur wahren Schande gereicht, und man in Versuchung geräth zu zweifeln, ob sein Herz böshaf-

ter,

ter, oder sein Verstand kindischer ist. Eine solche Vertheidigung schadet mehr, als sie nützet; sie ist erhitztes Pöbelgezänke, bei welchem Leute von Sitten sich lieber zurück ziehen. Auch ist dies die Ursache, warum wir die Phöbronische Schrift lieber gar nicht angezeigt haben, da sie in der Hauptsache nicht das mindeste entscheidet, vielmehr leider! eine Menge Unwahrheiten enthält, die ein unpartheiischer Leser fast auf jeder Seite antrifft. Indessen verdienet der Vorwurf des Herrn Pianco Untersuchung. Da die Allegorie vom Salomonischen Tempelbau in den drei ersten, überall anerkannten Graden der Freimaurerei zum Grunde lieget, so ist es einem philosophischen Geschichtsforscher interessant, zu erfahren, ob die Juden bei ihrem langwierigen Aufenthalte in Egypten von den dortigen Geheimnissen so ganz ausgeschlossen gewesen? Ob von der Lehre der Mysterien nichts in ihre Theologie, von den vielen Gebräuchen nichts in ihre Religion übergegangen ist? Wir machen damit den Anfang, zu zeigen, daß der bei den Juden eingeführte priesterliche Stamm Levi die allergrößte Aehnlichkeit mit der Priesterzunft der Egyptier besaß, und ist dieses erwiesen, so gewinnt denn doch die Vermuthung, welche wir in der Folge auszuführen gedenken, einen sehr hohen Grad von Wahrscheinlichkeit, daß der berühmte Tempel des Salomons der Aufbewahrung, und Kultur ähnlicher Mysterien und Anstalten bestimmt gewesen, als die egyptischen Pyramiden verschlossen.

Da man aber ausser allen Zweifel gegenwärtig überzeugt ist, daß die Anbetung eines einzigen Gottes eine der wichtigsten Lehren der Mysterien war, so wollen wir noch eine Weile dabei stehen bleiben, zu untersuchen, ob wirklich diese Kenntniß eines einzigen gottheitlichen Wesens den Juden gemangelt habe? Es ist wahr, daß das jüdische Volk sehr gern und sehr leicht die Anbetung des Jehova, gegen den Dienst eines Götzenbildes vertauschten; es ist wahr, daß man in ihren heiligen Schriften, in ihrer ursprünglichen Theologie, keine Spur von der Nothwendigkeit des Gebetes findet. Hingegen kann man ihnen vorwerfen, daß sie sich unter dem Gott Jehova, nicht sowohl das göttliche Wesen, rein und von Nebenbegriffen frei, als den Allvater, den Schöpfer, Regierer und Versorger der ganzen Welt, der alle Menschen ohne Ausnahme als seine Kinder ansieht, und alle glücklich sehen will; sondern als einen ihrer Nation eigenthümlichen, von Abraham, Isaak und Jakob ihnen gleichsam vererbten Gott ansahen. Daher nannten sie ihn ihren Gott, den Gott ihrer Väter, den Gott Abrahams; daher rührten vielleicht so vielerlei Vorstellungen von den Vorzügen, die dieser ihr Gott über die andern Götter besitze, und von dem, welche aus diesem Grunde ihrer Nation über andre Völker der Erde erwachsen mußten. Um über diese Frage sich gründlich zu belehren, muß man zum Mose, dem eigentlichen Stifter der jüdischen Verfassung zurück gehen.

Moses gründete einen Staat. Dieser Staat sollte anfänglich wenigstens Demokratie seyn; allein er schloß

die Wahl eines Königs, für die Zukunft nicht aus. Nur gewisse Grundzwecke seines Staates sollten unverändert bleiben, möchte übrigens Demokratie bleiben, oder Monarchie, oder gemischte Regierungsform werden. Der allererste Grundzweck ging auf die Religion, allein nicht auf alle und jede Artikel derselben. So findet sich in den Staatsgesetzen Moses nichts, das die Absicht hätte, die Lehre von einem Erlöser, Messias, rein zu bewahren, oder nur überhaupt zu erhalten. Man hätte keinen Messias glauben, und dies öffentlich bekennen können, ohne durch irgend ein uns bekanntes Gesetz straffällig, oder nur vom Bürgerrecht ausgeschlossen zu werden. Moses machte keine symbolischen Bücher, die man unterschreiben mußte, er hatte keine Lehre, welche zu glauben unter namhafter Strafe befohlen war. Er beschreibt Gott als allweise, allgütig, allmächtig; wenn aber jemand hieran gezweifelt hätte, so war darauf gar keine Strafe in den Gesetzen bestimmt. Bloß der Dienst eines einzigen Gottes, in so fern er der Abgötterei entgegen stehet, war es, dessen Erhaltung bis auf die spätesten Zeiten, Moses zur Hauptabsicht des neuen Staates, welchen er anlegte, fest setzte.

Man muß sich von diesem wichtigen Stück der Religion so wie es sich gegen die damalige Welt verhielte, einen richtigen Begriff machen, ehe man die Mittel beurtheilen kann, welche zu einem so großen Endzweck angewandt wurden.

Unter allen den Völkern, mit welchen die Israeliten Umgang hatten, herrschte der Dienst mehrerer Götter,

oder um Ein Wort zu gebrauchen, die Vielgötterei. Dieser dumme Aberglaube war damals der *sensus communis*. Weil alle Menschen so dachten, so war er sehr ansteckend, und wahre Philosophie, die nur Einen Gott glaubte, schien so lächerlich, daß sie sich selbst verdächtig werden mußte. Zu unserer Zeit hat man wenig Versuchung, mehr als Einen Gott zu glauben, denn die größten und vernünftigsten Völker des Erdbodens sind entweder Christen, oder Muhamedaner, und kommen darin überein, daß nur Ein Gott sey, und deren ihre Meinung ist nun *sensus communis* oder Menschenverstand, von welchem wir nicht leicht abweichen, ohne uns lächerlich oder verdächtig vorzukommen. Hingegen von Mose an bis zur Babylonischen Gefangenschaft, finden wir stets die Verehrung eines einzigen Gottes, selbst unter dem jüdischen Volke, mit dem Aberglauben der Vielgötterei ringend, und es scheint als wenn die Israeliten durch einen Wahnwitz getrieben worden wären, mehr Götter zu glauben. Wir dürfen uns hierüber nicht wundern. Gewisse Meinungen sind zu gewissen Zeiten ansteckend, und wir selbst würden mit der nemlichen Thorheit dieselbe Neigung zum Aberglauben fühlen, wenn wir ein kleines Volk ausmachten, das ringsum mit Götzendienern umgeben wäre. Wir sehen auch, daß weder die künstlichen und strengen Gesetze Moses, noch die Wunder des einzigen wahren Gottes deren historische Wichtigkeit das Volk annahm, diese wunderliche Neigung haben überwältigen können, bis eine gewisse Aenderung in der Welt vorging. Selbst

der

Der Weiseste unter den israelitischen Königen, der uns als Philosoph und Gelehrter gepriesen wird, ward von diesem Wahnwitz geplagt, und fiel in Abgötterei. Als Cyrus sein Reich durch das ganze westliche Asien ausbreitete, nahm auch diese Gemüthskrankheit des Volks und des ganzen menschlichen Geschlechts ab. Die Perser waren Feinde des Götzendienstes; sie glaubten nur einen einzigen unsichtbaren Gott, dessen schwaches Bild das Feuer sey; diesen und nicht das Feuer beteten sie an: sie waren daher den Juden zugethan, und es kostete dem Cyrus keine schwere Religionsveränderung, öffentlich zu bekennen: Jehova, der Gott des Himmels habe ihm alle seine Siege verliehen, und die eroberten Königreiche seyn dessem Geschenk; zum Dank, und aus Gehorsam gegen die alte Weissagung des Jesaias, schickte er das Volk dieses einzigen Gottes wieder nach Palästina zurück, und seine Nachfolger, erbitterte Feinde des griechischen und egyptischen Götzendienstes, ließen für sich im Tempel zu Jerusalem opfern. Nun hatte der Dienst des einzigen Gottes nicht mehr das, der Mode und dem Sinne des menschlichen Geschlechts Widersrige an sich, als vorher, und wir finden von nun an die Juden als eifrige Diener eines einzigen wahren Gottes, denen die Griechen auch durch die heftigsten Befolgungen die Religion der gesunden Vernunft nicht wieder nehmen konnten, welche andere ihren Vorfahren durch beinahe eben so heftige Strafen nicht hatten aufrecht erhalten können. — Man braucht eben kein Feind geoffenbarter Religion, sondern nur in einigem Gra-

de Philosoph und Feind des Aberglaubens und Pfaffenbetrugs zu seyn, um es eine Wohlthat zu nennen, wenn ein Gesetzgeber diesen einzigen Satz: Einen Gott sollst du verehren ganz mit dem Staate durchflechtet, und ihn der Nachwelt zu erhalten sucht. Dies that Moses, der Stifter und Gesetzgeber des jüdischen Staates; und obgleich die Israeliten oft seine Vorschriften verliessen, und seine Drohungen und Strafen nicht achteten, so ist es deswegen nicht minder gewiß, daß die Lehre von einem einzigen Gotte, diese wichtigste Lehre der egyptischen Mysterien, ein Hauptgrundsatz in der Religion und dem Staatsrecht der Juden war, den sie in spätern Zeiten wie wir eben gesagt haben, auch immer treu geblieben sind. Daß sie aber diese Lehre durch Theilnehmung an den egyptischen Geheimnissen erhalten haben, daß sie Moses unmittelbar aus dem Munde der egyptischen Priester in seine Religion und Theologie übertrug, das kann freilich nicht vollständig bewiesen werden; indessen macht die große Aehnlichkeit des jüdischen Priesterstandes, der dem Stamme Levi allein zukam, mit der egyptischen Priesterzunft wovon wir den Leser jetzt unterhalten wollen, diese Vermuthung sehr wahrscheinlich.

Man muß sich von den Priestern und Leviten der Juden einen ganz andern Begriff machen, als man gemeinlich thut, wenn man sich die reichen Einkünfte dieses Standes nicht befremden lassen will. Suchet man in ihnen nichts als Diener der Religion, so werden ihre Einkünfte beinahe ausschweifend erscheinen. Ein Stamm, der nicht mehr als 22000 Personen männlichen Geschlechts,

schlechts, also schwerlich über 12000 erwachsene Männer hatte, bekam die Zehnten von 600000 Israeliten; folglich hatte ein einziger Levite ohne Ausfaat und Unkosten des Ackerbaues rechnen zu dürfen, so viel als fünf Israeliten einerndeten, oder von ihrer Viehzucht gewonnen. Ueberdies gehörten den Priestern noch die Ersilinge, die der Israelite zwar willkürlich nach Art eines Geschenks geben konnte, die aber doch etwa den sechzigsten Theil der Erndte betragen mochten. Von jedem Opfer, dessen Blut nicht in das Allerheiligste kam, hatte der Priester eine im Gesetz bestimmte Portion, und so lange die Israeliten in der Wüste waren, ward dieses Einkommen dadurch sehr beträchtlich, daß zu Verhütung der Abgötterei schlechterdings verboten war, Schaaf- Ziegen- und Rindvieh zu schlachten, ohne es zugleich zum Opfer zu bringen; ein Gesetz, das beiläufig dazu diente, die Priester für den Verlust des Zehnten der Aecker, den es damals noch nicht gab, zu entschädigen. Auch von jedem geschlachteten Thiere, das nicht auf den Altar kam, ward nachher dem Priester eine andre Portion ausgesetzt. Endlich gehörte ihm noch alles Verbannete und alle Gelübde, des Lösegeldes der Erstgeborenen nicht zu gedenken.

Diese Einkünfte waren wirklich unmäßig, wenn man sich unter den Leviten bloß Diener des Altars, und heilige Personen vorstellt; und es ist verschiedentlich über sie gestritten worden. Morgan wollte hier einen Staat der Priester entdecken, der, ohne auf andre Art dem gemeinen Wesen nützlich zu seyn, bloß darum eine über-

mäßige Bereicherung zum Zwecke hatte, weil er sich mit der Religion beschäftigte. Um seine Meinung zu bestätigen, vermehrte er noch die schon an und vor sich großen Einkünfte dieser vermeinten Geistlichkeit. Lowmann, der ihn widerlegt hat, macht aber im Gegentheil die Einkünfte der Leviten geringer, als sie wirklich sind. Es kann doch nicht geleugnet werden, daß ein Stamm der nicht völlig den 50sten Theil des Volks ausmachte, den zehnten Theil des Ertrages aller Acker, und noch dabei manche andre Vortheile genoß. Für bloße Diener des Altars, für bloße Geistliche, würde dieß allerdings zu viel seyn, die man überdem in so großer Menge nicht braucht.

Wenn aber diese ansehnlichen Einkünfte für den ganzen Stand der Gelehrten, d. i. der Geistlichen, der Aerzte, der Richter, der Schreiber, die die genealogischen Tafeln hielten, und der mit der Polizei beschäftigten Mathematiker bestimmt waren, dann wird man eingestehen müssen, daß ihre Summe die Billigkeit nicht überstieg. Man darf nur berechnen, wie viel diejenigen, die sich von der Gelehrsamkeit nähren, von den Einkünften des Landes, an Salarien, Accidentien, und dergleichen erhalten. Man erinnere sich, daß es die erste Sorge eines Staates seyn muß, seinen Richtern, und allen die in seinen Diensten stehen, und auf deren Fleiß, Treu und Redlichkeit, das ganze liegende Vermögen aller Bürger beruhet, einem reichen Unterhalt zu geben, um sie über die gewöhnlichen Versuchungen, Geschenke anzunehmen, oder in ihren Geschäften saumselig zu seyn, weil

weil sie für ihr eignes Hauswesen zu sorgen haben, wegzusetzen.

Und eben dies trifft bei den Leviten ein. Sie waren nicht Geistliche, sondern sie waren Gelehrte aus allen Facultäten, und durch die Geburt verbunden, sich den Wissenschaften zu widmen, dafür sie so reichlich besoldet wurden. Diese ganze Einrichtung war aber egyptisch. In Egypten hatten drei Ordnungen von Priestern die Gelehrsamkeit unter sich getheilt, und namentlich beschäftigten sie sich mit der Philosophie, Theologie, Physik, Mathematik, Rechtsgelehrsamkeit, Geschichtskunde, und ihre würdigste Klasse mit der Medicin. Dieses zum Studieren verbindende Priesterthum war bei ihnen erblich, welches füglich den Vortheil hatte, daß der künftige Gelehrte von seiner ersten Kindheit an, zu den Wissenschaften angeführt worden, und eine seiner Bestimmung gemäße Erziehung genießen konnte. — Man wende dies auf den Priesterstand der Juden an, und man wird die Aehnlichkeit noch größer finden.

Moses hat nie eines solchen Lehramts, als wir in der Kirche haben, auch nur beiläufig gedacht, oder auf den Sabbath Predigten verordnet. Die Wohnung der Priester und Leviten in 48 abgesonderten Städten, machten sie schon zu dem, was wir Lehramt und Seelsorger nennen, und bei dem Namen eines Geistlichen denken, vollkommen untüchtig; denn eine solche Vertheilung wäre dem Zwecke ihres Amtes ganz entgegen gewesen. Die Leviten können also durchaus nicht mit unsern Predigern verglichen werden. Dieser Stand, den die Politik

selbst für sehr nützlich erkennt, wenn er auch nur bloß eine gesunde Moral lehrt, mangelte damals noch dem Staate und der Kirche; so wie auch bei den übrigen Völkern die Priester der Götter, sich nicht mit dem Unterricht, sondern mit Opfern und Ceremonien beschäftigten. Indessen waren doch die Leviten Diener der Religion, theils in so fern sie sich mit den Ceremonien beschäftigten, theils weil sie das Gesetz abschrieben, und in zweifelhaften Fällen erklärten. Das Original des Gesetzes war ihnen übergeben; sie sollten Wächter davon seyn, und genaue Abschriften in einer Zeit besorgen, da noch keine Druckereien waren, und man einen gelehrten Stand, eine Art von Schreibern, zur Erhaltung der Bücher nöthig hatte. Der König mußte sein Exemplar des Gesetzes von dem ihrigen nehmen; alle 7 Jahre lasen sie dem Volke das Gesetz vor, mußten aber selbst darin so bewandert seyn, daß sie wenigstens auf Anträgen Unterricht in der Religion geben konnten. Solche Schreiber waren bei einem Volke, das in der Kunst zu schreiben so unerfahren war, sehr nothwendig und wichtig. Ohne sie konnte weder Gesetz noch Gelehrsamkeit erhalten werden, und auf ihre Genauigkeit und Treue beruhete die Zuverlässigkeit der genealogischen Tafeln, von denen alles liegende Eigenthum in Palästina abhing.

Daß sie sich mit der Medicin, gleich den egyptischen Neocoris, oder Geistlichen, der dritten Ordnung beschäftigt haben mögen, wird um so viel wahrscheinlicher, weil der Priester über den Ausfall zu urtheilen hatte,

und

und also sich natürlich mit der Arzneikunde wenigstens in einigen Grade beschäftigen mußte.

Die Originalien der Maasse, Ellen und Gewichte, waren in der Hütte des Stifts, und selbst im Heiligen, in welches nur die Priester kommen durften; ein Beweis, daß die Aufsicht über Maaß und Gewicht bei den Hebräern eben so den Priestern aufgetragen gewesen ist, als wir dies von den egyptischen Priestern der zweiten Ordnung, die Hierogrammateis hießen, wissen. Dies Amt konnten sie ohne Kenntniß der Mathematik, der sich die eben genannten egyptischen Hierogrammateis widmeten, nicht verwalten, und mußten sich also, eben so wie diese auf die mathematischen Wissenschaften legen.

Die Priester waren bei den Egyptiern zugleich die Richter, so wie bei vielen Völkern Recht und Religion verbunden gewesen sind, und noch sind. Dies war nun wohl bei den Hebräern die wichtigste Beschäftigung des Stammes Levi, welche die meisten Personen erforderte. Insonderheit mußten die Priester bei allen schweren Processen den letzten Ausspruch thun, und sich fast wie unsre Juristen - Facultäten und Schöppenstühle als Erklärer der Gesetze beweisen. Daß der Hohepriester als das Haupt dieses Stammes und oberster Rechtsgelehrte einen überaus großen Einfluß in den Staat haben konnte, wird man schon von selbst vermuthen.

Diese auffallenden Ähnlichkeiten des egyptischen und jüdischen Priesterstandes bewürken sehr natürlich die Vermuthung, daß der Gesetzgeber der Hebräer sich die

Nation, unter der er und sein Volk so lange gelebt, zum Muster genommen habe. Vielleicht ist er selbst in den egyptischen Mysterien des Osiris und der Isis eingeweiht gewesen, oder hat wenigstens Mittel gefunden, sich mit den geheimen Lehren, die im Schoosse der Pyramiden verwahrt wurden, vertraut zu machen. So sonderbar diese Meinung scheint, so sehr wird sie doch durch alle die Aehnlichkeiten wahrscheinlich, die derjenige, der mit einiger Aufmerksamkeit, die heiligen Bücher der Juden, und das, was uns von der Feier der egyptischen Mysterien übrig ist, gelesen hat, nothwendig entdecken muß. So wie die Lehre eines einzigen, höchsten Wesens, auf dessen Wink die Welt entstanden sey, ein Grundgesetz des jüdischen Staats war, auf dessen Erhaltung vorzüglich Moses Gesetze dringen, eben so war sie die Hauptlehre in den Mysterien der Isis oder des Osiris, die nur den Eingeweihten offenbaret wurde. So wie der Glaube an eine verlorne Vollkommenheit der menschlichen Seele, die die heiligen Schriften das verlorne Ebenbild Gottes nennen, unter den Juden allgemein war, eben so lehrten die egyptischen Mysterien, daß die menschliche Seele ihrem ehemaligen glücklichen, höchst vollkommenen Zustand, in dem sie ein Ebenbild des Osiris gewesen, verlohren haben, daß aber ein strenges und anhaltendes der Tugend geweihtes Leben, jenes verlorne Ebenbild wieder ersetzen könne. — Und nicht bloß diese reinen, abstrakten Lehren sind aus den Mysterien des Osiris in die Religion der Juden übergegangen, sondern auch eine Men-

ge heiliger Gebräuche und Gewohnheiten, die freilich alle ihre Bedeutung, und einen geheimen Bezug auf jene reine Vorträge hatten. So hatte die Zahl sieben bei den Egyptern einen religiösen Nebenbegriff; und eine geheimnißvolle Bedeutung. Eben das finden wir bei den Juden, weil auch sie in der Zahl sieben etwas heiliges und geheimnißvolles zu entdecken glaubten, ist die Geschichte der Schöpfung in sieben Tage eingetheilt worden, und in den Vorschriften des Gottesdienstes im Tempel und der Stiftshütte, ist sie sehr oft gebraucht worden. Es würde zu weitläufig seyn, wenn wir alle Fälle bemerken wollten; man erinnere sich nur, daß nach einem Gesetze im 4 Buch Mose, Kap. 19. das Blut der geopfertten rothen Kuh siebenmal gegen das Heilige gesprengt werden mußte; in welchem Kapitel überhaupt die Zahl sieben sehr häufig bei Reinigungen angewandt wird. Die Heiligkeit dieser Zahl bei den Egyptern ward vermuthlich durch die 7 Planeten veranlaßt; welches vielleicht auch die Ursache gewesen seyn mag, daß auf dem großen Leuchter, der nach der Vorschrift der jüdischen gottesdienstlichen Gesetze im Heiligen stand, sieben Lampen brannten. In eben diesem heiligen Ansehn stand die Zahl sieben bei mehreren orientalischen Völkern. Den Persern war, wie den Juden der siebende Tag heilig. Die Zahl ihrer vornehmsten Staatsbedienten überstieg selten diese Zahl, und wo etwas großes oder vorzügliches unternommen werden sollte, ward immer diese Zahl hineingemischt. Daß diese Gewohnheit egyptischen Ursprungs ist, wird niemand leugnen,

nen, und es scheint sehr wahrscheinlich zu seyn, daß durch die Juden, ihre heiligen Sitten verbreitet worden sind, und jene Völker nicht unmittelbar aus der Quelle geschöpft haben. Es war natürlich, daß die Babylonier und Assyrer sehr vieles von den Gebräuchen der Juden annahmen, als sie nach der Zerstörung der jüdischen Königreiche, diese Nation in ihr Land führten, und 70 Jahre lang mit ihnen vereinigt wohnten. — Der Gottesdienst der Juden enthielt noch mehrere egyptische Nachahmungen, wohin vorzüglich die beiden Cherubin über der Bundeslade im Allerheiligsten gehören. Dieses Symbol scheint eine doppelte Bedeutung gehabt zu haben. Einmal zeigt es die nähere Gegenwart des Jehova an, der im Allerheiligsten sich dem Hohenpriester offenbarte, und gleichsam da seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte; und zweitens verdeckte es auch noch etwas geheimnißvolles. Demjenigen, der mit den Ideen der ältesten Völker von der Gottheit bekannt ist, wird es beifallen, daß man mit dem Begriff eines höchsten Wesens, allemal die Idee einer außerordentlichen Macht und Gewalt verknüpfte. So lange der menschliche Verstand noch in seiner Kindheit war, so lange reine abstrakte Ideen noch etwas äußerst seltenes waren, und sich in jeden Begriff etwas physisches mischte, war es sehr natürlich, daß die Vorstellung eines höchsten Wesens unmöglich so rein und geläutert seyn konnte, als sie später in den Schulen der großen Weisen vorgetragen wurde. Es war sehr natürlich, daß die Vorstellung eines Gottes sich nach den Ideen sinnlicher Menschen

schen modelte; daß sie sich ihn so dachten, wie sie sich selbst fanden, daß sie ihm alle ihre vorzüglichen Eigenschaften, und selbst alle ihre Neigungen und Leidenschaften, freilich in ungleich höhern Grade zuschrieben. Alle ihre Wünsche und Hoffnungen, die sie an den Regierer der Welt richteten, alle ihre Gebete an ihn bezogen sich allein auf ihre physischen Vortheile, und ihre Gottheiten schienen ihnen nichts anders als übermächtige Könige zu seyn, die in Zorn und Rache entbrennen würden, wenn von ihrem Dienste, ihren Opfern, ihren Gaben, das geringste nachgelassen würde. Dieser rohe Geist der Religion herrschte bei allen morgenländischen Völkern; die später entstandenen feinen, edlern Begriffe von der Gottheit wurden dem Volk, daß ihrer auf keine Weise fähig war, nicht vorgetragen, sondern blieben in den Mysterien die Beschäftigung weiserer Menschen.

Ein in ihren Begriffen eben so sinnliches und rohes Volk waren die Juden; wer ihre historischen Schriften mit einiger Aufmerksamkeit gelesen hat, wird es bemerkt haben, daß sie von Jehova dem Gott ihrer Väter nichts anders erwarteten, als sinnliche körperliche Vortheile, daß sie ihn um nichts anders baten, und daß alle ihre Opfer keinen andern Zweck hatten. Auch konnte Moses, der ohne Zweifel ein sehr aufgeklärter Mann war, diese Ideen nicht verdrängen; sie waren zu tief eingewurzelt, und er war weise genug, sie zu benutzen und auf sie seine Gesetze zu bauen. Aus dieser Ursache ließ er ihnen die körperliche Idee, die sie sich von der Gottheit machten, und in der, überwiegende
 Stärke

Stärke und Macht den Hauptzug ausmachten. Diesen Begriff hatten sie mit den Egyptern gemein; die wahrscheinlich darum einen Ochsen zum Symbol ihres Gottes Osiris wählten, weil sie sich die Gottheit nur unter der Eigenschaft der Stärke dachten, und ihr Wesen recht sinnlich vorstellen wollten. Viele Stellen der Bibel beweisen, daß dies auch die Idee der Hebräer war, und die Vermuthung wird dadurch sehr wahrscheinlich, daß die Cherubinen im Allerheiligsten die Gestalt eines Ochsen gehabt haben, eine Meinung der viele angesehene Gelehrte beitreten. Die Juden hingen bekanntlich so sehr an egyptischen Ideen; und da sie es mit den Egyptern, wie mit den mehresten orientalischen Völkern gemein hatten, sich die Gottheit unter einem Aggregat körperlicher Kräfte vorstellen; so läßt sich sehr vermuthen, daß sie die, ihnen in Egypten gewöhnlich gewordene symbolische Vorstellungsart des höchsten Wesens beibehalten haben. Daß sie überhaupt diese Idee nicht verlassen konnten, beweiset die Geschichte mit dem goldenen Kalbe oder Ochsen in der Wüste, und der Gottesdienst den die Könige von Israel in der Folge errichteten.

Eine andre große Aehnlichkeit mit egyptischen Ceremonien scheint das Urim und Urmschild gehabt zu haben, das der Hohepriester auf seiner Brust trug, und das wohl eine Art von Orakel war, und durch den Glanz der Steine aus denen es zusammengesetzt war, die Antworten des Priesters bestimmten. Ein diesem ähnlicher Gebrauch herrschte auch in Egypten; wo der Präsident von dem großen Gerichte, das aus 30 Richtern bestand,

stand, davon die Mitglieder aus den Stämmen! der Priester Theben, Memphis und Heliopolis gewählt wurden, eine goldene Kette um den Hals trugen, an der ein Bild von kostbaren Steinen hing, das die Wahrheit genannt wurde. Wenn der Präsident bereit war, Gehör zu ertheilen, so that er diesen Amtsschmuck an, und kehrte beim Urtheilspruch das Bild der Wahrheit derjenigen Parthei zu, die den Streit gewonnen hatte. Zu allen diesen Aehnlichkeiten erlaube man uns noch eine zu setzen, die uns vorzüglich zu seyn scheint.

Obgleich die Meinung, daß die Pyramiden zu Grabmälern der egyptischen Könige gedient haben, und also ein Beweis des erschrecklichsten Despotismus sind, der dieses Land gedrückt hat, noch von den mehresten Schriftstellern angenommen wird, so läßt sie sich doch auf keine Art überzeugend beweisen. Genauere Untersuchungen, und vorzüglich Reisen verständiger Männer haben es dargethan, daß sie heilige Gebäude gewesen sind, in denen die Mysterien gefeiert wurden. Die besondere mysteridse Bauart dieser Pyramiden, ihre vielen Zimmer und Gallerien, alles das zeigt, daß sie zu irgend einem andern heiligen Gebrauche bestimmt gewesen seyn müssen, als Todte zu begraben; wenigstens gewiß nicht der Hauptendzweck dieser Gebäude gewesen seyn können. Den Granitkasten im großen Zimmer der Pyramide hat man immer für den Sarg des Königs gehalten; allein der gelehrte D. Schaw, dieser genaue und aufmerksame Beobachter hat zwischen ihn und andern egyptischen Särgen nicht die geringste Aehnlichkeit gefunden, wie

er denn auch nicht einmal nach der sonstigen Sitte dieses Volks mit Hieroglyphen bedeckt ist. Er vermuthet daher, daß dieser Kasten bei der Feier der Geheimnisse des Osiris gebraucht worden, und einer von den heiligen Kästen sey, deren man sich in den Mysterien bediente. Daß in den Mysterien gewisse heilige Kästen im Gebrauch gewesen, ist nach dem Zeugniß verschiedener Schriftsteller ausgemacht. Sie hatten gewisse mysteriöse Bedeutungen, und scheinen noch überdem ein Symbol der Verschwiegenheit gewesen zu seyn, welche der unterscheidende Charakter aller Mysterien bei allen Nationen, und vorzüglich bei den egyptischen war; denn wahrscheinlich stammen alle Geheimnisse fremder Völker von diesen alten egyptischen ab, und selbst die Mysterien des Bacchus und der Ceres in Griechenland scheinen keine andern, als die nach dem Klima und den Sitten des Volks umgeänderten Mysterien des Osiris und der Isis gewesen zu seyn, obgleich einige angesehene Schriftsteller das nicht zugeben wollen; denn es finden sich zu viele Aehnlichkeiten in den uns noch übrigen Nachrichten von beiden Geheimnissen. — Wahrscheinlich deutete das Grab und der Sarg des Osiris in der Pyramide auf die in den Mysterien vorgetragenen Lehren, daß die Seele des Menschen, dieser Ausfluß der Gottheit, ihren ehemaligen glücklichen Zustand verlohren habe, und in diesen Leib versetzt worden sey, den sie als ein Grab betrachten mußte; dadurch sey nun alle noch übrige Erkenntniß von Gott und Tugend völlig verlohren gegangen. Durch die Einweihung aber, und die Aufnahme

in

in diese heiligen Geheimnisse, verlasse die Seele gleichsam ihren Kerker, und komme durch die in den Mysterien vorgetragene wahre Weisheit wieder zum Anschauen Gottes, zum Besitze jener verlohrnen Herrlichkeit, und zum reinsten Genusse jener erhabenen Begriffe wieder, mit denen sie sich nährte, ehe sie alles verlohrt, was ihren wahren Berth ausmachte. Auf diese Weise, stehe, symbolisch ausgedrückt, Osiris wieder aus dem Grabe auf, und werde lebendig.

Dies scheint die richtigste Bedeutung der Symbole das Grab des Osiris gewesen zu seyn, und eben von diesem Sarge schreiben sich alle die heiligen Rasten in den verschiedenen Mysterien her. Weil aber diese reinere Lehre der Geheimnisse, nicht, um mich eines Shakespearischen Ausdrucks zu bedienen, für Ohren von Fleisch und Blut, das heißt für rohe sinnliche Menschen war, und also sorgfältig vor dem Uueingeweihten bewahrt werden mußte, deutete dieses Symbol auch hierauf. Denn der Sarg des Osiris war gewöhnlich bedeckt, wurde aber dann gedfnet, wenn die Eingeweihten in den obersten Grad aufgenommen wurden, und zur unmittelbaren Anschauung gelangten, weil von ihrer Seele gleichsam die Hülle weggenommen wurde, die sie so lange für diese erhabenen Ideen unfähig gemacht hatte.

Man erlaube uns nun einen Uebergang auf die Religion die Moses stiftete. Auch in ihr fanden Mysterien

statt; denn Moses sah zu wohl ein, daß die reinen und richtigen Erkenntnisse von Gott, sich eben so wenig für den großen Haufen seines Volks, als des egyptischen schickten, und daß es unweise gewesen seyn würde, sie ihnen gerade zu vorzutragen. Diese geheimen und verborgenen Lehren von Gott und der reinern Religion, die nur wenigen Aufgeklärten mitgetheilt werden konnten, wurden durch die Bundeslade angedeutet; die Juden hatten also auch diesen Gebrauch von den Egyptern angenommen, sich zur Feier ihrer Mysterien, eines heiligen, geheimnißvollen Kastens zu bedienen, welches die angeführte Bundeslade war. Ist diese Aehnlichkeit, die jeder von Vorurtheilen und angeerbten Ideen freie Leser gewiß entdecken wird, nicht auffallend? und wenn man aus diesem Gesichtspunkte die Religion und den Gottesdienst der Juden betrachtet, läßt sich nicht vieles erklären, was sonst Schwierigkeiten gemacht haben würde? — Es scheint also ausgemacht zu seyn, daß viele Gebräuche und heilige Ceremonien aus den Mysterien des Osiris und der Isis in die Regierungsform und Religion des durch Mose gestifteten Staats übergegangen sind. Auch viele egyptische Traditionen und religiöse Gedichte, scheinen aus den heimlichen Archiven der Priester des Osiris in die heiligen Bücher der Juden gekommen zu seyn. Z. B. das Fragment, das in dem ersten Kapiteln des Buchs Mose erzählt wird, vom verlohrnen Ebenbild Gottes, durch die Uebertretung des Gebots, nicht von dem Baume des Erkenntnisses des Guten

Guten und Bösen, oder vielmehr vom Prüfungsbaume zu essen; denn hiedurch wird die schon oben angeführte Aehnlichkeit in beiden Lehrvorträgen bestätigt. Ueberdem haben einige neuere Reisende unter den Ruinen des alten Thebens, in der Gegend, wo das Memnonium gestanden, einige symbolische Vorstellungen entdeckt, die auf dieses dichterische Fragment Beziehung zu haben scheinen.

Man rufe sich noch einmal alle diese Aehnlichkeiten ins Gedächtniß zurück; man erinnere sich, daß die Leviten so wie die Priester in Egypten einen besondern Geschlechtsstamm ausmachten; daß ihnen, so wie diesen, die Cultur der höhern Wissenschaften oblag, daß sie wie die egyptischen, die wichtigsten Aemter im Staat, und vorzüglich die Richterstellen verwalteten; daß sie wie diese einen großen Einfluß in die Regierung des Staats hatten, und im Stande waren eine unrechtmäßige und tyrannische Regentin, die Athalia vom Throne zu stürzen; daß sie, wie die egyptischen Priester im Tempel, und bei demselben wohnten; daß sie, eben so wie diese, sich der Reinlichkeit befleißigen, und leinene Kleider tragen mußten; — man erinnere sich, daß die Juden die Gewohnheit ihre Knaben zu beschneiden von den Egyptern angenommen hatten, daß sie wie diese einen ähnlichen Abscheu gegen die rothe Farbe hegten, und daher das Böse oder die Sünde immer durch diese Farbe andeuteten; deswegen eine rothe Kuh zum Sünopfer schlach-

teten, und überhaupt auch in ihren häuslichen Sitten und Gewohnheiten so viel ähnliches mit dieser berühmten Nation hatten; — man erinnere sich an die ganze egyptische Einrichtung ihres Gottesdienstes, und man wird gewiß keinen Augenblick anstehen, die jüdische, durch Mosen gestiftete Religion, und den von ihm eingerichteten Staat, für Töchter und Abkömmlinge der egyptischen Religion und Regierungsform zu halten.

Man kann fast keinen Absatz in den Mosaischen Schriften lesen, ohne den großen Einfluß, welchen die egyptische Philosophie auf ihn gehabt, zu bemerken. Selbst da, wo die Abweichung von egyptischen Gesetzen und Gewohnheiten in die Augen fällt, ist es doch derselbe Geist der Gesetzgebung; wenn Moses seinem Volke etwas zuläßt, was den Egyptern verboten war, so walteten bei ihm die Ursachen zur Zulassung ob, welche dort beim Verbote gewürkt hatten. Wir wollen in der Folge auch davon ein und die andre Probe beibringen. Jetzt mögen noch einige Aehnlichkeiten vorangehen.

Moses gab seinem Volke auch Speisegesetze. Er verbot ihnen gewisse andern Völkern angenehme und gewöhnliche Nahrungsmittel als unrein; besonders betraf dieses das Fleisch gewisser Thiere. Im Grunde zwar haben andre Völker, und auch wir, die Sache; nur das Gesetzliche der Enthaltung von gewissen Dingen haben wir nicht. Auch die Israeliten hatten schon,

Moses

Moses noch seine Diätetik aufschrieb, Vorliebe und Abscheu vor gewissen Speisen. Allein veränderte er jene uralte Volksgewohnheit ohne Grund in ein unabänderliches Gesetz? Das ist von einem Manne, wie Moses war, nicht glaublich. Welche Bewegungsgründe leiteten ihn dann, und woher nahm er sie? —

Die Hauptabsicht des Moses ging wohl dahin, die Israeliten desto mehr von andern Völkern abzusondern. Sie sollten ein heiliges Volk unter der Leitung eines Priesterthumes bleiben, sollten im gelobten Lande beisammen wohnen, sich nicht in andre Länder zerstreuen, nicht zu vielen Umgang mit andern Völkern haben, um nicht von der Idololatrie, welche damals die Religion des ganzen Menschengeschlechts war, und von den Lastern der benachbarten Völker angesteckt werden. Zur Absonderung einer Nation von der andern ist aber sicher die Verschiedenheit der reinen und unreinen Speisen eins der wirksamsten Mittel. Die meisten genaueren Freundschaften werden bei Tische gestiftet: selbst feindselig gewesene Völker schützen sich, nach geschlossenem Frieden, durch eine Friedensmahlzeit aus, um hier die gestörte Harmonie wieder zu erneuern und fester zu knüpfen. Mit wem man aber niemals essen und trinken kann, mit dem wird man, ohngeachtet alles Umgangs wegen Geschäften, doch selten so vertraulich werden, als mit demjenigen, dessen Gast wir sind, oder welcher der unsrige ist. Haben wir gar eine Art von

Erziehungsabscheu vor des andern Speise, so ist dies ein neues Hinderniß. Nun hatten alle Nachbarn der Israeliten Speisen, die den Israeliten von Jugend auf verboten waren, die man ihnen immer mit Abscheu genannt hatte.

Dieselbe Gewohnheit findet sich bei den alten Egyptern. Zwar gingen diese selbst von den Israeliten noch ab, denn sie hatten von undenklichen Zeiten eine noch härtere Art von National-Speisegesetzen, die sie weit stärker von dem Umgange mit Ausländern abhielten. Was die Israeliten assen, waren bei ihnen vielleicht nicht gerade zu unreine aber doch heilige Thiere, und einer Gottheit so geweihte, daß man sie nicht schlachten durfte, oder man mußte gar, nach der egyptischen Lehre von der Seelenwanderung, befürchten seine eigene Vorfahren zu speisen, wenn man solche Speise genossen hätte, in welche die besten menschlichen Seelen zu fahren pflegten. Ehe noch die Vorfahren der Israeliten nach Egypten zogen, ging das so weit, daß die Egyptier nicht nur nicht einerlei Speise, sondern nicht einmal an einerlei Tisch mit jenen essen konnten; ihnen waren herumziehende Hirten, welche Rind-Schaaf und Ziegenfleisch assen, so zu wider, daß sie sie nicht unter sich wohnen ließen; sondern ihnen andre Gegenden in Egypten einräumeten. Nicht einmal das Eßgeschirr eines Ausländers, der unegyptische Speisen aß, durfte der Egyptier gebrauchen; er durfte ihn auch nicht küssen,

fen, sondern der gelbe Afrikaner hielt sich von aller Umarmung weisser Menschen zurück. Und so wird es sehr wahrscheinlich, daß Moses von der gesetzgebenden Klugheit des egyptischen Volkes den Grundsatz: durch Speisegesetze die Trennung seines Volkes von andern zu bewürken und zu unterhalten, entlehnt, und bei den Israeliten zum Gesetze gemacht habe, was vorhin nur väterliche Sitte war.

Die Phönizier (bei den Juden heissen sie Kananiter) assen nicht bloß solche von Mose verbotene Speisen, als wir zu essen pflegen, sondern noch andre, unter denen auch die Hunde waren, deren wir zu unsern Tischen schonen, wenn sie uns dagegen zu Märtyrern der Anatomen dienen müssen. Justinus erzählt, daß Xerxes (der einem Don Quixott von Universalmonarchen spielen wollte), den Karthaginensern, unter Bedrohung eines Krieges untersagte, menschliche Opfer zu bringen, die Todten zu verbrennen, und Sundefleisch zu essen.

Zwischen den Israeliten und Arabern war freilich der Unterschied wegen der nahen Verwandtschaft am geringsten; aber er war stark genug, dem genauen Umgang beider Völker eine Hinderniß in den Weg zu legen. Das Kameel ist nicht nur der größte Reichthum der Araber, sondern auch ihre Hauptspeise; eben so speiseten sie Hasen und eine zweibeinigte Gattung von Bergmäusen, welche ihre Vorderpfoten wie Hände gebraucht. Den Israeliten waren sie verboten.

Ausser dieser ersten und Hauptabsicht können diätetische Gründe hinzugekommen seyn; allein sie sind in der That nur Nebensache. Davon zu reden, ist hier der Ort nicht.

Sonderbar ist es, daß unter den verbotenen Thieren der Juden eins stehet, dessen sie sich nicht nur häufig zur Speise bedienen, sondern auch mit dem Fette davon kochen und backen: die Gans. Man könnte wohl die diätetische Gründe des Verbotes der Gans finden. Allein auch hier kann ein anderer Grund eintreten: Die Gans war bei den Egyptiern ein Bild des Gottes Osiris; und daher kommt es vermuthlich, daß einige sokratische Philosophen, welche den Egyptiern in vielen Dingen nachahmten, bei der Gans schworen, wie wohl bald daraus ein listiger Meineid ward. Und daher also wahrscheinlich das Verbot der Gans vom Mose, der entweder bloß die Gans, oder gar die ganze Gattung von Wasservögeln, wozu die Gänse und Enten gehören, seinem Volke als unrein verbot. Sonderbar ist es bei dem allen, daß die Juden unserer Zeit, welche sonst so sklavisch und ungereimt alle Mosaische Tischgesetze, die für ihre Lage sich gar nicht mehr schicken, beobachten, und doch die von ihrem Gesetzgeber wirklich mit verbotene Gans zum Lieblingessen gemacht haben. Im gelobten Lande gab es indessen nur wenig Gänse. —

Wir haben schon oben des Umstandes erwähnt, daß der jüdische Priesterstamm zu seinen Geschäften auch die

Ausübung der Heilkunde gerechnet habe; und notorisch ist es, daß die egyptischen Priester die Arzneikunst trieben. Sollten die Leviten, oder sollte Moses für die Leviten nicht in Egypten manche Methode, welche dort geheim gehalten wurde, gelernt, und auch als geheim unter den Priestern seines Volkes fortgepflanzt haben? Diese Vermuthung zu begründen, könnte man vieles anführen; hier wollen wir nur des unreinen Saamenflusses, und der vom Mose dagegen verordneten Speicheltur gedenken, welche mit Nutzen nur durch Quecksilber bewirkt werden kann. Aber die ältern Aerzte kannten ja kein Quecksilber. Zugegeben, die kannten es nicht; aber muß es darum auch den Egyptiern, die wahrscheinlich keine schlechte Chemiker waren, auch unbekannt gewesen seyn? Ihnen, die alle Wissenschaft und Kunst, besonders eine solche, die sie dem Publico so unentbehrlich machte, geheim hielten? — Befassen die Egyptier die Kenntniß des Quecksilbers und seiner Kraft, so konnte Moses, der am königlichen Hofe wie ein Fürstentind erzogen ward, wohl zu dem Geheimnisse gelangen.

Was wir hier Saamenfluß nennen wollen, heißt beim Moses eigentlich: Fluß aus den Schaamtheilen. Er erklärt den Umgang mit Kranken dieser Art für unrein, sogar die Sachen, worauf der Kranke saß, waren unrein. Daraus folgt die ansteckende Eigenschaft des Uebels, und aus ihr folgt, daß die Rede nicht vom

sogenannten gutartigen Saamenflusse seyn könne. Ja, Moses gehet noch weiter: er setzt zweierlei Perioden oder Abänderungen dieses Uebels fest. Die Eine, da es fließend ist; die Zweite, da der Fluß sich gestopft hat. Dies letztere ist bekanntlich bei einer ungeheilten Gonorrdha gefährlich, wenn sie virulenter Art ist; vom nicht virulenten Tripper wird kein Arzt Gefahr aus seiner Verstopfung weissagen. — Dann verordnet Moses ausdrücklich, der solle unrein seyn, der die Schaamtheile des Kranken berührt. Dies wäre überflüssig, sobald die Rede von dem Saamenfluß aus Schwäche wäre, und da wird ordentlicher Weise, auch Niemand die Schaamtheile berühren. Er setzt zum voraus, daß dies letztere geschehe und häufig geschehe, um darüber gesetzlich zu verordnen. Dies wäre aber der Fall bei der virulenten Gattung, wo zuweilen chirurgische Behandlung nöthig ist.

Aber vorzüglich sonderbar siehet das aus, was Moses hier vom Speichel sagt. Etwas ähnliches oder gleiches kommt bei keinem seiner Gesetze von der Unreinigkeit vor. Wer sollte dabei nicht an die Speichelfur denken? Doch hier ist erst das ganze Mosaische Gesetz. *) „Wenn ein Kranker dieser Art seinen Speichel auf einen Unreinen wirft, so soll der Reine seine Kleider waschen, sich mit Wasser baden, und bis an den Abend unrein seyn.“ Daraus scheint zu folgen, daß
man

*) 3 Buch Mose, Kap. 15. Vers 1 — 13 oben Vers 8.

man damals die Lustseuche und ihr Gegenmittel kannte, wenigstens in so fern es doch die Priester wußten. Wird nicht manches, das längst bekannt aber vergessen war, von neuen erfunden? Erfinden nicht zwei oft einerlei? Zwar, der Einwurf scheint einige Stärke zu haben, daß von des Hippokrates Zeiten an, bis auf die Entdeckung der neuen Welt keine Lustseuche, kein venerisches Gift bekannt war. Aber unreine Flüsse waren doch bekannt, wie Senler zureichend beweiset; und diese können durch Umstände, durch Hinzukunft neuen, weniger modificirten Giftes, die Seuche hervorgebracht haben. Astruc, ein lesenswerther und doch vergessener Autor, beschreibt, was für Perioden die (angeblich) aus Amerika zu uns gebrachte Krankheit gehalten habe, und wie sie in jeder gemildert sey. Er schließt dabei mit dem Gedanken: wenn nur keine neue Aussteckung aus Amerika selbst herüber käme, so würde sich das Uebel selbst wahrscheinlich noch mehr mindern, und endlich gar verlieren. Vielleicht ist das was Astruc so wahrscheinlich hoffet, schon einmal zwischen Moses und Hippokrates Zeiten geschehen, denn beide sind doch gegen 1000 Jahre von einander entfernt. Die Krankheit mochte aus dem südwestlichen Afrika ehemals nach Egypten gebracht seyn; sie hatte sich schon sehr gemildert, und war nicht mehr Seuche, sondern Fluß aus Schaamtheilen. Und als unser Hippokrates, ein Zeitgenosse des Artaxerxes, das heißt, 650 Jahre nach David lebte, war sie so verschwunden, daß griechische

Ärzte

Ärzte ihrer gar nicht erwähnen; so wie bei uns eben der Fall kommen könnte, wenn wir eben so lange keine Gemeinschaft mit Amerika hätten.

Diese Krankheit also suchte Moses durch Gesetze zu hindern, daß sie sich nicht ausbreite; gegen diese Krankheit machte er den Leviten das Quecksilber bekannt, als ein in Egypten erlerntes Arkan, um die Unglücklichen mit demselben zu heilen. So ist es uns wahrscheinlich.

Laßt uns aber nun auch Unähnlichkeiten auffuchen, welche dem Anscheine nach den egyptischen Einrichtungen und dortigen Nationalgebräuchen gerade entgegengesetzt scheinen, und dennoch ganz im Geiste der egyptischen Gesetzgebung sind. Statt mehrerer wählen wir für dieses mal den Wein.

Moses verordnete als eine Zugabe zu den Opfern, welche in Thieren bestanden, oder in Mehl, auch Del und Wein, um die Küche vollständig zu machen. Dies könnte unter einem andern Volke bloß hergebrachte Sitte, bloß kirchlicher Gebrauch gewesen seyn; allein bei einem aus Egypten nach Palästina ausgehenden Volke wird es ein wichtiger Umstand. Egypten hatte Mangel an Del und Wein, in Palästina waren beide die vorzüglichsten Naturgaben. Egypten hielt den Wein für ein aus dem Blute der Götterfeinde entstandenes Gift;

und

und Moses befohl ihn dagegen zu opfern, und bei den Opfermahlzeiten zu trinken.

Der grösste Theil von Egypten hat keinen Weinbau; kann ihn nicht haben, denn der Weinbau liebt Hügel, und Egypten besteht fast ganz aus Ebenen, und diese flache Ebenen werden gerade in denen Monaten, in welchen der Wein zur Reife kommen muß, vom Nil überschwemmet, und sind eine See. Bloß die egyptische Provinz Sium hat noch einigen Weinbau. Allein die durch des Nils Austritt übereilte Weinlese verhindert die völlige Reife. Egypten hat einzelne Weinstöcke, aber keinen Weinbau. Noch jetzt macht man aber ein Getränk, welches aus Weinbeeren und Syrup oder Honig besteht, und das machte man schon zu Jakobs Zeit. Daß die Egyptier überhaupt bloß von Staatsabsichten, nicht von Verabscheuung geistiger Getränke zum Verbote des Weins (nicht Weinstocks) geleitet wurden, erhellet daraus, weil sie gewiß aus ihrem Getraide Bier und Brandwein bereiteten, wovon wir den letztern durch ihre Nachbarn, die Araber, erst spät kennen gelernt haben. Hätten die Egyptier daher Wein trinken wollen, so hätte er von auswärtigen Orten, von denen man doch abgesondert bleiben wollte, eingeführt werden müssen. Dies ist in Staatsrücksicht eine sehr nachtheilige Sache, welche die Politik der egyptischen Gesetzgebung zu hindern suchte, um so mehr suchte, da sie wider allen ausländischen Handel war.

Wie

Wie sollte man am besten die Einführung des Weins hemmen? Durch Verbot? Aber die sind zu schwach wenns auf Geschmack und Vergnügen ankommt. Daher nahm man ein kräftigeres Mittel zu Hülfe: man erregte einen religiösen Abscheu gegen den Wein. Er sollte den Göttern zuwider, und sogar das Blut der alten Feinde der Götter seyn. Wer das glaubt, der wird sich ja nicht erlauben, so etwas Abscheuliches zu trinken: er wird bei Wasser, Bier, Brandwein, und Honigsäften bleiben.

So einleuchtend es uns seyn muß, daß der Abscheu vor Wein bei den Egyptiern bloß die Frucht einer Politik, und zwar einer lokalen Politik der geweihten Polizeibeamten des Landes war: so breitete sich doch der Haß desselben von diesen großen Lehrern der ältern Welt in Wissenschaft, wahrer Philosophie und Aberglauben, zu mehreren Völkern aus, sogar mit dem Unterschied zwischen Traubensaft und Wein.

Die Manichäer hielten ihn für die Galle des bösen Urwesens; die Essener verabscheuten ihn als ein rasendmachendes Gift. Die Nabotäer setzten Lebensstrafe auf den Weinbau. Die Araber glaubten, die Kultur des Weinstocks streite mit ihrer Freiheit, ihrer Ehre und ihren väterlichen Sitten. Muhamed fand also schon eine den Wein verbietende Moral aus uralten Zeiten fortgepflanzt, vor sich, da er sich zum Gesetzgeber aufwarf.

Moses